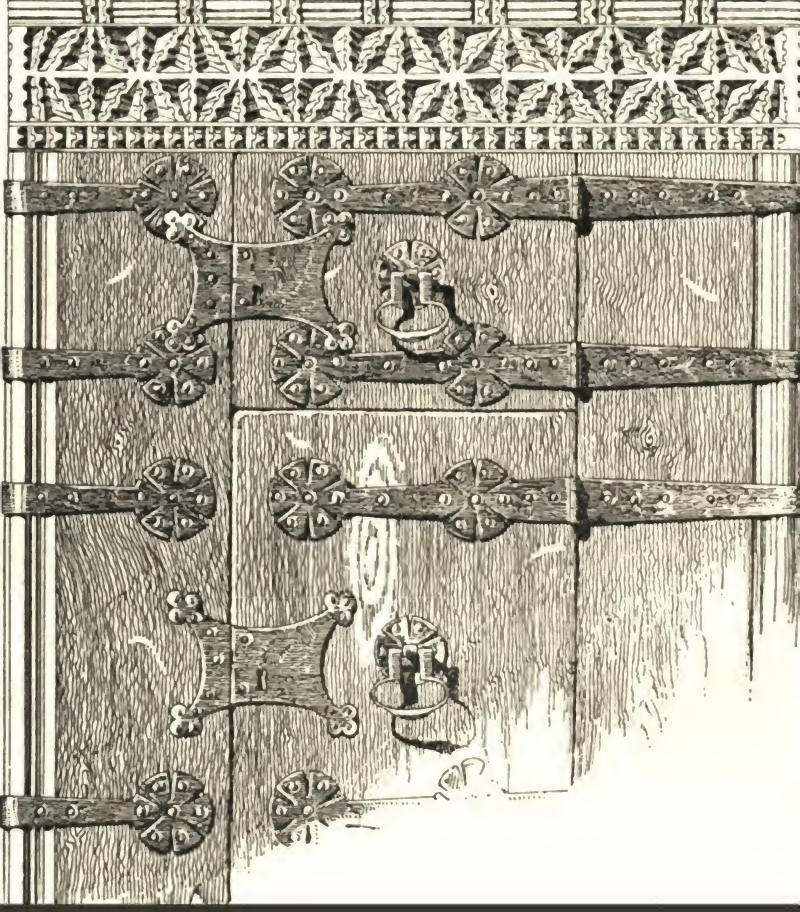
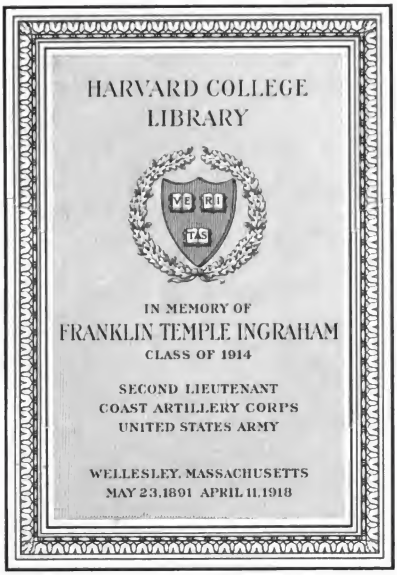


Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde
in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Digitized by Google

Ger 45.1.30



Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

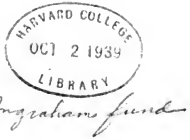
Fürstentum Lübeck.

V. Jahrgang.

Kiel, 1895.
Druck von A. F. Jensen.

Digitized by Google

Ger 45.1.30



Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

	Seite
Aye. Eutin vor 100 Jahren	180—190
Bernhardt, J. F. Eigentümlichkeiten der friesischen Sprache	191
Bielenberg und Edert. Zwei Hochzeiteinladungen	227—229
Callsen, J. Die Danewirke (mit 1 Karte)	89—95
Carstens, H. Wiegenlieder mit „Peter Kruse“	31—33
„ „ Biblische Rätsel	33—34
„ „ Bastlösereime	34—35
Detlefsen. Geschichte der holst. Elbmarschen, berichtet v. A. P. Lorenzen	124—128. 232—234
Dreßler. Die Prövengilden	134
Ehrenberg. Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. 7. Heft. Die Jesuiten-Mission in Altona, berichtet von H. Ehlers	35—43
Eschenburg. Zu den politischen Reimen („Heimat“ 1892 S. 42)	96
„ „Schildbürger“ in unserer Heimat	120—124
Franzen, P. Nationale Eigentümlichkeiten unseres schleswigschen Volkes	72—78
Gloy. Über die Abstammung der Propsteier (vergl. v. Osten S. 14—18)	95—96
Greve, Dr. Chr. Aus einem alten Bauernkalender	147—149
Hansen, H. Chronik des Kirchspiels Hohenaspe mit Drage, Ottenbüttel, Aspe, Friedrichsruhe und Christinenthal, angezeigt von J. Lohse	135
Hansen, J. P. Mutterliebe. Eine nordschleswigsche Sage	18—28
Kinder. Die ersten Beliebungen der Pantaleonsgilde in Lunden	43—45
„ Ein Beitrag zur Geschichte der Wanderbettelei in Schleswig-Holstein	215—219
Krumm, J. Das Leben des litterarischen Kreises in Holstein vor 100 Jahren	97—109
Lenz, Dr. H. Donner- und Hexenbesen (mit Abbildungen)	45—46
Matthaei, Prof. Die Entwicklung der mittelalterlichen Kirchenbaukunst, erläutert durch Beispiele aus Kiel und Schleswig-Holstein (mit 10 Abbildungen)	158—176
Mau, H. Schleswig-Holstein. Rede, gehalten bei der Feier des 80. Geburtstages des Fürsten Bismarck in Kiel	177—180
Nehl. Der Sachsenwald	137—147
v. Osten. Über die Abstammung der Propsteier (vergl. Gloy S. 95—96)	14—18
Sauermann. Mittelalterliches Holzmobiliar (mit 15 Abbildungen)	49—65
„ Alte Schwertscheidenbeschläge (mit 2 Abbildungen)	118—120
Schwarz. Die Muttersprache in der Provinz Schleswig-Holstein	66
Stegelmann, E. Heimatliche Weihnachten	7—14
Tonn. Zu Dr. Gloy, Gang der Germanisation in Ostholstein	132—133
Wiese, H. F. Nachrichten von dem Kirchspiel Schönkirchen, insbesondere von dem Kirchdorf selbst, angezeigt von G. Stoltenberg: Schreibt unsers Landes Geschichten	46—47
Plattdeutsche Inschriften von einem Mangelholz aus dem Jahre 1601	136
Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 12. Heft: Rodenberg, Aus dem Kieler Leben im 14. u. 15. Jahrhundert, besprochen von F. Witt.	197—200
Belustigungen der Hamburgischen Schuljugend im Mittelalter (um 1300), mitgeteilt von Schacht	225—226

Digitized by Google

II. Natur- und Landeskunde.

Dahl, Prof. Dr. Fr. Die Tierwelt Schleswig-Holsteins. Seite

IV. 2. Klettervögel, Picae . . . . . 1—6

IV. 3. Tauben, Columbae . . . . . 6—7

IV. 4. Raubvögel, Accipitres . . . . . 78—89

IV. 6. Watvögel, Grallae . . . . . 110 u. 118. 150—158

Eckmann. Vom Petroleum . . . . . 219—224

Eschenburg. Häufigkeit und Bekämpfung der Kreuzotter 135

Fischer-Benzon, R. v. Mitteilungen über schleswig-holsteinische Botaniker . . 130—132

Friedrich, Dr. P. Flora der Umgegend von Lübeck, besprochen von Dr. Prahl XIV—XV*)

Kunth, P. Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1894 66—71 u. VII

„ „ Die Flora von Helgoland . . . . . 191—197

„ „ Flora der nordfriesischen Inseln, angezeigt von Justus Schmidt . . XVIII

Kummerfeld, J. Fr. Blühende Feldpflanzen Weihnachten 1894 . . . . . II—III

Lehmann. Zur Heimatskunde von Altona, besprochen von J. Schmarje . . . 235—236

Löden, H. Eine neue Käferart der schleswig-holsteinischen Fauna (Psilothrix sp.?) . VII

Nehl. Der Sachsenwald . . . . . 137—147

Schmidt. Unsere Nährpflanzen, nach ihrer Heimat und Abstammung . . . 201—215

Schwarz, J. Der Wodansberg und seine Umgebung . . . . . 28—31

Tepelmann. Kleine Ursachen — große Wirkungen 48

Volckens. Nennmühlen und Övelgönne, berichtet von H. Ehlers . . . . . 229—232

Wiese. Bunias orientalis L., Orientalische Zackenschote, Chenopodium Bonus Henricus L., Gänsefuß, Guter Heinrich, Heilmelde . . . . . XVII—XVIII

Die Fischteich-Anlagen in Schleswig-Holstein, nach v. Stemann 136

Vierter Jahresbericht über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg, erstattet von J. Schmidt . . . . . 128—130

III. Bücherschau.

Behringer. Notizen und Zahlen, angezeigt von Barfod XI

Haas, Prof. Quellenkunde, angezeigt von Dammeier . . . . . VI—VII

Lenz. Nützliche und schädliche Pilze, angezeigt von Barfod . . . . . XVIII—XIX

Steiner. Die Tierwelt nach ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur, angezeigt von Barfod . . X

Litteratur-Bericht) für 1894. Beilage zu Heft 9 u. 10.

IV. Vereins-Angelegenheiten.

Satzungen II

Neue Mitglieder . . . . . II. VI. X. XIV. XVII. XXI

General-Versammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck . V. IX. XIII—XIV

*) Die römischen Ziffern geben die Seiten auf dem Umschlag der einzelnen Hefte an.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

5. Jahrgang. № 1 u. 2. Januar—Februar 1895.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl** in Kiel.

IV. 2. Picae, Klettervögel.

Übersicht der Gattungen.

Es sind zwei Zehen nach hinten gerichtet (Fig. 72).

Die Schwanzfedern am Ende mehr oder weniger zugespitzt (Fig. 71 b) und hartstrahlig; über den Nasenlöchern dichte, nach vorn gerichtete Borsten (Fig. 71 a) . . . . . **1. Specht, Picus** L.

Die Schwanzfedern gerundet, nicht hartstrahlig am Ende; über den Nasenlöchern keine Borsten.

Anliegender Flügel 20—23 cm lang; nackte Schnabelfirste stark gebogen, über 17 mm lang; die erste Schwinge ragt um 6 cm über die oberen Flügeldeckfedern hinaus (vgl. Fig. 65) . . . . . **3. Kuckuck, Cuculus** L.

Flügel 9 cm, die gerade Schnabelfirste unter 14 mm lang; die erste Schwinge sehr kurz, sie reicht nicht bis zur Spitze der oberen Flügeldeckfedern . . . **2. Wendehals, Jynx** L.

Es ist nur eine oder gar keine Zehe nach hinten gerichtet (Fig. 73).

Der Schnabel sehr flach und kurz, die nackte Firste unter 1 cm lang.

Es sind 3 Zehen nach vorn und eine nach hinten gerichtet; die Kralle der Mittelzehe am Innenrande mit kammartigen Einschnitten; die mittleren Schwanzfedern kaum kürzer als die seitlichen . . . . . **4. Nachtschwalbe, Caprimulgus** L.

Alle vier Zehen nach vorn gerichtet, Krallen ganzrandig; die mittlere Schwanzfeder wenigstens um 2 cm kürzer als die seitlichen . . . . . **5. Segler, Micropus** Wolf.

Schnabel gestreckt, nicht flach gedrückt; Firste über 17 mm lang.

Außenzehe mit der Mittelzehe verwachsen (Fig. 73); das Ende nicht um die Länge der Kralle von dieser getrennt.

Anliegender Flügel 8 cm lang; Schwanzfedern nicht um 1 cm aus dem Gefieder vorragend . . . . . **6. Eisvogel, Alcedo** L.

Flügel über 15 cm lang; Schwanzfedern um 7 cm aus dem Gefieder vorragend . . . . . **7. Bienenfresser, Merops** L.

Die Außenzehe ist um weit mehr als Krallenlänge von der Mittelzehe getrennt.

Nackte Schnabelfirste 5 cm lang; Kopf mit 5 cm hoher, aufrichtbarer Federhaube . . **3. Wiedehopf, Upupa** L.

Nackte Schnabelfirste höchstens 3 cm lang; Kopf ohne Haube.

Nackte Schnabelfirste 3 cm lang; Gefieder teilweise blau **9. Blauracke, Coracias** L.

Nackte Schnabelfirste höchstens 2 cm lang; Gefieder ohne blau. Vgl. den **Kuckuck, Cuculus 3.**

Die Übersicht der Gattungen nach der Lebensweise ist mit derjenigen der Singvögel vereinigt.

Digitized by Google

1. Die Arten der Gattung Picus:

- Schnabelfirste 5 cm lang; anliegender Flügel über 22 cm lang; Gefieder schwarz, nur der Kopf oben mehr oder weniger rot. N. 131, 1 u. 2 . **Schwarzspecht, P. martius** L.
- Schnabelfirste unter 4 cm, Flügel höchstens 17 cm lang; Gefieder nicht schwarz.
  - Oberseite des Körpers grau oder grün, äußerste Schwanzfeder heller und dunkler grau gebändert.
    - Stirn und Scheitel bei Männchen und Weibchen bis zum Nacken mit einem über 6 cm langen roten oder rotgefleckten Feld; anliegender Flügel über 15 cm lang. N. 132, 1 u. 2 . . . . . **Grünspecht, P. viridis** L.
    - Nur die Stirn des Männchens mit einem 3 cm langen roten Feld; Flügel nicht 15 cm lang. N. 133, 1 u. 2 . . . . . **Grauspecht, P. canus** Gm.
  - Oberseite schwarz und weiß gefleckt; äußerste Schwanzfeder in der Endhälfte auf reinweißer Grundfarbe schwarz gefleckt oder gebändert.
    - Federn unter dem Schwanz rot; Flügel über 12 cm, Schnabelfirste über 20 mm lang.
      - Unterseite des Körpers ohne rot; anliegender Flügel höchstens 9 cm, nackte Schnabelfirste höchstens 5 mm lang. N. 136, 3 u. 4 . . . . . **Kleiner Buntspecht, P. minor** L.
      - Ein schwarzes Band verläuft vom Mundwinkel nach hinten; anliegender Flügel über 13 cm lang.
        - Mitte des Rückens der Länge nach schwarz; nackte Schnabelfirste höchstens 27 mm lang; N. 134, 1—3 . . . . . **Großer Buntspecht, P. major** L.
        - Hinterrücken weiß; nackte Schnabelfirste wenigstens 30 mm lang. N. 135, 1 u. 2. Nordosteuropa, einmal auf Helgoland, IX Weißspecht, P. (Dendrocopus) leuconotus Bechst.
      - Unter dem Auge ohne schwarz; Flügel nicht 13 cm lang. N. 136, 1 u. 2 . . . . . **Mittlerer Buntspecht, P. medius** L.

Die Spechte besitzen einen kräftigen, am Ende scharfkantigen Schnabel, welcher zum Meißeln sehr wohl geeignet ist. Die Zunge kann weit vorgestreckt werden; sie ist am Ende spitz, klebrig und mit Widerhaken versehen und dient dazu, Insekten aus engen Spalten hervorzuholen. Die sehr langen Zungenbeine werden über den Schädel zurückgezogen. Alle Arten brüten in Baumhöhlen, welche sie sich meist selbst ausmeißeln. Am Boden liegende Späne deuten deshalb oft auf das Vorhandensein eines Nestes. Sie wählen kernfaule Bäume, die sie durch Anschlagen erkennen, aus und zwar eine Stelle, an welcher ein morscher Ast abgebrochen ist, 6—20 m über der Erde. Die Öffnung wird so groß gemacht, daß der Vogel gerade hindurch kann, und ist kreisrund. Der erweiterte untere Teil der Höhle ist nur mit einigen Spänen gepolstert. Die Eier sind stets glänzend weiß.

Der **Schwarzspecht, P.** (Dryocopus) **martius** L. wurde selten brütend beobachtet. Er frißt Insekten und Ameisen. Das Nest steht meist 12—18 m hoch. Die 3—4 (5) Eier sind länglich.

Der **Grünspecht, P.** (Gecinus) **viridis** L. ist im Osten der Provinz nicht selten. Die (6), 7 (oder 8) Eier sind länglich.

Der **Grauspecht, P.** (Gecinus) **canus** L. wurde sehr selten, in harten Wintern, dagegen noch nicht brütend beobachtet.

Der **große Buntspecht, P.** (Dendrocopus, Dryobates) **major** L. ist die häufigste Art. Die Nesthöhle meist über Manneshöhe. Die 4—5 (6) Eier

Digitized by Google

haben etwa die Größe von Sperlingseiern. Der Buntspecht besonders frißt auch Sämereien. Nüsse werden von ihm wie von der Spechtmeise in Rindenspalten eingeklemmt und zerschlagen. Die Löcher in grünen Pappel- und Weidenstämmen, welche bis an den innern Längsgang der Bockkäfer oder Weidenbohrer gemeißelt werden, sind oft einige Zentimeter tief.

Fig. 71. a. Schnabel, b. Schwanzfeder vom Kleinspecht.

Der **Kleinspecht**, P. (D.) **minor** L. ist selten während des Winters, aber noch nicht brütend beobachtet. Er liebt Laubholz- und gemischte Wälder. Die 5—6 (7) Eier sind kurz oval.

Der **Mittelspecht**, P. (Dendrocoptes) **medius** L. ist ziemlich selten. Die Nesthöhle meist nicht über Manneshöhe. Die 5—6 (7) Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich.

Der Lebensweise nach kann man die einheimischen Spechte folgendermaßen unterscheiden:

Es haben keine Vorliebe fürs Gebirge: Es liebt Gebirgswälder mit mächtigen Kieferstämmen und ist deshalb bei uns selten . . . . . **P. martius** L.

Es haben keine Vorliebe fürs Gebirge: Die Nahrung, welche in erster Linie aus Ameisen besteht, wird besonders am Boden aufgenommen; die Tiere meißeln fast nur zum Nestbau:
- Es liebt ausgedehnte Laubholzwälder mit alten Stämmen, bei uns selten . . **P. canus** L.
- Es liebt Feldhölzer und kleine Waldungen, bei uns häufig . . . . . **P. viridis** L.

Es haben keine Vorliebe fürs Gebirge: Die Nahrung wird fast nie am Boden gesucht, sondern entweder aus dem Holz oder unter der Rinde hervorgemeißelt oder doch am Baumstamm gesucht:
- Es meißeln, um Holzinsekten zu erlangen, tiefe Löcher in die Stämme und fressen Insekten und Larven, Baumsamen, Nüsse 2c:
  - Es liebt mehr Nadelholzwälder und nistet besonders in diesen . . . . . **P. major** L.
  - Es nistet in Laubholzwäldern . . . . **P. medius** L.
- Es schält mehr die Rinde von morschen Ästen ab und frißt ausschließlich Insekten . . . . **P. minor** L.

2. Der **Wendehals**, **Jynx** (Yunx) **torquilla** L., N. 138, 1 u. 2, trägt seinen Namen von der Gewohnheit, in Gefahr den Kopf ganz eigentümlich zu drehen. Er ist in Wäldern mit umliegenden Wiesen nicht eben selten, zieht von Oktober bis Mai bis Nordafrika und brütet im Juni. Die 7—11 Eier sind weiß, kurz oval, etwa 2 cm lang. Sie werden ohne Unterlage in eine vorgefundene höher oder tiefer stehende Baumhöhle gelegt. Die Nahrung besteht besonders in Ameisen.

Fig. 72. Fuß vom Wendehals.

3. Der **Kuckuck**, **Cuculus canorus** L., N. 127—129, brütet nicht selbst oder doch nur äußerst selten. Das Weibchen legt vielmehr die 5—6 (7) Eier, welche von Anfang Mai bis Ende Juni in Zwischenräumen von je 6—7 Tagen reifen, in die Nester kleiner Singvögel. Es sind mindestens 80 verschiedene Vogelarten als Pflegeeltern bekannt, doch sind es meistens Grasmücken und Verwandte, Bachstelzen, Pieper, Zaunkönig und Lerchen. Das Ei des Kuckucks ist gewöhnlich den anderen Eiern des Nestes in Größe und Farbe sehr ähnlich,

Digitized by Google

bei den beiden Rotschwanzarten z. B. einfarbig blau oder weißlich. Dasselbe Kuckucksweibchen wählt nämlich womöglich immer dieselbe Vogelart zur Pflege und zwar diejenige, in deren Nest es selbst aufgewachsen ist. Passende Nester mit noch unbebrüteten Eiern hat es schon vorher gesucht. Das Ei wird wenn möglich direkt ins Nest gelegt, anderenfalls mit dem Schnabel in dasselbe hineingetragen, nachdem es zuvor auf die Erde gelegt war. Ist der junge Kuckuck ausgebrütet (er kommt schon etwas früher aus als die jungen Singvögel), so wird er von den Pflegeeltern mit gleicher Sorgfalt gepflegt. Das alte Kuckucksweibchen trägt oft, nachdem der junge Kuckuck aus dem Ei gekommen, die anderen Eier fort, frißt sie aber nicht, ebensowenig wie der junge Kuckuck die anderen Jungen frißt, wenn sie im Nest bleiben. Meist müssen allerdings jene dem stärkeren gegenüber verhungern oder werden erstickt oder auch durch instinktive Bewegungen des jungen Kuckucks aus dem Nest gedrängt. Da die ausländischen Kuckucksarten teilweise selbst brüten und bei einer amerikanischen Art, Coccygus dominicus (L.) gelegentlich verschieden bebrütete Eier und verschieden entwickelte Junge in einem Nest gefunden wurden, scheint das langsame Reifen der Eier der Grund zum Parasitismus gewesen zu sein. Unter diesen Umständen konnten die Vorfahren unseres Kuckucks nicht besser für ihre Nachkommen sorgen, als wenn sie die späteren Eier, wie es bei allen Vögeln gelegentlich geschieht, in andere Nester legten. Weil vorteilhaft für die Erhaltung der Art, ist dieser Parasitismus allmählich zur Regel geworden. — Der Kuckuck zieht von Mitte September bis Anfang Mai bis ins Innere von Afrika. Er nährt sich fast ausschließlich von Raupen und liebt besonders die teilweise sehr schädlichen, behaarten Raupen, von deren Haaren seine Magenwände oft dicht besetzt sind. Jedes Männchen hat sein Jagdrevier und duldet kein zweites in demselben. Es paart sich aber nicht mit einem bestimmten Weibchen, dieses fliegt vielmehr oft vom einen Männchen zum andern.

4. Arten der Gattung **Caprimulgus**:

Die ersten Schwingen sind auf der verdeckten Innenfahne mit breitem weißen Rande versehen. Ägypten, einmal auf Helgoland, VIII . . . . . Helle Nachtschwalbe, C. aegypticus Lichtst.

Die ersten Schwingen sind auf der Mitte der verdeckten Innenfahne mit großem rundlichen, weißen (Männchen) oder braunen (Weibchen) Fleck versehen. N. 148. . . . . **Nachtschwalbe, C. europaeus** L.

Die **Nachtschwalbe** oder der **Ziegenmelker, C. europaeus** L. gleicht in seiner Farbe vollkommen alten Baumstämmen, auf welchen er bei Tage der Länge nach sitzt. Er ist in den Wäldern der Provinz nicht selten, zieht von September bis Mai bis ins Innere von Afrika und nistet im Juni. Die 1—2 Eier liegen auf platter Erde, ohne Nest; sie sind fast von der Größe eines Taubeneies, aber mehr walzig, glanzlos, schmutzigweiß, verwaschen, aschgrau und braun gefleckt. Die Nachtschwalbe fliegt wie die Fledermäuse nachts zum Fang umher, liebt aber besonders Nadelholzwälder mit lichten Plätzen.

Digitized by Google

Größere Insekten, Maikäfer, Mistkäfer, Nachtfalter und Schlupfwespen sind ihre Hauptnahrung. Daß sie Kühen und Ziegen die Milch absauge, ist Fabel.

5. Arten der Gattung **Micropus** (Cypselus):

Anliegender Flügel über 22 cm lang; Unterseite des Körpers, mit Ausnahme einer grauen Querbinde über die Brust, weiß. N. 147, 1. Südeuropäische Gebirge, einmal auf Helgoland, V . . . . . Alpensegler, M. melba (L.)

Anliegender Flügel unter 18 cm lang; Unterseite des Körpers schwarz, nur die Kehle weiß. N. 147, 2 . . . . . **Mauersegler, M. apus** (L.)

Der **Mauersegler** oder die **Turmschwalbe, M. apus** (L.) ist in den meisten Städten und Dörfern der Provinz mit hohen Gebäuden oder Türmen häufig. Sie zieht von August bis Mai bis Nordafrika und nistet im Juni. Das Nest steht in hohen Mauerlöchern; es besteht aus Halmen, Blättern, Federn, Wolle u. s. w., welche der Wind in die Luft treibt. Die 3 Eier sind walzig, glanzlos, weiß.

6. Der **Eisvogel, Alcedo ispida** L., N. 144, 1 u. 2, ist an klaren, namentlich fließenden Gewässern nicht selten. Er bleibt das ganze Jahr und nistet von Mitte Mai bis Mitte Juni. Die Nahrung besteht besonders in kleinen Fischen, soweit er sie ganz verschlingen kann. Er fängt dieselben, indem er auf einer Warte sitzend lauert und sich plötzlich, wenn sie an die Oberfläche kommen, auf sie stürzt. Seltener fliegt und rüttelt er zu diesem Zweck über dem Wasser. Die Jungen werden besonders mit Larven von Wasserinsekten gefüttert; sonst frißt er diese oder Krötenlarven seltener. Zum Nestbau gräbt er eine metertiefe Röhre in eine senkrechte Uferwand und legt auf Fischgräten, welche Gewöllen entnommen sind, 5—8 (—11) fast kugelförmige, glänzend weiße Eier.

Fig. 73. Fuß vom Eisvogel.

7. Der Bienenfresser, Merops apiaster L., N. 143, 1 u. 2, ist in den Mittelmeerländern heimisch und wurde selten in Holstein und auf Helgoland beobachtet.

8. Der **Wiedehopf, Upupa epops** L., N. 142, 1 u. 2, kommt zerstreut in der Provinz in Feldhölzern, welche an Viehweiden anstoßen, vor. Er zieht von September bis April bis Nordafrika und nistet im Mai. Seine Nahrung besteht besonders in Käfern, Ameisen und anderen Insekten, welche er am Boden findet. Das Nest findet man vorwiegend in Baumhöhlen, dann auch in Mauerlöchern, seltener auf dem nackten Boden. Die dürftige Unterlage besteht aus Halmen und einzelnen Federn, nicht aus Menschenkot, wie man wohl gesagt hat. Die (3) 4—5 Eier sind länglich 23—24 mm lang, weißlich oder grau, selten dunkler. Da der Kot der Jungen später nicht von den Alten aus dem Nest entfernt wird, besitzen die Tiere und das Nest einen unangenehmen Geruch.

9. Die **Blauracke** oder die **Mandelkrähe, Coracias garrula** L., N. 60, 1 u. 2, kommt in den waldigen Gegenden der Provinz vor, aber selten. Sie

Digitized by Google

zieht von September bis Mai bis ins Innere von Afrika und brütet im Juni. Sie lebt von kleinen Fröschen und von wirbellosen Tieren, welche sie am Boden auffammelt. Das Nest befindet sich in Baumhöhlen, einige Meter hoch und zwar besonders in Birkenwäldern, welche mit Eichen untermischt sind. Es besteht aus Wurzeln, Halmen, Haaren und Federn und ist später wie das des Wiedehopfs mit Kot überfüllt. Die 4—6 Eier sind etwa 38 mm lang, glänzend weiß.

IV. 3. Columbae, Tauben.

Übersicht der Gattungen und Arten.

- Schwanzfedern mit Ausnahme der beiden mittleren am Ende weiß; der anliegende Flügel ist höchstens 18 cm lang: **Turtur.**
  - Flügel etwa 15 cm lang; um den hinteren Teil des Halses legt sich eine vollständige, dunkle, weißlich gestrichelte Binde (Federränder weißlich) . . . . . **Lachtaube, T. risorius** (L.)
  - Flügel 17½—18 cm lang; von der Halsbinde ist nur ein Fleck jederseits vorhanden. N. 152, 1 u. 2 . . . . . **Turteltaube, T. turtur** (L.)
- Schwanzfedern am Ende dunkel; der anliegende Flügel ist über 21 cm lang: **Columba.**
  - Der Flügel 24—25 cm lang; am Halse unten jederseits ein weißer Fleck; in dem Grau der Flügeldeckfedern keine schwarzen Flecke oder Binden; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder in der Grundhälfte grau. N. 149, 1 u. 2 . . . . . **Ringeltaube, C. palumbus** L.
  - Der Flügel 21—23 cm lang; am Halse kein weißer Fleck; in dem Grau der Flügeldeckfedern schwarze Flecke oder Binden; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder in der Grundhälfte weiß.
    - Der Hinterrücken ist weiß; auf den Flügeln sind etwa 14 Federn vor dem Ende mit einer dunklen Binde versehen. N. 150, 1 u. 2. . . . . **Felstaube, C. livia** Gm.
    - Der Hinterrücken ist blaugrau; auf den Flügeln sind etwa 8 graue Federn vor dem Ende mit dunklem Fleck oder dunkler Binde versehen. N. 151, 1 u. 2 . . . . . **Hohltaube, C. oenas** L.

Die **Lachtaube, Turtur risorius** (L.) ist in den Steppen von Südeuropa bis China zu Hause und wird bei uns oft in der Gefangenschaft gehalten. Auf Helgoland wurde einmal ein Exemplar geschossen, welches Gätke für ein wildes hielt.

Die **Turteltaube, T. turtur** (L.) (auritus) ist nicht sehr selten, in den Feldhölzern des Westens sogar häufiger als die Ringeltaube. Sie zieht vom September bis zum April bis Afrika und nistet zweimal vom Mai bis zum Juli. Sie frißt besonders gern Nadelholzsamen, dann auch Getreide und Unkrautsamen. Das Nest steht 2—6 m hoch, meist in dem Gipfel eines jungen Bäumchens. Es besteht aus wenigen dürren Reisern, ist fast durchsichtig und kaum vertieft. Die 2 Eier sind kurz oval, 28—35 mm lang, weiß.

Die **Ringeltaube, Columba palumbus** L. ist im Osten der Provinz bei weitem am häufigsten. Sie zieht von November bis März größtenteils nach Südeuropa und nistet zweimal von April bis Juli. Ihre Nahrung ist der der vorhergehenden Art ähnlich, doch frißt sie mehr Getreide. Auch sie hält sich mit Vorliebe in Nadelholzwäldern auf. Ihr Nest ist ebenso kunstlos wie das jener Art; oft benutzt sie alte Krähen- oder Eichhörnchennester als Grundlage. Die 2 weißen Eier sind von ähnlicher Gestalt, aber größer.

Digitized by Google

Die **Hohltaube** oder **Holztaube**, C. **oenas** L. ist in der Provinz selten, am zahlreichsten noch in Südholstein und zwar in Wäldern mit Baumhöhlen, welche zum Nisten geeignet sind. Eine Vorliebe für Nadelholzwälder ist nicht vorhanden. Brut- und Zugzeit sind wie bei der vorhergehenden Art. Die Baumhöhle, welche als Nistplatz gewählt wird, muß hinreichend weit und nicht zu niedrig sein. In dieselbe wird nur ein kleines Häufchen von Reisern getragen. Die 2 Eier sind weiß, 35—40 mm lang.

Die **Felstaube**, C. **livia** Gm. brütet an allen Felsenküsten Europas und wurde bei uns gelegentlich auf dem Zuge beobachtet.

Die **Haustaube**, C. **domestica** L. ist in ihren sämtlichen Rassen, welche in Form und Farbe ganz außerordentlich von einander abweichen, nach Darwin auf die Felsentaube zurückzuführen. Bei allen Rassen treten nämlich gelegentlich Vögel von blauer Farbe mit den sämtlichen, oben genannten Merkmalen der Felstaube auf. Besonders häufig findet man sie bei der gemeinen Haustaube; man kann sie aber überall sehr leicht erzielen, wenn man zwei verschiedene Rassen kreuzt, auch wenn diese beide keine Spur derselben zeigen. Für die Abstammung der Haustaube von der Felstaube spricht auch der Umstand, daß dieselbe ebenso wie jene und wie keine andere Art ein sehr verschiedenes Klima verträgt, ferner daß sie sich wie jene ungern auf Bäume setzt. Die allgemeine, unbedingte Fruchtbarkeit der verschiedenen Rassen unter einander, der Umstand, daß die meisten Rassen nie verwildert vorkommen und daß so verschiedene Stammformen kaum alle ausgestorben sein könnten, deuten ebenfalls auf die gemeinsame Abstammung hin.

Heimatliche Weihnachten.*)

Von Ernst Stegelmann.

Alljährlich, wenn der Winter bei uns seinen Einzug hält und mit ihm der Tag der Wintersonnenwende wiederkehrt, feiern wir Weihnachten, das Fest zum Andenken an die Geburt des Heilandes. Dann herrscht in Haus und Familie ein fröhliches Leben, und wo irgend möglich, finden sich alle Familienmitglieder unter dem strahlenden Tannenbaume zusammen.

Und wie bei uns, so war es auch bei unseren christlichen Vorfahren, bei denen der Vorgeschmack der Weihnachtsfreude bereits mit dem 6. Dezember, dem St. Nikolaustage, begann. An diesem Tage nämlich zog der heilige

---

*) Quellen:

Cassel, Paulus: Weihnachten, Ursprung, Bräuche und Aberglauben, Berlin 1856.

Schütze: Idiotikon.

Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder.

Ungenannt: Schleswig-Holsteinische Weihnachtsgebräuche. Unter Lübecks Türmen 1892 Nr. 52.

Krause, Ernst: Der Weihnachtsbaum, Heimat 1891, sowie

persönliche Aufzeichnungen.

Digitized by Google

Nikolaus, der Schutzengel der Kinder, in koboldartiger Vermummung von Haus zu Haus, begleitet von seinem Knechte, Ruprecht*) oder Ruppert, welcher die artigen Kinder mit Gaben und die unartigen mit einer Rute beschenkte. Auch heute noch treten diese Gestalten, der Pulterklaas oder ruge Klaas, wie St. Nikolaus beim Volke heißt, und sein Knecht Ruppert hin und wieder in Holstein auf und dienen noch immer als wirksame Kinderscheuchen; aber wo sie auch noch leibhaftig erscheinen, haben sie sich den allgemeinen Weihnachtsumzügen angeschlossen.

Wichtiger ist der St. Thomastag (21. Dezember). Mit ihm beginnt die eigentliche Vorfeier des Weihnachtsfestes und mit ihm nehmen auch die Umzüge der sogen. Sternläufer ihren Anfang.**) Um diese Zeit nämlich gehen die Armen von Haus zu Haus, um Kuchen, Äpfel, Nüsse und sonstige Sachen zu erbetteln. Einst in Maskentracht z. T. von Erwachsenen aufgeführt, sind diese Aufzüge heute auf die Kinder beschränkt, die hier und da noch mit dem Stern der „heiligen drei Könige" durch die Dörfer ziehen und unter Begleitung des bekannten „Rummelpotts" allerlei altertümliche Lieder absingen. Vor jedem Haus wird angehalten, und überall erhalten sie ein Geldstück oder Kuchen, Spielsachen u. dergl.

Auf diese Umzüge ist auch die noch heutigentags herrschende Sitte zurückzuführen, daß die Armen zum Weihnachten viel Glück wünschen und dann ein kleines Geschenk erhalten; doch scheint sie ziemlich im Abnehmen begriffen zu sein nicht ohne Mitwirkung der Polizei, welche mit Recht darin eine Bettelei erblickt. Ebenso ergeht es auch dem alten Brauche, daß in den Tagen vor Weihnachten die Krämer ihre Kunden beschenken. Dagegen haben sich die sogen. Dommärkte, welche in den Tagen vor und nach Weihnachten abgehalten zu werden pflegten, noch bis in unsere Tage erhalten, wenn auch der Ausdruck Dom, womit selbst außer Hamburg und Altona der Weihnachtsmarkt und seine Schaustellungen bezeichnet werden, vielen unverständlich geworden ist. Der Name rührt davon her, daß früher in der Vorhalle und den Kreuzgängen der Hamburger Domkirche acht Tage lang vor Weihnachten Markt gehalten wurde, bis das Gotteshaus im Jahre 1804 abgebrochen wurde.

Mit dem 24. Dezember, dem Weihnachtsabend oder Wiehnachtsabend, der auch Kassabend, d. i. Christabend, Kindjees- oder entstellt Klinggeest-Abend heißt, beginnt die eigentliche Festzeit, die nach altem Brauche zwölf Tage, also vom 1. Weihnachtstage bis zum 6. Januar, dem Tage der Heiligen Drei Könige, dauert und daher gewöhnlich die Zwölften (Twölften) genannt wird. Die nordfriesische Bezeichnung dagegen ist Jul, ein Wort, das sich mit dem englischen yule und dem französischen noël deckt. Über den Ursprung dieses Namens ist viel gestritten: bald meinte man, er rühre von Julius Cäsar her und sei die Bezeichnung für irgend einen Sieg, den der

*) Entstanden aus Ruh-Knecht.

**) In einigen Gegenden schon am St. Nikolaustage.

Digitized by Google

Römerfürst an diesem Tage über die nordischen Völker erfochten, bald leitete man ihn von dem dänischen Worte „Hjul" (Rad, entsprechend dem englischen wheel, angelsächsischen hveol, isländischen hiol, friesischen fial, niederländischen wiel,) her und gab als Grund dafür an, daß in den nordischen Runenkalendern die Wintersonnenwende oft durch ein Rad bezeichnet wird. Und in der That war es ehemals in einigen Gegenden Schleswigs Branch, daß jemand am Weihnachtsabend hinausging und ein Wagenrad vor sich her ins Dorf rollte; das nannte man „trild e Jul ind," Weihnachten hineinröllern. Größere Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme für sich, daß das Wort mit dem Naturlaute Jo oder Ju zusammenhängt, welcher als Ausruf der Freude in fast allen Sprachen wiederkehrt: nordfriesisch juulin, deutsch johlen, jölen, jaulen, ferner juchen, jauchzen, jubeln. Ja, die Franzosen haben früher geradezu das Wort Noël (Jul) als freudigen Zuruf gebraucht. Demnach wäre also das Julfest ganz besonders das Jubelfest, weil von nun an die Sonne wieder an Stärke gewinnt und die Tage beständig länger werden.*)

Dieses Fest der Wintersonnenwende begingen unsere heidnischen Vorfahren auch wohl im Anzünden von Freudenfeuern auf Bergen und Anhöhen oder daheim von Fackeln und Lichtern. Und noch heute brennt in vielen Häusern des westlichen Schleswigs am Weihnachtsabend ein dreiarmiges Licht, und in Holstein war es noch bis in jüngster Zeit Sitte, den Haustieren ein Licht vor die Krippe zu setzen. Die Entstehung des Weihnachtsbaumes ist gleichfalls auf diesen heidnischen Lichterkultus zurückzuführen, wenn auch seine Aufstellung und Verbreitung jüngeren Datums ist. Es herrscht nun allgemein die Ansicht, daß der Tannenbaum in seiner heutigen Gestalt durch die Reformation bei uns eingeführt wurde, aber in Wirklichkeit ist er viel später bei uns heimisch geworden, wie denn auch die Anpflanzung der Tanne oder richtiger gesagt der Fichte erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschah. Ja, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Baum in vielen Gegenden unseres Landes unbekannt, und in einigen Landschaften Schleswigs benutzte man noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts den Hülsen (Ilex) als Weihnachtsbaum.

Auch die Bescherung der Kinder war früher eine ganz andere.**) Jedes Kind erbat sich einige Tage vor dem Feste aus der Küche einen Topf oder Teller und stellte diesen im Zimmer oder am Fenster auf; das nannte man „de Schöttel utsetten," nordfriesisch Skelk (Schälchen), dänisch Julefad. Und am Weihnachtsabend, im Nordfriesischen erst am Neujahrsabend, fanden sie das Gefäß mit Kuchen und Spielsachen gefüllt wieder. Mitunter aber lag anstatt der erhofften Sachen eine Rute darin, oder die Schüssel war ganz leer geblieben, und das wurde von den Kindern als eine hohe Strafe

*) Dem entgegen behauptet der bekannte Theologe Cassel mit Bestimmtheit und gleich ihm viele andere, daß mit dem Bilde des Rades des Jahres Umrollung angedeutet werden soll. Wie sich das Rad wende, so kehre die Sonne zurück. — In Schweden nannte man ein rundes Brot von der Form eines Rades Julbullan, den Weihnachtsblock.

**) Schütze, Idiotikon.

Digitized by Google

angesehen. Als Spender dieser Gaben wurde der Krijees (Christus Jesus) gedacht, welcher um diese Zeit als Weihnachtsmann seinen Umzug hielt und die Kinder, die gut beten konnten, beschenkte, den Unwissenden aber eine Rute gab.

Im ganzen Lande wird der Weihnachtsabend durch besondere Gerichte gefeiert. Da ist vor allen Dingen der Pudding („grot Klümp" oder „grot Hans") zu nennen, der, aus Weizenmehl gebacken und mit Korinthen und Rosinen angefüllt, mit Mettwurst, Rauchfleisch und einem halben Schweinskopf zu Tisch kommt. In kleineren Haushaltungen begnügt man sich wohl mit den „Förtchen" oder „Fürtjen," welche in einigen Gegenden auch „Ochsenaugen" oder „Stockfisch" heißen; neben diesen werden dann noch braune und weiße Kuchen, Pfeffernüsse und Plätten, Äpfel und Nüsse gegessen. Eine Gewissenssache war es ehedem für jeden Hausgenossen, an diesem Abend, ebenso am Neujahrsabend recht viel zu essen, und der Volkswitz nannte diese Tage geradezu Bull Bunks-Abend.

Auch den Kindern stand es an diesen Abenden frei, nach Herzenslust den dargereichten Speisen zuzusprechen, während ihnen sonst die Mutter ihren Teil zuschnitt. Man pflegte überdies sich wohl einen tüchtigen Appetit auf den Abend zusammenzusparen, indem man sich mittags mit Aufgewärmtem oder gar nur mit Brot und Kaffee begnügte.

Ehemals war es Sitte, daß man sich am Weihnachtsabend auf dem Lande zu Spiel und Tanz und festlichen Gelagen zusammenfand. Dieser Brauch hat sich am längsten in Nordschleswig und Dänemark erhalten, und hier hießen diese Versammlungen „Julstue," d. i. Weihnachtsstube. Abends gegen 7 Uhr fand sich die ganze Gesellschaft ein und nahm an der Tafel Platz. Oben saß der Küster, ihm zur Rechten der Pastor. Dann folgten der Hausherr und die Männer der Reihe nach, alle mit brennenden Pfeifen im Munde. Gegenüber setzten sich die Frauen, obenan die Frau Pastorin, in der Mitte dem Ausgang am nächsten die Hausfrau, um Kaffee einzuschenken und Kuchen herumzureichen, und am Ende zu beiden Seiten des Kachelofens Großvater und Großmutter. Unter allerlei Gesprächen ward den dargereichten Speisen eifrig zugesprochen, dann folgten Punsch und Grog, man spielte Karten oder Blindekuh und tanzte in der Stube herum. So ging's bis zum frühen Morgen, wo ein allgemeines Hoch auf den Hausherrn und die Hausfrau oder auf den Pastor und die Frau Pastorin die Julfeier beschloß.

Aber solcher Lärm ist unwürdig. Still muß alles in der heiligen Nacht werden. Wer aber diese Nacht statt mit Lob und Preis gegen seinen gnädigen Gott mit eitlen und bösen Spielen hinbringt, der begünstigt das Werk des Teufels, der um diese Stunde mehr als zu anderer Zeit die Menschen zu verführen sucht. Das erfuhren drei Bauern aus Schleswig, so erzählt Müllenhoff in seinen Sagen, welche in der Christnacht nichts Besseres thun zu können glaubten, als mit einem alten Knechte Karten zu spielen. Ein fünfter Genosse fand sich ein, sie spielten blind und hitzig — da fiel einem der Spieler eine

Digitized by Google

Karte unter den Tisch, er suchte mit Licht, und siehe da, der fremde Gast hatte einen Pferdefuß: der Satan war ihr Spielgenosse gewesen. Die Leute aber gingen in sich und haben nie mehr eine Karte angerührt. Des Teufels Werk war es auch, wie man in Apenrade erzählt, daß eine Familie, die in der Christnacht in die Stadt fuhr, in einen Sumpf versank und immer dieselbe Zeit gespenstig umgehen muß. Auch die Hexen, die Diener des Teufels, treiben in der heiligen Nacht ihr Unwesen am stärksten: die Mühle in Eiderstedt mußte alle Weihnacht abbrennen, weil eine Hexe das Herz des Müllers besaß. Aber auch Gutes hat der Teufel, wenn auch wider Willen, gestiftet. In Ditmarschen wütete einmal am Christabend die Seuche so stark, daß viele Hunderte von Menschen starben. Das Volk aber, das sonst in Uppigkeit und Schwelgerei das Weihnachtsfest zubrachte, erkannte darin die Strafe des Himmels und ließ ab von dem schändlichen Lebenswandel.

Nicht unerwähnt darf auch die ehemalige Weihnachtsfeier im Kloster Preetz gelassen werden. Als man, so erzählt die Sage, zum ersten Male die in katholischen Zeiten dort üblich gewesene Weihnachtsmesse mit Einführung der Reformation abschaffen wollte, hörte ein Fräulein, wie die Orgel zur gewöhnlichen Stunde erklang, und darob verwundert, eilte sie in die Kirche und setzte sich in ihren Stuhl, wo alsbald eine weißgekleidete Jungfrau zu ihr hintrat und sie aufforderte, hinzugehen und zu den andern zu sagen, sie sollten kommen und Weihnachtsandacht halten, sonst würden sie, die Toten, es thun. Das Klosterfräulein that, wie ihr geheißen, und alle gehorchten, aber sie selbst konnte nicht mehr mit zurückkehren, und nach drei Tagen war sie tot. Jetzt hat diese Sitte im Kloster natürlich längst aufgehört.

Die zauberische Kraft, welche die heilige Nacht ausübt, ist auch der Pflanzen- und Tierwelt eigen, und man muß daher auch diese an der Festesfreude teilnehmen lassen.

Wiehnachten-Abend!
Denn gait dat von baben,
denn klingen de Klocken,
denn danzen de Poppen,
denn piepen de Müs'
in all Lüd Hüs'!

heißt es in einem alten Kinderliede, das diese Volksanschauung klar bezeichnet. Die alten Holsteiner pflegten am Weihnachtsabend in den Wald hinauszugehen, an die mächtigen Bäume zu klopfen und laut zu rufen: „Frouwet ju, ji Böme! frouwet ju! de hillige Karst is kamen!" Dann, meinte man, würden die Bäume im nächsten Jahre desto reichlichere Eichen- und Buchenmast tragen. Auch mußte der Hausvater am Weihnachtsabend die jungen Obstbäume schütteln oder ihnen ein Geschenk bringen, indem er ein kleines Geldstück hinter ihre Rinde steckte. Wenn dann die Rinde darüber wüchse, würden sie im nächsten Jahre einen reichen Ertrag geben. Hatte man einen unfruchtbaren Baum, so hing man ihm einen Kloß an, um ihn wieder fruchtbarer zu machen. Und noch viel später war es in vielen Gegenden Holsteins Brauch, daß man an

Digitized by Google

diesem Abend den Haustieren je ein Stück Brot gab und den Pferden und Kühen außerdem je eine Hafergarbe in die Krippe legte. Ja, in vielen landwirtschaftlichen Haushaltungen durfte dieses Futter sogar erst an demselben Abend gedroschen sein; dann würden die Tiere im nächsten Jahre nicht verwerfen.

Im übrigen soll man in den Zwölften jede Thätigkeit ruhen lassen, denn die Arbeit hat in diesen Tagen keine Art und bringt auch keinen Segen; man soll nicht spinnen, nicht waschen, nicht backen, ja, nicht einmal den Schmutz aus dem Hause fegen; auch dürfen keine Gerätschaften und keine Wäsche draußen bleiben. Das wäre eine Entheiligung der Festzeit, und die Gottheit würde dafür strafen. So lehrt hie und da die abergläubische Sitte, und sie wird von vielen noch sehr streng gehalten.

Die Zwölften sind auch vorbedeutend für die Witterung des nächsten Jahres. Eine bekannte Wetterregel: „Witt'n Wihnacht'n, gröne Ostern" oder umgekehrt „gröne Wihnacht'n, witt'n Ostern" besagt, daß die Witterung zu Ostern sich nach der des voraufgegangenen Weihnachtens richtet, daß wir also, wenn zu Weihnachten beispielsweise mildes Wetter herrscht, zu Ostern Schnee erwarten können. Aus einer anderen bekannten Bauernregel: „Wenn in'n Twölften de Busch vull Lecken hingt, gift dat'n god Bokweet'n un Fruchtjohr" (Obstjahr), geht hervor, daß dem Landmann in dieser Zeit Niederschläge angenehm sind. Ferner kann man an jedem einzelnen der zwölf Tage bestimmen, wie sich der entsprechende Monat in der Reihe gestalten wird. Diese Anschauung, die übrigens auch in Skandinavien und selbst in der Schweiz bekannt ist, steht bei unseren Landbewohnern noch in hohem Ansehen und ist manchem sicherer, als jegliche Kalenderprophezeiung. Auch versucht man wohl in den Zwölften durch Losung die eigene Zukunft zu erfahren; als besonders dazu geeignet hält man den Weihnachtsabend, mehr aber noch den Neujahrsabend.

Vom ersten Weihnachtstage ist nichts Besonderes mitzuteilen, mehr aber vom zweiten, dem Tage St. Stephan (26. Dezember). In einigen Gegenden Frieslands war es vormals Sitte — so erzählt Ehrentraut in seinem friesischen Archiv —, die Kinder erst am zweiten Feiertage zu beschenken, und der Weihnachtsbaum hieß dort denn auch geradezu „Stefansbom." Als den Bringer der Gaben dachte die Kinderwelt sich den heiligen Stephanus, welcher am Abend vorher auf einem weißen Rosse übers Watt geritten kam und die Geschenke in die Hände der Eltern legte. Darum nannte man den Tag auch wohl den Pferdetag oder Pferdesteffen.*) In der Gegend um Krempe herum — so berichtet Schütze in seinem Idiotikon — war es eine alte Sitte,**) daß die jungen Dorfburschen in der Stephansnacht in die Häuser der Bauern eindrangen, die Pferde aus dem Stalle zogen und mit diesen auf der großen Diele umherritten; dabei ward natürlich soviel Lärm als möglich gemacht, und

*) Die Rolle des heiligen Stephanus scheint späterhin auf St. Nikolaus übergegangen zu sein, den man denn auch auf weißem Rosse reitend sich dachte.

**) Dieser Brauch wird dort jetzt wohl nicht mehr üblich sein.

Digitized by Google

die im Schlafe gestörten Hausbewohner mußten die Ruhestörer außerdem noch mit Bier und Branntwein bewirten.

Von den nächsten Tagen ist, soweit mir bekannt, nichts Bemerkenswertes mitzuteilen. Dagegen ist der 31. Dezember wieder von Interesse, der Abend vor Neujahr, welcher auch Sylvester- und in neuerer Zeit auch Altjahrs-Abend heißt. Der Sylvester-Abend, der zweite „Bull-Bunks-Abend", wurde früher — und teilweise ist es heute noch so — durch allerhand mutwillige Streiche entheiligt. So pflegte man auf dem Lande alte Flaschen, Töpfe u. s. w. gegen die Thüren zu werfen, an den Fensterläden zu poltern und die Kettenhunde aufzuhetzen. Und noch bis vor wenigen Jahren war es in einigen Orten Sitte, durch Schießen auf den Straßen und vor den Häusern sich bemerkbar zu machen und so gewissermaßen das alte Jahr auszuschießen, ein Unfug, der jetzt allerdings auf Betreiben der Polizei mehr und mehr verschwindet. Neuerdings begehen hin und wieder Turnvereine und ähnliche Genossenschaften, wie früher die Kieler Studentenschaft, die letzte Jahresstunde durch einen Fackelzug und Gesang auf dem Markte.

Wie schon gesagt, gilt der Sylvester-Abend als besonders geeignet, durch Losung die Zukunft zu enträtseln. Die gebräuchlichsten Arten der Losung sind das Tüffelsmieten (Pantoffelwerfen), das Appelschellsmieten (die Apfelschale werfen) und das Bleegeeten oder Eiwittgeeten (Blei- oder Eiweißgießen). Bei der ersten Art wirft man einen Pantoffel oder Schuh rückwärts über den Kopf nach der Thür hin; ist die Spitze des Pantoffels nun nach innen gerichtet, so wird der Werfer im nächsten Jahre im Hause bleiben, ist sie dagegen der Thür zugewandt, so wird er das Haus verlassen (aus dem Dienst gehen, verheiratet werden oder dergl.) Bei der zweiten Losung wird ein Apfel von der Krone bis zum Stengel rein abgeschält, so daß die Schale ein zusammenhängendes Stück bildet, und diese rückwärts über den Kopf geworfen. Aus der Figur, welche die Schale auf der Erde bildet, sagen sich junge Mädchen den Namen des zukünftigen Freiers. Ähnlich ist es mit der drittgenannten Losung, bei welcher man geschmolzenes Blei oder Wachs noch glühend auf kaltes Wasser gießt und aus den daraus entstehenden Figuren sich und anderen die Zukunft deutet; namentlich lesen Mädchen daraus den Stand des künftigen Ehemanns. Statt dessen gießt man auch Eiweiß auf Wasser, doch muß der Guß eigentlich bis zum Neujahrstage stehen bleiben, ehe man Schlüsse aus den Figuren ziehen darf.

Vom Neujahrstage, dem 1. Januar, ist nichts weiter zu erwähnen als ein eigentümlicher Gebrauch, der bis Ende vorigen Jahrhunderts auf Alsen gepflegt wurde. Dort hielten nämlich am Abend des 1. Januar die Dorfburschen einen Tanz ab und das dazu erforderliche Geld wurde durch den „Pflug-gang" zusammengebracht. Einige Burschen spannten sich vor einen Pflug und zogen denselben durchs Dorf, begleitet von einem Redner, dem Prediger (Preest), dem „Küster" (Degn) und einem „Musikanten." Vor jedem Hause wurde angehalten und ein Lied angestimmt, worauf der Prediger eine „Rede"

Digitized by Google

hielt. Dann spielte der Musikant auf, die Burschen und Mädchen tanzten um den Pflug oder in der Stube herum und der Hausvater reichte dem Redner ein Geldgeschenk. Schließlich lud der Prediger den edlen Geber zu der Feier ein, und nachdem ein Danklied gesungen war, zog die ganze Gesellschaft mit dem Pfluge weiter.*)

Von dem Heiligen Drei Königs-Abend (plattdeutsch „Könabend" 5. Januar und Tage (6. Januar) ist uns nur das Sprichwort bekannt: „Hilgen Dreekönig hett de Dag en Hahnentritt wunnen" und dann der Auftritt der sogenannten „Sternlopers" (Sternläufer), welcher sich indes mit den übrigen Festumzügen vermehrt hat.

Dagegen mag zum Schluß noch des 7. Januar gedacht werden, welcher, obwohl er nicht mehr zum Kreise der Zwölften gehört, doch noch insofern von Interesse ist, als er einem seiner Tagesheiligen unserem Lande verdankt. Der bekannte Herzog von Schleswig nämlich, Knud mit dem Beinamen Lawards war im Jahre 1130 vom deutschen Kaiser Lothar zum Könige der Obotriten (Wenden) gekrönt worden und hatte dadurch eine Macht erlangt, die seinen neidischen Vetter Magnus, den Sohn Königs Niels von Dänemark, fürchten ließ, er möchte sich auch des dänischen Thrones bemächtigen. Um sich nun der Erbfolge zu sichern, trachtete er darnach, ihn beiseite zu schaffen. Er ließ ihn deshalb in den Weihnachtstagen 1130 zu einer Jagd nach der Königsstadt Roeskilde entbieten, lockte ihn angeblich zu einer geheimen Unterredung abseits und erschlug ihn dort hinterrücks. Diese jämmerliche Mordthat geschah am 7. Januar 1131. Doch schon nach drei Jahren fiel der Mörder Magnus in einer Schlacht, und sein Vater Niels wurde, als er nach Schleswig kam, von den Brüdern der Knudsgilde, deren Ältermann und Beschützer der Herzog gewesen war, getötet. Der Ermordete aber wurde auf Veranlassung seines Sohnes Waldemar am 1. Juli 1170 heilig gesprochen.

Als damals (1131) Knuds Ermordung im Lande bekannt wurde, hörten sofort alle Weihnachtsfeierlichkeiten auf, die Julfreude nahm ein trauriges Ende. Und noch heute giebt es in den nordischen Reichen ein Sprichwort, welches diesen Tag als den Abschluß der Festzeit bezeichnet: Sankt Knud ringer Julen ut (St. Knud läutet Weihnachten aus). Mit ihm hören die fröhlichen Festtage auf und der Ernst des Alltagslebens tritt wieder in sein Recht ein.

Über die Abstammung der Propsteier.

Von v. Osten in Utersen.

1. Schon öfters ist die Frage erörtert worden: Aus welchem Lande und von welchem Volke stammen die Propsteier? Die Urteile der Geschichtsschreiber gehen in diesem Punkte weit aus einander, vereinigen sich aber

*) In England fand dieser Umzug am ersten Montag nach dem Heiligen Drei-Königs-Tage statt, in Mittel- und Süddeutschland erst in der Fastnachtszeit. Ohne Zweifel geschah der Pfluggang zu Ehren der Gottheit, vielleicht des Donars, von dem man Gedeihen der Aussaat erwartete.

Digitized by Google

alle in dem Resultat, daß die Frage noch immer eine offene bleibt. Dennoch ist es von Interesse, die verschiedenen Ansichten kennen zu lernen und die Gründe zu prüfen, welche für dieselben geltend gemacht werden.

Einige Schriftsteller halten die Propsteier für Nachkommen der alten Wenden, welche einst die schöne Halbinsel Wagrien bewohnten. Nach dem gräßlichen Blutbade und Vernichtungskampfe von 1139 soll sich nämlich im Gebiete der heutigen Propstei eine wendische Ansiedelung erhalten haben. Zur Begründung dieser Mutmaßung wird der Name Wenddorf angeführt, der ein Dorf daselbst bezeichnet. — Es ist aber nicht zu erweisen, daß die Propstei damals schon Bewohner gehabt hat und noch weniger, daß das Dorf Wenddorf um diese Zeit schon vorhanden gewesen ist.

Andere behaupten dagegen, daß die Vorfahren der Propsteier zwar dem wendischen Volkszweige angehören, aber nicht von den alten Wagriern abstammen, sondern später aus der Lausitz oder dem Altenburgischen eingewandert sind. Von den Vertretern dieser Ansicht wird besonders auf die Ähnlichkeit in der Kleidung hingewiesen; es fehlt jedoch jede Auskunft darüber, welcher Umstand die Lausitzer oder Altenburger veranlaßt haben könnte, in Nordelbingen neue Wohnsitze zu suchen.

Noch andere Schriftsteller vertreten die Ansicht, daß die Propsteier nicht von einer wendischen, sondern von einer holländischen Kolonie herstammen. Geschichtlich steht fest, daß der Graf Adolf II. im Jahre 1143 Boten in andere Länder sandte und die Familien, welche an Ackerland Mangel hatten, unter vorteilhaften Bedingungen einladen ließ, sich in dem fruchtbaren Wagrien anzubauen. Auf diesen Ruf sollen viele Holländer in die Propstei eingezogen sein, um den Wald in fruchtbares Feld umzuwandeln. Darauf ist zu erwidern, daß diese Ansicht nach Helmold, dem Verfasser der Slaven-Chronik, wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Helmold schreibt, daß die Westfalen den Distrikt Dargum, die Holländer den Distrikt Eutin, die Friesen den Distrikt Süsel erhielten, giebt aber nicht die geringste Andeutung davon, daß auch einige Ansiedler weiter nach Norden gewandert sind. Auch erscheint es bei dieser Annahme auffallend, daß zwischen den Eutinern und Propsteiern nicht mehr Ähnlichkeit in Sprache und Sitte hervortritt.

Pastor Schmidt in Schönberg, der 1813 über die Propstei geschrieben hat, meint zwar auch, daß sich Holländer in dem Gebiet angesiedelt haben; er behauptet jedoch, daß die Einwanderung nicht unter Adolf II., sondern erst gegen Ende des 12., oder am Anfange des 13. Jahrhunderts erfolgt ist. Auch nimmt er an, daß ein Teil der Propstei schon damals von Wenden bewohnt gewesen ist, mit welchen die neuen Ansiedler sich vermischt haben. Als Grund für die Annahme einer Einwanderung aus Holland wird von Pastor Schmidt zunächst auf den erblichen und freien Besitz der Bauerngüter hingewiesen. Dagegen muß jedoch bemerkt werden, daß auch andere Kolonisten, die nicht Holländer waren, erbliche und freie Besitzer ihrer Höfe sein und sich

Digitized by Google

nicht in Knechtschaft begeben wollten. „Die Nationaltracht," heißt es weiter, „und überhaupt alle Nationaleigentümlichkeiten der Propsteier sind weit erklärbarer, wenn man annimmt, daß die Eingewanderten die Beibehaltung zur Bedingung gemacht haben, die man ihnen, weil man ihre Ansiedlung wünschte und sie hereingerufen hatte, einräumen mußte." Daraus folgt aber doch nicht, daß die Eingewanderten gerade Holländer gewesen sind. Sollten nicht auch die Kolonisten aus anderen Ländern solche Bedingungen gestellt haben? „Die Sprache der Propsteier," sagt Pastor Schmidt ferner, „unterscheidet sich sowohl im Dialekt, als in Ausdrücken, Wörtern, Redensarten und Sprüchwörtern auffallend von der Sprache ihrer Nachbarn." Aus dieser Thatsache folgt aber doch nur, daß die Stammväter keine Holsteiner gewesen sind. Als letzten Grund lesen wir: „Endlich verstärken die Familiennamen einzelner Propsteier die Vermutung ihrer Abstammung von einer niederländischen Kolonie. Erweislich sind die Namen Schneekloth und Schlapkohl niederländischen Ursprungs, aber auch nur diese, so viel ich habe erfahren können, denn die hiesigen Familiennamen sind sehr gemischten Ursprungs; die Famile Lübking stammt aus Westfalen, die Jessiens aus Sachsen, die Behrigs oder Bereggs aus Schweden, die sehr alten Lage und Wiese habe ich auch in Mecklenburg und letzteren sogar in Arnkiel als wendischen Namen gefunden. Indes ist von einigen dieser Familien ihre spätere Ansiedelung erwiesen." Es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß auch auf diesen Grund wenig Gewicht zu legen ist.

Ziemlich übereinstimmend mit Pastor Schmidt sagt Dr. Gloy in Altona: „Wenn man alle Anzeichen für und wider zusammenfaßt, so dürfte sich als Endergebnis aussprechen lassen dürfen: Die heutigen Propsteier sind eine Mischung von Niederländern und Wenden" („Die Heimat," 1894, S. 161).

2. Zu ganz anderen Resultaten gelangt Pastor Jessien in Elmschenhagen, der im Jahre 1847 einen Artikel: „Von dem Anbau der heutigen Propstei" herausgab. Der Verfasser hat das Archiv des Klosters Preetz benutzt und alle Urkunden desselben sorgfältig geprüft und verglichen. Aus seiner ausführlichen Darstellung ergiebt sich in Kürze folgendes:

Die erste Aussonderung des kleinen Gebiets aus seiner nächsten Umgebung erfolgte im Jahre 1216, als der Graf Albert von Orlamünde, den König Waldemar II. zum Statthalter über Nordelbingen eingesetzt hatte, den Edelmann Marquard von Stenwer mit „der Salzenwiese und dem anliegenden Walde zwischen der Karzenitz und Swartepuk" belehnte. Der Wald lag südlich von der Wiese und umfaßte mit dieser ungefähr das Ländchen, welches jetzt ohne nähere Bezeichnung „die Propstei" genannt wird. Zu dieser Zeit war die Gegend noch unangebaut und unbevölkert. Um den Wald herum wohnten, jedoch zerstreut, einige wendische Anbauer. Dem Edelmann fiel die Aufgabe zu, den Boden urbar zu machen und Wohnungen zu erbauen. Der Graf Albert verlieh ihm eine von aller Schatzung freie Hufe und bestimmte eine andere Freihufe für eine Kirche. Der Edelmann begann nun die Urbar-

Digitized by Google

machung seiner Hufe auf einer Anhöhe in der Salzenwiese und gründete die erste Kirche in Wisch. *)

Im Jahre 1225 wurde Albert von Orlamünde in der Schlacht bei Mölln von dem Schauenburger Grafen Adolf IV. besiegt und als Gefangener nach Schwerin gebracht, wo sich auch König Waldemar II. in Haft befand. Adolf IV. nahm nun Holstein und Wagrien, das Erbe seiner Väter, als rechtmäßiger Landesherr in Besitz. Dieser erklärte alle Regierungshandlungen des Grafen Albert für nichtig, entzog dem Edelmann v. Steuwer sein Lehen und schenkte das Land dem Kloster Preetz, 1226. Der Propst des Klosters vertrieb jedoch den Edelmann nicht von seiner Hufe, sondern erlaubte ihm vielmehr, in Gemeinschaft mit anderen Edelleuten den Boden weiter urbar zu machen. Im Jahre 1240 zählte man in der Propstei acht Ortschaften, die teils durch den Propsten, teils durch Edelleute angelegt waren. Die damaligen Bewohner waren höchst wahrscheinlich frühere Untergehörige des Klosters oder der Adeligen, also Holsteiner oder Wenden. Nach einigen Jahren wurde auch das Dorf Lutterbek erbaut, wohin das Kloster verlegt war, und das große Gut Holm gegründet.

Ein ganz neuer Abschnitt in dem Anbau des Landes begann unter dem Propsten Friedrich, der eine große Anzahl fremder Kolonisten in das Land rief und mit unermüdlichem Eifer thätig war, die Wohlfahrt derselben zu befördern. Derselbe stammte aus dem Kloster Hersfeld an der Fulda und wurde im Jahre 1246 von den Mönchen in Preetz zu ihrem Vorsteher gewählt. Von ihm heißt es: „Er gab den Kolonisten im Walde und in der Wiese zwischen der Karzenitz und Swartepuk einen Erbbesitz und legte Dörfer und Hufen an.“ Im jetzigen Kirchspiel Propsteihagen hat er den Kirchort selber gegründet, die Dörfer Stein, Wenddorf, **) Lutterbek und Prastorf mittels seiner Kolonisten erweitert, die Dörfer Brodersdorf und Laboe für das Kloster angekauft und ebenfalls neu eingerichtet. Noch mehr Verdienst hat er sich um das Kirchspiel Schönberg erworben, wo die Dörfer Fiefbergen, Krokau, Schönberg, Osterwisch, Höhndorf, Krumbek und Stakendorf ihm ihren Ursprung, ihren Anbau und ihre Bevölkerung verdanken.***) Bemerkenswert ist es, daß er den von ihm herbeigerufenen Ansiedlern so viele Freiheiten gewährte, und namentlich, daß er sie im Verhältnis zu den übrigen Untergehörigen des Klosters in einem

*) Westlich von dem jetzigen Dorfe Wisch (früher Osterwisch genannt). Alt-Wisch ist in einer Flut untergegangen. Eine neue Kirche wurde in Schönberg wieder erbaut.

**) Damals Rizeresdorf genannt. Der Name Wenddorf ist zwischen 1286 und 1460 aufgekommen. Vielleicht ist das Dorf verwüstet und darauf von Wenden wieder bevölkert worden.

***) Wahrscheinlich ist es um diese Zeit gebräuchlich geworden, das Land ausschließlich die Propstei d. h. das Gebiet des Propsten zu nennen, weil die Ansiedler weit mehr von dem Propsten, als von der Priörin abhängig waren. Möglich ist auch, daß die Bezeichnung schon im Jahre 1226 entstand, indem das Gebiet ausdrücklich der Gerichtsbarkeit des Propsten übergeben wurde, während in den übrigen Besitzungen des Klosters die Priörin die Gerichtsbarkeit auszuüben hatte. Urkundlich steht nur fest, daß der Propst Otto von Qualen die Bewohner des fraglichen Distrikts im Jahre 1613 mit den Worten anredete: Ihr Propsteier!

Digitized by Google

nicht geringen Grade bevorzugte. Ja, die Vorrechte waren so bedeutend, daß die Nachfolger des Propsten Friedrich sich Mühe gaben, dieselben wieder einzuschränken.

Von den Kolonisten, welche Propst Friedrich in den Jahren 1246—1250 ins Land rief und die sich unter seiner Leitung mit den schon ansässigen Bewohnern zu einem geordneten Gemeindewesen vereinigten, stammen die heutigen Propsteier.

Kommen wir nun aber zu der Hauptfrage, woher der Propst seine Kolonisten genommen habe, so ist leider auch Pastor Jessien nur auf Vermutungen angewiesen, da die Urkunden des Klosters Preetz keine Auskunft drüber erteilen.

Da der Propst den Kolonisten so viele Rechte einräumte und ihnen ein so großes Vertrauen bewies, so dürfen wir annehmen, daß er sie schon vorher als tüchtige Ackerbauer, als fleißige und zuverlässige Arbeiter schätzen gelernt hatte. Andererseits scheint es, daß die Ansiedler auch ihren Oberherrn vorher gekannt und geehrt haben. Diese Umstände führen unwillkürlich auf die Vermutung, daß die Kolonisten, welche den größten Teil der Propstei angebaut und der ganzen Bevölkerung das Gepräge aufgedrückt haben, Landsleute des Propsten Friedrich gewesen sind. Als höchst wahrscheinlich ist demnach anzunehmen, daß die Propsteier von den Hessen abstammen, folglich als Nachkommen der alten Katten anzusehen sind, die sich an beiden Seiten der Fulda ausgebreitet hatten. Wir werden in dieser Annahme durch die Thatsache bestärkt, daß die Propsteier sich vom Anfange an vorzugsweise mit dem Ackerbau beschäftigt haben und daß dieser Erwerbszweig gerade bei den Hessen in schönster Blüte stand. Auch entspricht, wie Pastor Jessien hervorhebt, die Schilderung, welche Tacitus von den Katten entwirft, ganz dem Charakter der Propsteier. So wird es auch erklärlich, daß der nach Tacitus bei den Katten übliche Name „Arp" noch jetzt in der Propstei ein gewöhnlicher Familienname ist.

Pastor Jessien schließt diesen Artikel mit den Worten: „Wenn aber außerdem auch noch einige Ähnlichkeit zwischen den Propsteiern und Niederländern sich finden sollte, so klärt Tacitus auch diesen Punkt auf durch die Nachricht, daß die Bataver ebenfalls aus der Katten Lande ausgewandert sind. Nach allem Vorstehenden dürften die Propsteier, bis ein anderes erwiesen worden, für Nachkommen der Katten und für Stammverwandte der Niederländer zu halten sein."

Mutterliebe.

Eine nordschleswigsche Sage nach dem Volksmunde erzählt
von J. P. Hansen, Lehrer in Baistrup bei Tingleff.

An der Westküste Schleswigs liegt das Kirchspiel Ballum. Dasselbe besteht aus acht Dörfern, die alle den Beinamen Ballum tragen. Die Kirche liegt in Ballum-Westerende. Das alte Ballum, von dem jetzt keine Spur mehr vor-

Digitized by Google

handen ist, lag wahrscheinlich weiter nördlich in der jetzigen „Ballumer-Marsch". Die Lage desselben war sehr gefährlich. Oft wurde es von schrecklichen Sturmfluten heimgesucht, und in einer solchen hat es schließlich seinen Untergang gefunden. Während der Sturmfluten suchten die Bewohner meistens Schutz und Rettung in der hoch gelegenen Kirche.

In einer furchtbaren Sturmnacht hatten sich die Bewohner Ballum's wiederum in ihre Kirche geflüchtet. Es waren schreckliche Stunden, die sie da zubrachten. Der rasende Sturm umtobte den alten Kirchturm. Durch die Schallöcher pfiff der Wind und bewegte den Glockenstrang hin und her. Dann und wann wurde die Glocke selbst durch einen heftigen Windstoß in eine schaukelnde Bewegung versetzt. Der Klöppel berührte den ehernen Glockenmantel und — schaurig vermischte sich der Glockenton mit dem entsetzlichen Heulen des Windes. Grelle Blitze erleuchteten ab und zu auf Augenblicke die rabenschwarze Nacht und erhellten die Kirche. Die Kinder wimmerten ängstlich an der Brust der Mutter, und die Gattin umklammerte furchtsam den Mann.

Doch die schreckliche Nacht näherte sich endlich ihrem Ende; das Morgenrot dämmerte durch die hohen Bogenfenster des Kirchenchores, und mit dem anbrechenden Morgen hatte sich die Gewalt des Sturmes gelegt; der rasende „Nordwest" hatte für diesmal ausgetobt.

Die Männer eilten die Turmtreppen hinauf, um nach der geliebten Heimatsstätte Ausschau zu halten. Doch alles war eine wogende See, aus der nur hier und da ein Schornstein oder eine Dachfirste hervorragte. Als die Flut sich verlaufen hatte, gewahrte man, daß das Häuschen am Deich, welches eine Witwe mit ihrem einzigen Sohne bewohnte, gänzlich verschwunden war. Die Bewohner desselben hatten aber allebeide noch rechtzeitig eine sichere Zufluchtsstätte in der Kirche gefunden. Der Sohn dieser Witwe war ein stattlicher Jüngling von zwanzig Jahren. Seinen Vater hatte er nie gekannt; denn derselbe, welcher Fischer war, hatte bei der Ausübung seines Berufes einen frühen Tod in den Wellen gefunden, als der Sohn erst zwei Jahre alt war. Vergeblich hatte damals die junge blühende Frau mit dem kleinen Knaben auf dem Arme am Strande gesessen, den angstvollen, verzweifelten Blick starr auf das wogende, brausende Meer gerichtet; er, den sie so angstvoll erwartete, der geliebte, treue Mann, der Vater ihres Knaben, kehrte nie zurück; das Meer mit seiner grausigen Tiefe gab sein Opfer nie wieder. Nur der Nachen, der den Namen der glücklichen Frau, der jetzt so unglücklichen Witwe führte, war am folgenden Tage mit dem Kiel nach oben an den Strand getrieben; er war der Überbringer der Trauerbotschaft. Als die junge Frau damals das gekenterte Boot zum ersten Male erblickte, da war sie mit dem Knaben ohnmächtig am Strande niedergesunken.

Einige Fischer fanden sie leblos mit dem weinenden Knaben im Arm. Sie trugen sie ins Haus, und da erst bemerkten sie, daß das Leben nicht ganz aus dem Körper entflohen war. Infolge der liebevollen Pflege der guten Nachbarn genas sie bald wieder. Als sie aber zum ersten Male aus den wirren Fieber-

Digitized by Google

phantasien zum Bewußtsein erwachte, fragte sie: „Ach, wo bin ich? — Ich hatte einen bösen, bösen Traum.“ Da brachte man ihr das Knäblein, und nun kehrte das Gedächtnis zurück, und sie sprach: „O, nun weiß ich alles, ach, wäre auch ich gestorben, wäre ich nur bei meinem geliebten Manne; es schläft sich so süß auf dem Meeresgrunde!“

Da aber streckte das Knäblein seine Hände nach ihr aus und rief mit klagender Stimme: „Mama, süße Mama! Bube artig sein.“

Die schwergeprüfte Frau drückte jetzt ihren kleinen Sohn in fast wahnsinnigem Schmerz und doch voll inniger, überströmender Mutterliebe an die treue Mutterbrust und sprach: „Nein, mein Herz, ich bleibe bei dir, du bist mein lieber Bube, ich will dich nie vergessen.“

Von diesem Augenblicke an kämpfte die arme Frau tapfer gegen den Schmerz; denn ein Ziel hatte ihr Leben doch noch: ihr Kind zu versorgen; dasselbe zu bewachen, erziehen und glücklich zu machen. Und doch, wie schwer war es für die Ärmste, den Kampf ums Dasein aufzunehmen! Bis jetzt hatte sie noch niemals zu sorgen nötig gehabt; denn der geliebte Mann hatte stets so treu für sie gesorgt. Jetzt aber schlief ihr Versorger, ihr lieber Mann, den Todesschlaf auf dem Meeresgrunde, und es galt nun für sie, nicht nur sich selbst, sondern auch das geliebte Kind, das Vermächtnis des teuren Toten zu ernähren. Aber ihre große Liebe zu dem Kinde machte ihr diese Aufgabe leicht. Für dieses Kind war keine Arbeit zu schwer, kein Weg zu weit und keine Mühe zu sauer.

So gedieh denn der Knabe herrlich unter der Obhut und Pflege der treuen Mutter, und er wurde immer mehr und mehr das Ebenbild des teuren Gatten.

Der Strand und das weite Meer, das Grab seines Vaters, war sein liebster Aufenthalt; der Nachen, das Erbteil vom Vater, sein liebstes Spielzeug. Er gewöhnte sich früh an Wog' und Wind und erlernte schnell, ein Boot mit Sicherheit leiten. Zwar hatte die liebende Mutter versucht, ihn von dem nassen Element fern zu halten, ihm Furcht und Grauen vor demselben einzuflößen, aber es half alles nicht; das Seemannsblut rollte nun einmal in seinen Adern und konnte nur durch die salzige Flut gekühlt werden. Zwar wäre er nach seiner Konfirmation am liebsten Seemann geworden; denn es dürstete ihn darnach, das weite Meer im Fluge zu durcheilen und fremde Länder, Städte und Völker zu schauen; aber aus Liebe zur Mutter, die für ihn gesorgt hatte, blieb er zu Hause. Doch das Meer sollte trotzdem sein Kampfplatz werden; er ergriff das Handwerk seines Vaters und wurde Fischer. Als solcher war er jetzt der Stolz und die Freude seiner Mutter; er war ganz das Ebenbild seines Vaters, so lieb und treu, so stark und verwegen, und er sorgte jetzt für seine gute Mutter, wie sein Vater es früher gethan hatte. Infolge dessen herrschte im Hause am Deich das ungetrübteste Glück.

Aber jetzt hatte die habgierige Flut die Stätte, wo Mutter und Sohn dieses Glück genossen, die liebe, traute, meerumrauschte Heimatshütte, grausam verschlungen. Traurigen Herzens stieg daher der Sohn die Turmtreppe hinunter,

Digitized by Google

um seiner Mutter die Trauerkunde zu bringen. Doch andere hatten schon dieses gethan, daher fand der brave Sohn bei seiner Rückkehr die geliebte Mutter in Thränen. Er umfing die weinende Mutter mit seinen starken Armen und tröstete sie mit liebevollen Worten. „Nur nicht verzagen, liebe Mutter, du verzagtest ja nicht, als das Meer meinen lieben Vater in seinen salzigen Fluten begrub; wie solltest du jetzt um der Hütte willen verzagen; ich bin ja bei dir und will dich nie verlassen. Bald wird sich die Hütte wieder neu aus den Ruinen erheben, und wiederum soll in derselben Liebe, Freude, Friede und Glück wohnen. Nur Mut, geliebte Mutter. Ich eile jetzt an den Strand, um zu sehen, ob vielleicht etwas zu retten ist." Mit diesen Worten entfernte sich der brave Sohn.

Mit eiligen Schritten ging er nach dem Strande. Ach! er hatte keine Vorstellung von dem Schauspiel, das er dort sehen sollte, ihm ahnte nicht das Unglück, das ihm bevorstand, noch die Größe des Schmerzes, den er seiner treuen Mutter bereiten sollte. Als er sich dem Strande näherte, konnte er zuerst noch gar nichts sehen; denn der immerhin noch starke Wind spritzte ihm den salzigen Schaum wie Schneeflocken ins Gesicht.

Da er aber den Strand erreichte, erblickte er die schreckliche Verwüstung, welche die Flut angerichtet hatte. Alles Mögliche lag hier wild durcheinander. Aber was war das? — Es war lebendig am Strande. Geschwärzte Männer, mit Äxten und Hacken bewaffnet, durchwühlten das Strandgut, erbrachen oder zerschlugen die Kasten und Kisten und raubten und plünderten in schändlicher Weise auf Rechnung des Meeres.

„Strandräuber sind es! — Fluch den verruchten Hallunken!" schrie der entrüstete Jüngling und stürzte sich, mutig wie er war, ohne an die Folgen zu denken, auf die Räuber, um sie zu verscheuchen. Diese aber, eifrig mit der Plünderung beschäftigt, bemerkten sein Kommen nicht. Als er sie aber erreichte, entfachte sich sein Zorn zur rasenden Wut durch den Anblick, der sich ihm darbot. Die Räuber wühlten jetzt in dem Hausgerät seiner Mutter; sie hatten soeben die große blaue Kiste, in welcher der Brautschmuck der Mutter aufbewahrt war, erbrochen, und einer der Räuber zog eben, grinsend über den guten Fang, das kostbare Kleinod hervor. Manchmal war in den Tagen der Not die Versuchung, dieses Kleinod zu verkaufen, an die brave Frau herangetreten; aber sie hatte es nie übers Herz bringen können, sich von dem Schmuck, welcher sie an die Tage ihres höchsten Erdenglücks erinnerte, zu trennen. Nein und nimmer! Lieber aß sie trockenes Brot, als daß sie ihren Brautschmuck, das Geschenk ihres Bräutigams, veräußerte.

Als der Sohn so plötzlich Augenzeuge dieser abscheulichen Scene wurde, raubte ihm die Wut den Verstand; er ergriff ein Stück Holz, sprang mitten unter die Räuber und versetzte dem, der so frevelhaft das Heiligtum seiner Mutter entweiht und beraubt hatte, einen Hieb auf den Kopf, daß er lautlos zusammenbrach. Dies alles war das Werk eines Augenblicks, so daß die übrigen Räuber es nicht verhindern konnten. Jetzt wollten sie sich aber voll Ingrimm

Digitized by Google

auf den Mörder werfen, und er wäre zweifelsohne erschlagen worden; doch in demselben Augenblick erschollen Rufe vom Dorfe; die Bewohner desselben eilten herbei, um die Stranddiebe zu verjagen, und diese ergriffen nun schleunigst die Flucht.

Erst jetzt kam der Jüngling zur Besinnung. Jammernd stürzte er sich über den Toten, um ihn zum Leben zurückzurufen; aber dieser lag tot und starr und rührte sich nicht, und so fanden ihn die Leute, welche zur Hilfe herbeigeeilt waren, in Verzweiflung bei der Leiche.

Entsetzt fragten sie den Jüngling nach dem Geschehenen.

Dieser sprach: „Ich habe ihn erschlagen, ich bin — o Gott, welchen Schmerz bereite ich dir, meine geliebte Mutter! — ich bin ein Mörder," klang es heiser aus der gequälten Brust hervor.

Entsetzt wichen die Leute zurück. Der Vogt, der mittlerweile auch zur Stelle gekommen war, trat hervor und sprach: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich dich." Willenlos ließ der Jüngling alles geschehen; er wurde gefesselt und weggeführt.

Wenn derjenige, den er getötet hatte, auch ein Stranddieb war und den Galgen verdiente, so war der arme Jüngling doch ein Mörder; denn ihm stand es nicht zu, die Strandräuber wegen ihres Verbrechens zur Rechenschaft zu ziehen. Und man wußte nur zu gut, daß die Todesstrafe ihm sicher war; denn der Lehnsherr zu Schackenburg war ein gestrenger Herr, der auf Ordnung und Gesetzesrecht in seinem Lande hielt, der aber das Faustrecht mit unerbitterlicher Härte bestrafte.

Am Strande hatte man währenddessen schnell eine Tragbahre aus Strandgut zurecht gemacht, der entseelte Körper wurde darauf gelegt und man trug denselben, dem Gefesselten nach, dem Dorfe zu. Der Aufzug erregte ungemein großes Aufsehen. Alle stürzten herbei und wollten wissen, was derselbe zu bedeuten hatte. Auch die arme Mutter des Jünglings kam herzu. Als die schon früher schwergeprüfte Frau ihren geliebten Sohn, der die Stütze und der Trost ihres Alters sein sollte, gefesselt sah, schrie sie laut auf in namenlosem Schmerz, und sie fragte händeringend den Vogt: „Mein Gott, was ist geschehen! — Was hat er gethan? —" dieser konnte vor Rührung nicht sprechen, sondern zeigte stumm, aber mit einem Blick voll inniger Teilnahme, auf die Tragbahre zurück, auf welcher der Erschlagene lag. Da stürzte sich die arme Mutter in wilder Verzweiflung zur Erde und umklammerte die Kniee ihres Sohnes und rief: „Sprich, lieber Sohn, hast du es gethan? Bist du ein —? Ach, ich vermag das schreckliche Wort nicht auszusprechen. O, sage nur das eine Wort: ich habe es nicht gethan, ich bin es nicht!" —

Bei diesen Worten der geliebten Mutter schnürte sich das Herz des Sohnes in wildem Schmerz zusammen. „O, Mutter!" sprach er mit schmerzbewegter Stimme, „wie gerne gäbe ich mein Herzblut, daß ich dir eine andere Antwort geben könnte, aber es ist unmöglich; Geschehenes ist nicht zu ändern. Vergieb mir, geliebte, beste aller Mütter, daß ich dir einen so grenzenlosen Schmerz

Digitized by Google

bereitet habe; denn ich habe ihn erschlagen. Ich weiß nicht, wie es geschah, ich sah nur, daß er dein Heiligtum erbrach und mit teuflischem Lachen seinen Gesellen die kostbare Beute, deinen silbernen Schmuck, zeigte. Wie Wahnsinn kam es über mich, der Teufel des Jähzorns führte meine Hand, und ich kam erst zur Besinnung, als der Dieb entseelt zu meinen Füßen lag. Ach! wären die Leute doch nicht hinzugekommen, so wäre ich im ehrlichen Kampfe erschlagen worden, und meine übereilte That wäre schon jetzt gesühnt."

Dieses Bekenntnis war für die arme Mutter ein zu schwerer Schlag. „Mein guter, treuer Sohn ein Mörder, nein, nein!" rief sie und brach wie leblos zusammen. Vor Rührung waren den Umstehenden die Thränen in die Augen gekommen, und von allen Seiten hörte man lautes Schluchzen. Mitleidige Hände trugen die arme, vom Schmerze geknickte Frau in das nächste Haus, während der Sohn ins Gefängnis geführt wurde.

Mehrere Wochen waren seit diesem schrecklichen Ereignis verstrichen; die arme Mutter hatte zum zweiten Male in wilden Fieberphantasien mit dem Tode gerungen, und abermals war sie Siegerin geblieben. Noch einen Zweck hatte ihr armes, schmerzerfülltes Leben, noch eine letzte That der Mutterliebe wollte sie vollbringen und dann die müden Augen zur ewigen Ruhe schließen. — Sie wollte alles aufbieten, um das Leben ihres Sohnes zu erhalten, alles thun, um seinen Tod durch Henkershand zu verhindern. Zwar hatte das Gericht das Todesurteil über ihn verhängt; aber noch war es vielleicht möglich, seine Begnadigung beim Lehnsherrn, dem Grafen zu Schackenburg, zu erwirken, und das wollte und mußte sie um jeden Preis thun.

Sie eilte daher selbst zu dem hohen Herrn und bat ihn fußfällig um Gnade für ihren einzigen Sohn, und um den harten Mann zu erweichen, erzählte sie ihm in kurzen, rührenden Worten ihre ganze Lebensgeschichte: Wie sie den geliebten Mann verloren hatte, wie sie als Schnitterin die Sichel hatte schwingen müssen, um das Brot für sich und das geliebte Kind zu verdienen, wie sie ihren Sohn mit Mühe und vielen Sorgen erzogen hatte und ihn jetzt so grausam verlieren sollte. „Mächtiger Graf", schloß sie ihre Rede, „es steht in Eurer Macht, mir das teure Gut wiederzugeben, mich von der unglücklichsten zu der glücklichsten aller Mütter zu machen. O, üben Sie Barmherzigkeit gegen eine alte, schwergeprüfte Frau. Ich verlange ihn nicht für mich zurück; denn ich wollte ja mit Freuden mein Herzblut hergeben, wenn ich nur ihn retten könnte. O, nehmen Sie nur dieses alte, graue, vor Gram gebeugte Haupt; aber schenken Sie meinem Sohne das Leben."

Der Graf hatte aufmerksam zugehört, aber sein Antlitz zeigte keine Spur von Mitleid. „Dein Sohn ist ein Mörder und die Gerechtigkeit fordert, daß er durch Henkershand stirbt", erwiderte er mit eiserner Stimme. „Eines aber will ich trotzdem um deinetwillen thun, ich will es auf ein Gottesurteil ankommen lassen. Spricht dasselbe zu seinem Gunsten, so sei ihm das Leben geschenkt.

Freudestrahlend sprach nun die Mutter: „Wie soll ich Ihnen danken,

Digitized by Google

gnädigster Herr! Verzeihen Sie aber, wenn ein liebendes Mutterherz noch eins zu bitten wagt: Laß das Gottesurteil an mir vollzogen werden, laß mich das Leben meines Sohnes aus der Hand des allmächtigen, gerechten, aber auch barmherzigen Gottes erringen. Fordern Sie von mir, ich thue alles, alles für das Leben meines Sohnes."

Der Graf schwieg eine Weile. Darauf sprach er voll Rührung und inniger Teilnahme mit weicher Stimme: „O, Weib, deine Mutterliebe ist wunderbar, es sei, wie du willst. Du bist als tüchtige Schnitterin bekannt, und oft hast du die Sichel geführt, um das Leben deines Kindes zu erhalten, führe sie nur noch einmal, um das Leben desselben von Henkershand zu retten. Wenn du einen Morgen Gerste von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ganz allein, ohne jegliche Hilfe, schneidest, so sei das Leben deines Sohnes dir geschenkt; aber fehlt auch nur eine Garbe, so ist er des Todes, und deine Anstrengung vergeblich."

Bei diesen Worten glitt es wie ein Sonnenstrahl über das schmerzdurchfurchte Antlitz der alten Frau. „Gott ist in den Schwachen mächtig", sprach sie mit froher Zuversicht, „er wird auch meine schwache Kraft stärken, und ich werde mit seiner Hilfe auch dieses, den Menschen unmöglich erscheinende Werk vollführen. Die alles ertragende, erduldende und überwindende Mutterliebe treibt mich, Gottes allmächtige Hand hält mich, und so bin ich des Sieges gewiß." Mit dankbarem Blick verabschiedete sie sich von dem Lehnsherrn, der sich ihr gegenüber so gnädig bewiesen hatte und begab sich mit erleichtertem Herzen, dem lieben Gott dankend, auf den Heimweg.

Als Ort, wo die Mutter ihre rettende Liebesarbeit ausführen sollte, wurde ein Gerstenfeld südlich von der Ballumer Kirche bestimmt, und der Tag, an welchem das Gottesurteil vollzogen werden sollte, ward auch festgestellt. Als dieser Tag nun anbrach, war die Witwe schon vor Sonnenaufgang mit dem Dorfvogte, der darauf zu sehen hatte, daß niemand der Schnitterin Hilfe leistete, auf dem Felde erschienen. Die sonst vor Gram und Schmerz früh gealterte und gebeugte Witwe blickte heute freudig und hoffnungsvoll in die Welt. Galt es doch für sie heute, das Leben ihres Sohnes zu retten und der Welt zu zeigen, was die Mutterliebe vermochte. Die Sonne sandte bereits ihren ersten, goldenen Strahl über das von Tau benetzte, wogende Ährenfeld und verwandelte dadurch die hellen Tautropfen, die an den Halmen hingen, in glitzernde Diamanten. Die Lerche erhob sich, von den leichten Fittigen getragen, hoch in die Luft und trillerte ihr Loblied zum Ruhme des Schöpfers. Da endlich gab der Vogt das Zeichen zum Beginn der Arbeit. Die Schnitterin aber fiel zuerst auf die Kniee und sprach, den Blick nach oben gerichtet: „Herr, hilf mir, stärke noch diesmal meine schwache Kraft und laß mein Tagewerk wohl gelingen." Darauf ergriff sie mit frohem Mut die Sichel und fing an zu schneiden.

Mittlerweile hatten sich auch viele Zuschauer eingefunden, und wie sie die große Fläche überschauten, mußten sie sich sagen, daß die arme Frau Unmögliches angefangen hatte. Die Schnitterin aber sah und hörte nichts, sondern

Digitized by Google

schnitt und schnitt. Sie blickte nicht einmal auf, um die Zuschauer anzusehen, die mit teilnehmenden Blicken ihrer Hände Arbeit folgten. Ach, wie gerne hätten wohl diese ihr geholfen, aber sie durften ihr nicht die geringste Hilfeleistung gewähren, um nicht das ganze Unternehmen der armen Witwe zu vernichten. Aber wunderbar war es anzusehen; denn wie von einer unsichtbaren Hand geschnitten fielen die goldenen Ähren und richteten sich hinter ihr als Garben auf. Es war, als ob unsichtbar Engelhände ihr Hilfe leisteten; nie that sie einen verkehrten Schnitt, nie einen falschen Griff, sondern in der schnellsten Reihenfolge reihte sich Garbe an Garbe. Der Tag aber versprach heiß zu werden, und das mußte der armen Frau die Arbeit doppelt schwer machen. Schon rieselte ihr der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne; aber sie achtete es nicht, und sie nahm sich nicht Zeit, dieselbe zu trocknen. Die Sonne stieg höher und höher, brennend heiß wurde der Tag. Wie mußte die arme Frau leiden! — Die Zunge mußte ihr am Gaumen kleben; aber keine Zeit ließ sie sich, einen Labetrunk zu holen; denn keine einzige Sekunde durfte verloren gehen, konnte doch Leben und Tod ihres Kindes schließlich davon abhängen. O, wie viele hätten ihr gerne einen Labetrunk gereicht; aber niemand durfte, und sie hätte denselben wohl auch schwerlich angenommen; denn sie sah nichts und hörte nichts, blickte weder vorwärts noch rückwärts, sondern schnitt und schnitt. —

Die Sonne hatte den höchsten Punkt erreicht, der halbe Tag war dahin. Das Gerstenfeld wurde von den teilnehmenden Zuschauern gemessen, und siehe, die Hälfte desselben war geschnitten, aber auch nicht mehr. Da mußten sich die Leute sagen, daß das Opfer der Mutterliebe vergeblich sei; denn nach menschlicher Berechnung war es unmöglich, daß die Schnitterin so zu arbeiten aushalten konnte, wie sie es bisher gethan, und das war ja erforderlich; wenn sie das hohe Spiel gewinnen sollte. Aber Gott ist in den Schwachen mächtig, das zeigte sich auch hier; denn wie die Sonne allmählich zu sinken anfing, so schwand auch nach und nach das Gerstenfeld.

Jetzt mußte es bald entschieden werden; denn die purpurrote Sonnenscheibe berührte schon die goldschimmernde Wasserfläche der Nordsee. Es war aber noch ein gutes Stück zu schneiden übrig, und noch schien es, als ob die Mühe und Qual der armen Mutter vergebens sein sollte. Die arme Frau arbeitete jetzt mit der Kraft der Verzweiflung. Die Zuschauer blickten wechselweise auf die arbeitende Frau und nach der untergehenden Sonne; vor Angst und banger Erwartung wollte ihnen schier das Herz stille stehen; aber auch die glühende Abendsonne schien sich nicht zu bewegen, so langsam senkte sie sich ins Meer. Die Frau arbeitete rastlos weiter. Jetzt war nur noch ein sehr schmaler Streifen von der Sonne zu sehen; aber da fiel auch schon die letzte Garbe. Mit ihr aber sank zugleich die todesmüde Frau, den brechenden Blick starr auf den leuchtenden Sonnenstreifen gerichtet, die Rechte die Sichel und die Linke die letzte Garbe umklammernd, wie geknickt zur Erde. „Gott sei gepriesen!“ kam es lispelnd über die trocknen Lippen, und mit diesen Worten sank sie hin und

Digitized by Google

war eine Leiche. Also besiegelte die treue Mutter ihre unergründliche Mutterliebe mit dem Tode. Das Opfer, welches die Mutterliebe gebracht hatte, war aber nicht vergeblich gewesen. Die liebende Mutter hatte ihr Ziel erreicht; denn sie hatte das Leben des geliebten Kindes durch Aufopferung des ihrigen gerettet.

Der Sohn erhielt die Freiheit, aber der Schmerz über den Verlust der geliebten Mutter ließ ihn sich derselben nicht freuen. Im Gegenteil, sein Seelenleiden vergrößerte sich nur dadurch; denn seitdem die treuen Mutteraugen sich ihm auf immer geschlossen hatten, schalt er sich zwiefach einen Mörder.

In der Heimat fesselte ihn nichts mehr; er hatte daselbst nur noch einen Ort, der ihm unermeßlich teuer war — das Grab der Mutter. Dasselbe besuchte er daher auch jeden Tag, und oft sahen ihn die Leute dort stundenlang, mit gesenktem Kopfe seinen trüben Gedanken nachhängend, stehen. Den Menschen wich er scheu aus dem Wege, mit keinem wechselte er ein Wort. Das grausame Schicksal hatte den lebensfrohen Jüngling durch die harten Schläge, die es ihm zugefügt hatte, in kurzer Zeit zu einem menschenscheuen, grübelnden Schwarzseher gemacht, und der herbe Schmerz, den er finster und schweigend in seiner Brust verschlossen hielt, zehrte an seinem Lebensfaden. Als er eines Tages wieder dumpf brütend am Grabe der Mutter stand und seinen schweren Gedanken nachhing, legte sich plötzlich eine Hand weich und mitleidig auf seine Schulter. Der Jüngling zuckte unter der Berührung zusammen und blickte auf. Ehrerbietig, zog er alsdann seine Mütze; denn der Pfarrer stand vor ihm und blickte ihm so treu und mitleidig in die trüben Augen.

Der Pfarrer erhob zuerst die Stimme und sprach: „So geht es nicht länger, mein Sohn, du darfst nicht fortwährend diesen traurigen Gedanken nachhängen; du mußt dich endlich aufraffen und sie verscheuchen, denn sonst fließt dein junges Leben in trübem Nichtsthun dahin und du bringst dich früh ins Grab."

„Das Letztere ist auch mein sehnlichster Wunsch, Vater," sprach der Jüngling, „denn seitdem meine treue Mutter durch meine Schuld dort unter dem grünen Rasen schläft, kann ich doch keine Freude mehr in der Welt genießen."

„So darfst du nicht sprechen, lieber Sohn, höre mich an: Ich habe dich lange im Stillen beobachtet und gewünscht ein Wort mit dir zu reden. Heute ist endlich der Augenblick gekommen. Du sagst, daß du am Tode deiner Mutter schuld bist — in einer Weise ja; denn sie ist für dich gestorben, aber warum ist sie für dich gestorben? — Doch nicht, daß du dich deswegen zu Tode quälen sollst. Nein, ihre Mutterliebe trieb sie in den Tod, damit du leben solltest. Ist das nun der Dank, den du ihr dafür bringst, daß du das edelste Werk der Mutterliebe durch übermäßiges Trauern zerstöreſt? — In stiller Wehmut sollst du ihrer gedenken und dich des Lebens, das sie dir durch ihren Tod zum zweiten Male gab, in der rechten Weise freuen. Ausnutzen sollst du dein junges Leben, das um so hohen Preis erhalten wurde,

Digitized by Google

ausnützen sollst du es zur eignen Wohlfahrt und zum Nutzen deiner Mitmenschen."

„Aber, Vater, kann der liebe Gott mir denn vergeben, daß ich das treue Herz gebrochen habe, daß ich meine geliebte Mutter durch meine übereilte That in den Tod trieb?"

„Gewiß, mein Sohn, er kann, ja, er will dir so herzlich gerne vergeben. Du siehst nur zu schwarz. Du hast ja deine Mutter nicht in den Tod getrieben, sondern sie ist freiwillig in den Tod gegangen, damit du leben solltest. Darum sollst du nun nicht länger mit solchen schweren Gedanken umgehen, du hast keine Ursache dazu; denn mit demselben Recht sollten alle Menschen noch weit mehr trauern. Ich kenne einen Mann, der für dich und mich und alle Menschen in den Tod gegangen ist, damit wir ewig leben sollen.

Es ist der Herr und Heiland, der für uns sein heiliges und teures Blut auf Golgatha vergossen hat. Er hat es aber nicht gethan, damit wir uns quälen und grämen, nein, damit wir leben und uns des Lebens im Herrn freuen sollen. Der Heiland hat uns durch seinen Tod das ewige Leben geschenkt. Wie undankbar und schändlich wäre es von uns, wenn wir diese Gottesgabe verachten und uns nicht aneignen wollten! Deine liebe Mutter hat dir durch ihren Tod das irdische Leben geschenkt, es ist darum auch undankbar, wenn du dasselbe verachten und nicht ausnützen willst. Und nun höre ferner, was ich dir zu sagen habe, lieber Sohn. Ich weiß, daß du nach deiner Konfirmation gerne Seemann geworden wärest. Aus Liebe zur Mutter bliebst du zu Hause. Jetzt ist aber der Zeitpunkt gekommen, wo sich dein Wunsch erfüllen kann.

Ziehe mit Gottes Segen hinaus in die weite Welt, wirke und schaffe, so viel du kannst, zum Nutzen deiner Mitmenschen, dann wirst du Frieden finden; denn hier, wo dich alles an die traurige Vergangenheit erinnert, ist nicht der rechte Ort für dich."

Bei diesen Worten hatte sich das Antlitz des Jünglings aufgeklärt. Jetzt erst blickte er dem Pfarrer offen in die Augen und sprach: „Ja, Vater, das will ich thun; ich danke Euch von ganzem Herzen; denn Eure Worte haben mir so wohl gethan. Ihr habt mir jetzt den Weg gezeigt, ich werde denselben in Gottes Namen wandeln, und ich hoffe auf demselben den Frieden wieder zu erringen." Hierauf reichte er dem Pfarrer die Hand, die dieser herzlich drückte, indem er sprach: „Des Herrn Segen und mein Gebet geleiten dich, mein Sohn."

Der Jüngling ging mit erhobenem Haupte und erleichtertem Herzen von dannen. Nachdem er seine Habe verkauft und dem Totengräber den Auftrag, das Grab seiner Mutter zu pflegen, gegeben hatte, verließ er seine Heimat und zog in die Ferne. Der Abschied von dem Grabe der geliebten Mutter wurde ihm aber unendlich schwer.

Zwanzig Jahre waren seitdem verstrichen, er hatte währenddessen das Weltmeer in die Kreuz und in die Quere durchfurcht, war von einem Posten zum anderen gestiegen und zuletzt Führer eines Schiffes geworden. Als solcher hatte er sich bereits ein großes Vermögen erworben. Der Trübsinn war von ihm

Digitized by Google

gewichen und der Friede war wieder in sein Herz gekehrt. Ja er hatte sogar eine liebevolle, treue Lebensgefährtin auf der See gefunden; die Tochter seines früheren Kapitäns war seine Frau geworden, und sie vertrieb durch ihre Liebe die letzte trübe Wolke von seiner Stirne. Das Grab seiner geliebten Mutter konnte er aber nie vergessen, und zuletzt trieb die unwiderstehliche Sehnsucht ihn zu demselben zurück.

Er verließ seinen Beruf und kehrte mit seiner Frau nach seiner nordischen Heimat und zu dem Grabe seiner Mutter zurück. Er baute sich ein schönes Haus. Vor demselben spielten jetzt zwei kleine, blondgelockte, muntere Matrosen und in demselben blühte ihm und seinem Weibchen dasselbe schöne Glück, welches früher im Hänschen am Deich gewohnt hatte. Das Grab der Mutter wurde aber auch nicht vergessen; er schmückte es mit einem prächtigen Stein, auf welchem ein Weib abgebildet war, welches in der einen Hand eine Sichel und in der anderen eine Garbe hielt. Derselbe steht noch heutigen Tages auf dem Kirchhofe zu Ballum, und er wird noch Jahrhunderte hindurch den kommenden Geschlechtern ein redendes Denkmal sein der unergründlichen Mutterliebe.

Der Wodansberg und seine Umgebung.

Von J. Schwarz in Windbergen.

Es ist ohne Zweifel ein lehrreicher und für die Kunde unserer engeren Heimat gewinnbringender Gedanke, wenn in der „Heimat" alle, die Herz und Sinn für die Landesgeschichte haben, aufgefordert werden, den geschichtlichen und sagenumwobenen Stätten unserer Heimat ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Ergebnisse weiteren Kreisen mitzuteilen.

Es ist ein eigentümlicher Charakterzug unseres Volkes, daß es nach Kinder Art mit Zähigkeit an alten Überlieferungen und sagenhaften Stätten haftet. Auf Schritt und Tritt begegnet man Mitteilungen von „untergegangenen Burgen," „zerstörten Schlössern" und „versunkenen Kirchen," die sich im Munde des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte fortgeerbt haben. Die Sage kennzeichnet am besten das Denken, Fühlen und Wesen der Bewohner eines Landes. Nach seiner Beschaffenheit ist der Mensch abhängig von der ihn umgebenden Natur. Bald im Guten, bald im Bösen scheint dem Erdenbewohner eine höhere Macht zu sprechen, die er als Urheber alles dessen ansieht, was ihn in Freude und Leid bewegt. So erklärt es sich, daß die meisten Sagen und Märchen einen natürlichen Hintergrund zeigen.**)

Freilich muß der Forscher wissenschaftlich trennen zwischen Geschichte und Sage, doch mit gelehrten Untersuchungen befaßt der gemeine Mann sich nur selten. Es ist ein Verdienst unserer Zeit, wenn die Quellenforschung manches

*) Der hier erwähnte Grabstein befindet sich auf dem Begräbnisplatze des Herrn Hofbesitzers Knud Hansen zu Ballum-Westerende nicht weit von der südlichen Kirchmauer.

**) Vgl. Die Behandlung der Märchen in Schmarje: Das katechetische Lehrverfahren.

Digitized by Google

Dunkel in der Geschichte gelichtet hat, und infolgedessen sich nunmehr als Sage erweist, was sonst als geschichtliche Thatsache galt. (Vgl. Tellsage, Böckelnburg.) Aber auch dann, wenn geschichtliche Thatsachen vorliegen, schafft die lebendige Phantasie des Volkes Bilder, die den geschichtlichen Kern mit einer Nebelhülle umkleiden, sodaß es schwer hält, den wahren geschichtlichen Hintergrund des Gemäldes zu erkennen. Diese und ähnliche Gedanken sind es, die dem Verfasser vorliegender Zeilen jedesmal aufsteigen, wenn er nach des Tages Last und Mühen seine Schritte nach dem ihm benachbarten „Wodansberg" und der „Hese" lenkt.

Östlich von dem Kirchdorfe Windbergen, 1,5 km entfernt, 8 km von Meldorf und etwas weiter von der Küste der Dithmarscher Bucht, liegt der Wodansberg. Im Volksmunde führt er den Namen „Wohnslag = Wod'nslag." Woher diese Bezeichnung? „Lag" bedeutet im Volksmunde soviel wie Gelag, gesellige Zusammenkunft, wie man auch in Dithmarschen eine gemeinsame Beratung der Dorfschaft als „Burlag" und eine fröhliche Zusammenkunft, wie etwa zum Tanz, als „Gelag" bezeichnet — Tanzgelag, Zechgelag. Das Wort „Wodan" erinnert uns unmittelbar an die oberste und höchste Gottheit der Germanen, die bekanntlich auch Wuotan und Odin hieß. Wodan war Beherrscher der Naturkräfte, der Sturm- und Gewittergott der alten Deutschen und lebt noch, wenn auch unverstanden, in den verschiedensten Teilen Deutschlands in Sage und Gebrauch fort. Sogar auf Personen und Ortschaften ist der Name übertragen worden. Wir erkennen ihn z. B. wieder in dem Namen „Wode" in Mecklenburg. Im Fürstentum Lübeck liegt am Kellersee am Fuß des „Godenberges" das romantische Kirchdorf Malente, der Schauplatz von Vossens Luise. Godenberg soll aber gleichbedeutend mit Wodansberg sein (Sach: Geographie von Schleswig-Holstein). Sollte man in der That in dem Wodansberg eine Stätte der Kultur unserer heidnischen Vorfahren erkennen? War der Ort ein Sammelpunkt zur Verehrung der obersten Gottheit? Wer möchte es entscheiden? Unsere dithmarsische Chronik vom Jahre 1839 wie auch die Sachsche Heimatskunde nehmen mit Bestimmtheit an, daß hier in der grauen Vorzeit, wo noch der Hügel mit Eichenwald bestanden war, eine Hauptverehrungsstätte des Wodan gewesen sei. Daß der Hügel ehemals bewaldet gewesen ist, lebt noch als eine ererbte Überlieferung im Munde der älteren Leute und kann auch daraus entnommen werden, daß an der Westseite in einer Thalsenkung ein Rest verkrüppelter Eichen, sog. Kratt, vorhanden ist.

Im übrigen aber ist der Hügel wenig kultiviert; an einer Seite reicht die braune Heide bis zum Gipfel, an andern Seiten hat die schaffende Hand des Menschen die sonst öden Strecken in Ackerland verwandelt, das den Fleiß durch Ertrag an Kartoffeln und Buchweizen in befriedigender Weise lohnt.

Der Gipfel, welcher sich nach Angabe der Königl. Preußischen Landesaufnahme von 1878 (Meßtischblatt 537) bis zu einer Höhe von 37,1 m über das Niveau der Nordsee erhebt, zeigt eine Vertiefung, welche von einigen Forschern für die Lagerstätte eines Opfersteins gehalten wird; doch läßt sich für diese

Digitized by Google

Ansicht keine weitere Begründung finden. Vor einigen Jahren wurde an dem nördlichen Abhang auf einer Koppel ein mächtiger Findling bloßgelegt, der ca. 3 m in der Länge und Breite und reichlich 1 m in der Dicke maß — für die hiesigen Bewohner ein angestauntes Wunder. Er teilte das Schicksal mit vielen seiner Genossen, fiel der Gewinnsucht zum Opfer und wurde zu Thorpfählen und Treppensteinen gespalten.

Wie die zahlreichen Hünengräber, die in unserer Umgebung zerstreut liegen, seit vielen Jahren von Menschenhand auf Altertümer und „Schätze" — leider meistens in unkundiger und leichtsinniger Weise — untersucht und durchwühlt sind, so blieb auch der Wodansberg nicht unangetastet.

Verfasser selbst konnte der Versuchung nicht widerstehen und begab sich einst in Gesellschaft einiger Freunde mit Sucher und Spaten auf die Jagd nach Altertümern. Unser Bemühen war nicht vergeblich. Zwei Urnen war das Resultat, von denen die eine fast unversehrt ausgehoben wurde. Beide enthielten Aschen- und Knochenreste; andere Beigaben fanden sich trotz eifrigen Suchens nicht. Flintkeile und andere Sachen aus dem Steinalter sind wiederholt beim Pflügen und Eggen an den Tag gefördert worden: — Beweise, daß hier vor Jahrtausenden des Menschen Fuß gewandelt hat.

Doch von der Vergangenheit zur Gegenwart. Ein auf dem höchsten Punkte befindlicher eingegrabener prismatischer Stein mit einem + besagt, daß die Regierung diesen Punkt für den Zweck trigonometrischer Vermessung ausersehen hat. Vor ca. 10 Jahren wurde regierungsseitig für die Küstenvermessung an dieser Stelle ein hölzerner Turm von 20 m Höhe errichtet, der leider bald wieder abgebrochen wurde. Der Ausblick von demselben war ein großartiger. Aber auch jetzt in natürlicher Höhe ist die Aussicht eine lohnende und für die Schule ein sehr wertvolles Hülfsmittel für den Unterricht in der Heimatskunde. Man übersieht den größten Teil des 746 km großen Kreises Süderdithmarschen. Nach Westen schweift der Blick über die fruchtbare Marsch mit ihren zahlreichen Dörfern „bis zur Küste, wo die Möve zieht". Man erkennt auf den ersten Blick, daß die Marsch doch nicht so einförmig und eintönig ist, wie sie wohl hier und da noch geschildert wird. Einem Garten gleich liegen die Gehöfte und Wohnplätze da, ringsum von mächtigen Baumkronen beschattet.

Lachende Fluren, wogende Kornfelder, saftige Weiden — wahrlich, da ist die Gegend, „wo des Marsen Rind sich streckt". Ehemals überflutet von den Wogen der grauen Nordsee — jetzt ein „goldener Küstensaum" von unschätzbarem Werte. Mit Stolz kann der im Kampfe mit den Elementen erhärtete Marschbewohner gleich dem Holländer sagen: „Gott schuf das Meer — und wir das Land."

Nach Norden zu liegt vor uns das geschichtliche Meldorf mit seinem majestätischen Dom. Die Spitze des 60 m hohen Turmes leuchtet weit in die Nordsee hinein. Hemmingstedt (Dusendüwelswarf), Heide und zahlreiche Dörfer tauchen auf. Fern am Horizonte bemerken wir das großartige Bauwerk der Hochbrücke bei Grünthal und die reichbewaldeten Höhen von Burg, kurz

Digitized by Google

man ist entzückt über die interessante Rundschau. Selbstverständlich bieten die Abhänge der Hügel für den Naturforscher an Einzelheiten aus der Pflanzen- und Tierwelt ein ergiebiges Feld. Tausende der fleißigen Bienen umsummen die rötlichen Blütentrauben der Erica, die wohlschmeckende Frucht der Heidelbeere lockt alt und jung zum Sammeln. Doch weiter! In einiger Entfernung unsers „Berges" liegt ein Ackerfeld, das den Namen „Querjenfeld" (im Grundbuche Quarienfeld) führt. Nach unserm Chronisten Hans Dethlefs (1650) lag hier vor Zeiten ein Dorf, namens Quarder. Die Bewohner desselben wurden von den Windbergern vertrieben, fanden weiter südlich eine ihnen zusagende Stätte, bauten sich an und legten den Grund zu — Gudendorf.

Südlich von Windbergen liegt ein in weiten Kreisen, namentlich auch den Marschleuten, bekanntes Gehölz, die Hese. In der Mitte erhebt sich ein Hügel, hier „Voßbarg" genannt, bis zu einer Höhe von 40 m. Verfasser hat oft über die Bezeichnung „Hese" Betrachtungen angestellt, konnte aber zu einem befriedigenden Resultat nicht gelangen. Einige Aufklärung giebt uns die Dithm. Chronik. Demnach soll „Hesur" eine Gottheit, gleichbedeutend mit „Thor" gewesen sein. Ein Teil des Gehölzes heißt noch heutigentags die Hesekammer. Der Chronist Dieterich Carstens, ein geborener Windberger, berichtet in seiner 1748 gedruckten Chronik, daß zu seiner Zeit an der Stelle, wo das Hesus-Heiligtum gewesen sein soll, ein „Altar mit einem Keller" vorhanden war. Seine Behauptung wird unterstützt durch eine noch jetzt hier lebende Sage, daß in alten Zeiten die Hesekammer gesprengt, die umfangreichen Steinmassen nach dem Dorfe gefahren und zu Steinwällen benutzt sein sollen. Dergleichen Steinwälle sind allerdings einige vorhanden. Wir wollen aber nicht verhehlen, daß unser Chronist zuweilen etwas unzulässig sein soll. —

Soweit unsere Erkundigungen. Gelehrte Untersuchungen konnten und sollten es nicht sein; was wir unsern Lesern in vorliegenden Zeilen zum weiteren Nachdenken und zur Prüfung zu bieten wagten. Es bleibt noch viel Verdienst übrig, aber jeder kleiner Beitrag für die Erforschung der Natur- und Landeskunde unserer lieben Heimat dürfte willkommen sein.

Wiegenlieder mit „Peter Kruse."

Mitgeteilt von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

Von den Wiegenliedern dürften besonders diejenigen mit Peter Kruse Interesse verdienen. Dieselben sind über ganz Niederdeutschland verbreitet. Wer mit Peter Kruse gemeint ist, wird schwer zu sagen sein. Einige halten ihn für eine mythische Person, ohne indes auch nur einen Schein von Beweis bringen zu können. Ich teile die Ansicht von Dr. Post, daß diese Lieder an irgend einem Orte im Anschluß an eine bestimmte Persönlichkeit entstanden sind und sich dann weiter verbreitet haben, und weiter nichts zum Ausdruck bringen wollen, als den Abscheu vor dem bürgerlichen, protzenhaften Reichtum (s. Am Urquell, Band V, S. 39).

Digitized by Google

Ich ſtelle hier alle diejenigen Wiegenlieder mit „Peter Kruſe“ aus Schleswig-Holſtein zuſammen, die mir bekannt geworden ſind, und zwar gedruckte und ungedruckte. Vielleicht findet ſich dann auch ein freundlicher Leſer, der beſonders die fehlenden Gebiete von Nordfriesland, Nordſchleswig, Angeln u. a. durch dort bekannte Lesarten ergänzt.

1. Suſe brambruſe,
wo wahnt ol Peter Kruſe?
Delve i. Dithmarſchen.

In de lütt Peterſilgenſtrat,
wo all de lütt'n Dierns tou melken gaht.

2. Ruſſel, ruſſel ſus,
wonehm wahnt Peter Kruſ'?
Oder:
Hüſcher, bambüſcher,
wonehm wahnt Peter Krüſcher?
In de lütt Peterſilliſtraat,
wo all de lütten Dierns tou melken gaht.
Oder:
Haija prumſus,
wonehm wahnt Peter Kruſ'?
In de lütt Peterſilliſtraat,
wo all de lütt'n Jung's un Dierns gaht.
Lunden i. Dithmarſchen.*)

Op de grout Marienſtraat,
wo all de lütt'n Dierns gaht.
Op holten Tüffeln ſlacht ſe en Swien,
drinken Wien,
morrn ſchall unſe Hochtied ſien.
Haija, ſlaap ſöit, ikk weeg di mit mien Föit,
ikk weeg di mit 'n Paar goll'n Schou.
Haija, ſlaap ſöit, ikk weeg di mit mien Föit.

3. Daie, daie ſuhs,
wonehm wahnt Peter Kruſ'?
In'e lange Harmſtraat,
Vollerwiek i. Eiderſtedt.

wo all de lütt'n Dierns op Tüffeln gaht
wo ſe de Roſien mit Läpeln äten
un dat Geld mit Schäpeln mäeten.

4. Suhſe, brambruhſe,
wo wahnt Peter Kruſe?
Erſde i. Stapelholm.

In'e Peterſilliſtraat,
wo all de lütt'n Dierns op Kloppen gaht.

5. Daie, daie ſuſe,
wanehm wahnt Peter Kruſe?
Drage i. Stapelholm.

In'e Peterſilliſtraat,
wo all de lütt'n Dierns op Tüffeln gaht.

6. Aja brumſuſe,
wo wahnt de ol Peter Kruſe?
In de Roſmarienſtraat,
Däniſcher Wohld.

wo all de glatt'n Jünfers gaht
mit all de ſtiew'n Rökke,
de keen Hemd ämern Stiert anhebbt.

7. Eija brumſuſe!
Wo wahnt Peter Kruſe?
In de Roſmarienſtraat,
wo all de glatten Jungfern ſtaht,
mit all ehr gülden Platen,
ſe könnt vör Jammer nicht ſlapen.
Eija brumſuſe!
Wo wahnt Peter Kruſe?

In de lütt Peterſiljenſtrat,
wo de lütten Dierns op hölten Tüffeln gaht,
wo ſe de Roſinen mit Lepeln eten
und de Spetſchendalers mit Schepeln meten,
wo de leddern Slipſteen geit
und de iſern Beerbom ſtait.
Da wahnt Peter Kruſe,
eija brumſuſe!

J. Dirmiſſen: Ut de Mußkiſt, Seite 1.

*) Abgedruckt in den Volkstümlichen Liedern aus Norddeutſchland, 1. Heft, S. 9, 10, Nr. 33.

Digitized by Google

8. Eija brumfuse!
wonehm wahnt Peter Kruse?
In de Rosmarienstraat,
wo de lütten Deerns gaht.
Eija brumfuse!
wonehm wahnt Peter Kruse?

Schütze, Holsteinisches Idiotikon I, S. 300.

Biblische Rätsel.

Mitgeteilt von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

In der Monatsschrift für Volkskunde „Am Urquell“ *) veröffentlichten der verstorbene Rektor H. Frischbier (Bd. II, S. 168; III, 34, 74—75); der Rittergutsbesitzer A. Treichel (Bd. III, 170—173, 300—302; IV, 84—87, 124); Dr. O. Glöde (Bd. IV, 252—253); Dr. Heinr. v. Wlislocki (Bd. V, S. 20) biblische Rätsel. Da dieser Zweig der eigenartigen Rätselposie auch für die Heimat von Interesse sein dürfte, teile ich hier zunächst diejenigen biblischen Rätsel mit, die mir bekannt sind, in der Erwartung, daß recht viele Leser sich an der Umfrage beteiligen möchten. Der Fundort ist jedem Rätsel beigefügt. Ich beginne mit einem Rätsel, das wohl kaum volkstümlich genannt werden darf, sondern durch seine Sprache schon seinen Ursprung in irgend einer Dichterstube verrät.

1. Wenn Schönes, Hohes dich beglückt,
wenn Freud' und Wonne dich entzückt,
entfährt die erste Silbe dir oft wider Willen;
wenn Krankheit deinen Leib berührt,
wenn Jagd nach Lust dein Herz verführt,
so kann die zweite deine Wünsche stillen;
die dritte kann dir oft ein Himmel sein,
doch auch bereiten Höllenpein.
Das Ganze ist ein Mann aus grauem Altertum;
hoch stand derselbe damals unter einer höh'ren Hand.
Allein die Zeiten ändern sich; von seinem Werk und Thun
ist in der Gegenwart nur wenig mehr bekannt,
von Theologen wird sogar er klein genannt.

Owschlag i. Schleswigschen. Aufl.: Der Prophet Obadja.

2. Saget mir, ihr lieben Gäste,
was war das für eine Köste,
wo der Bräutigam ohne Kleid,
und die Braut ganz ungescheut
splitternackend sich ließ sehen.
Lieber, sag', wo ist's geschehen?

Schütze, Holst. Idiotikon II, S. 232. Aufl.: Im Paradies.

3. Gott sprach ein Wort, und meint's doch nicht,
es ward vollbracht, geschah doch nicht.

Owschlag i. Schleswigschen. Aufl.: Isaaks Opferung.

4. Ich glaube alles, was zu glauben ist,
aber nicht, daß Gott im Himmel ißt.**)

Wöhrden i. Dithm.

Oder: Daß Gott ist, glaube ich;
daß Gott aber ißt,**) glaube ich nicht.

Föhrden bei Hohn i. Schleswigschen.

*) Kommissionsverlag von G. Kramer-Hamburg. Preis ganzjährlich 4 M.

**) Das Rätsel liegt in dem Gleichklang von „ißt“ und „ist.“

Digitized by Google

5. Woneem is de Knütt in'e Biwel?
Dithmarschen. Aufl.: Wo de Esel anbund'n stait.

6. Was macken die 12 Apostel im Himmel?
Dithmarschen. Aufl.: Ein Dutzend.

7. Wat harr Moses sien Hund von Haar?
Stapelholm. Aufl.: Hund'nhaar.

8. Worüm troug Moses de Bart?
Stapelholm. Aufl.: Um'e Mund.

9. Wofück hett Habakuk sien Fru heet'n?
Stapelholm. Aufl.: Fru Habakuk.

10. Wofück hett Esau heet'n, as he lütt weer?
Dithmarschen. Aufl.: E-farken.

11. Wat is dat grötste Wunner i'ne Biwel?
Sehestedt i. Schleswig. Aufl.: Dat Elias, as he na'n Himmel fahr, sick den Achtersten nicht verbrennt hett.

12. Wofück heet de Dod sien Groutmouder?
Schlichting i. Dithm. Die Auflösung soll sein: Der Wollust Reiz.

13. Wofück hett Jakob sien Kutscher heeten?
Aufl.: Herzeleid; denn er sagte: Ich werde mit Herzeleid hinunter fahren in die Grube zu meinem Sohne Joseph.
Eckernförde.

14. Wat weer Madam Potiphar für en Landsmännin?
Eckernförde. Aufl.: Eine Schleswigholsteinerin; denn sie wollte mehr umschlungen sein.

15. Wie viele Klappen hat die Hölle?
Eckernförde. Aufl.: Zehn; denn es wird da heulen und Zähnklappen sein.

16. Wer hatte das größte Bett?
Geg. v. Segeberg. Aufl.: Salomo (David?); denn er sagte: Wenn ich in mein Bett fahre.

Bastlösereime.

Von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

Bastlösereime heißen bekanntlich jene Reime, die beim Klopfen der Weidenflöten von Kindern gesungen werden. Sie sind sehr entstellt, aber uralt, und deshalb verdienen sie gesammelt zu werden. Schleswig-Holstein scheint recht arm an solchen Reimen zu sein. So habe ich z. B. als Knabe in Bergenhusen, in Stapelholm, wo doch recht viel Wald ist, und später in der Eckernförder Gegend nie einen solchen Reim gehört. Mir sind im ganzen 7 Bastlösereime bekannt geworden. Außerdem sind 2 Reime gedruckt in den Jahrbüchern für die Landeskunde, 1869, Bd. X, S. 365. Der Band liegt mir aber nicht

Digitized by Google

vor. Die 7 Bastreime lasse ich hier folgen. Hoffentlich werden freundliche Leser noch einige solcher Reime mehr beisteuern können.

1. Fabian Sebastian,
laet den Saft uet Hoelt gaen.

Müllenhoff, S. 510, 5. Dieses Bruchstück stammt wahrscheinlich aus Süderdithmarschen. Fabian Sebastian (20. Januar) geht nach dem Volksglauben der Saft ins Holz, dann darf kein Holz mehr gefällt werden.

2. Baß, Baß, Baß, Buribaß,
gif mi en gode Fleit (goden Brummel) af;
ik gäv' dy een werrer af.

Müllenhoff, S. 510: aus dem östlichen Holstein.

3. Fabian Sebastian
mutt de Saft in de Böme gaan,
(auf Fehmarn): mutt de Saft int Holt gaan.

Schütze, Holsteinisches Idiotikon I, S. 307.

4. Snurr, snurr, snurr Piep!
Wenn de Katt to Bett gait,
un wen se weller opstait,
un wen du denn ni af wiß,
den hau ik di in duf'n, duf'n, duf'n Stükk'n.

Blickstedt im Dänischen Wohld. Mitgeteilt von Frau Rektor Blöcker in Lunden. S. Urdsbrunnen IV, S. 163.

5. Sipp, sapp, summ — sipp, sapp, seut —
giv'n gau' Brumm, giv'n gau' Fleut,
sipp, sapp, sarr — de gaud geht,
giv'n gau' Blarr, de kein' Schad'n deht.

Aus der Mitte Lauenburgs. Mitgeteilt v. L. Frahm. S. Urdsbrunnen IV, S. 243.

6. Sippsapp, ga af! — Een hört di tau,
Up'n grönen Diek een hört mi tau,
dor wahnt en Mann, een hört den Papen tau,
de heet Johann; de Köster steiht dor Barrer tau.
de hett dree Kinner.

Glinde bei Reinbek. Mitgeteilt von J. H. Suck. S. Urdsbrunnen V, S. 96.

7. Hüpp, wüpp —
Stud'n ob'r Bodd'rmelk;
lat d' gut affgan,
lat d' ken Schad'n don.

Neuengörs bei Segeberg. Mitgeteilt von Lehrer Paasch in Blunk.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft.

(Schluß.)

Die Jesuiten-Mission in Altona.

Mit dem 7. Heft hat das Werk von Dr. Richard Ehrenberg: „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft" seinen Abschluß gefunden. In einem Nachwort, das er diesem letzten Hefte hinzugefügt hat, bekennt er, daß es ihm

Digitized by Google

nicht gelungen sei, das ursprünglich gesteckte Ziel zu erreichen, nämlich die gesamte Kulturentwickelung Altonas während des Zeitraums von 1536—1640 zur Darstellung zu bringen.*) Immerhin seien die wichtigsten, die charakteristischen Seiten der Geschichte Altonas unter schauenburgischer Herrschaft, welche durch die Worte Gewerbefreiheit und Religionsfreiheit zu bezeichnen seien, ausführlich und teilweise wohl auch erschöpfend behandelt worden. Demgemäß wird man die Hefte 4, 6 und 7 als die bedeutsamsten in der stattlichen Reihe der Ehrenbergschen Veröffentlichungen ansehen müssen. Seine Darstellung der Jesuiten-Mission in Altona beruht außer auf Schleswiger und Hamburger Aktenstücken vorwiegend auf dem „groß angelegten, aber unvollendet gebliebenen" Werke des Jesuitenpaters Friedr. Reiffenberg: Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem, Colonia Agrippina 1764, einem Werke, dem Ehrenberg geschichtliche Objektivität und treffliche Benutzung reicher Materialien, namentlich der ungedruckten Jahresberichte des Hildesheimer Jesuitencollegiums, nachrühmt, wogegen die „Geschichte der katholischen Gemeinden in Hamburg und Altona" von Dr. Lebrecht Dreves (1850, 2. Aufl. 1866) als lückenhaft und vollkommen unzuverlässig nachgewiesen wird.

In kirchlicher Beziehung gehörte Altona ursprünglich zu Ottensen und dieser Ort zum Kirchspiel St. Petri in Hamburg. Da nun in Hamburg bereits 1528 die Reformation eingeführt und im folgenden Jahre sogar der katholische Gottesdienst durch Artikel 59 des „langen Rezesses" zwischen Rat und Bürgerschaft streng verboten wurde, so wird auch Ottensen damals schon lutherisch geworden sein, und man wird annehmen dürfen, daß die ersten Einwohner des 1536 gegründeten Dorfes Altona ebenfalls überwiegend lutherisch gewesen sind. Die massenhafte Einwanderung der unter Philipp II. verfolgten reformierten Niederländer verstärkte rasch die Zahl der Evangelischen, veranlaßte jedoch mittelbar die Wiederzulassung des katholischen Gottesdienstes. Infolge der Wirren in den Niederlanden wurde nämlich der Handel Antwerpens vernichtet, wogegen derjenige Hamburgs sich sichtlich hob. Daher siedelten sich hier nicht bloß niederländische, sondern auch italienische und spanische Kaufleute katholischer Konfession an, die bis dahin in Antwerpen Niederlassungen gehabt hatten. Dieser Umstand war es, der hier im Norden eine nicht unbedeutende katholische Gegenreformation hervorrief, die in Altona ihren Stützpunkt hatte. Die zum Protestantismus übergetretenen Grafen von Schauenburg konnten ihr um so weniger widerstehen, als sie durch Geldinteressen, die auch hier wieder die entscheidende Rolle spielten, an das Haus Habsburg gekettet waren. Schon seit Maximilian I. war dies Herrschergeschlecht den Schauenburger Grafen eine Entschädigungssumme für geleistete Kriegsdienste schuldig. Außerdem hatte Graf Otto IV. im Jahre 1555 von König Philipp II. eine Bestallung als „Rat und Diener von Haus aus" auf 6 Jahre gegen ein jährliches Gehalt von 2000 fl. angenommen und sich 1558 thatsächlich an dem Kriege gegen Frank-

*) Vgl. Jahrgang I der „Heimat" S. 82.

Digitized by Google

reich beteiligt. Aber schon 1562 hatte er an rückständiger Besoldung 10 000 fl. zu fordern, wofür er mit nur 1000 Kronen abgefunden wurde, und auch das erst gegen Erneuerung des Dienstverhältnisses. Dabei machte er nur zur Bedingung, daß er für seine Person nicht gezwungen werden könne, gegen augsburgische Konfessionsverwandte der Religion wegen zu kämpfen. Da der spanische Hof auch den eingegangenen Verbindlichkeiten nicht nachkam, als Otto den Herzog Alba im Kampfe gegen die aufständischen Niederländer mit der stattlichen Reiterschar von 6 Fähnlein à 300 Mann unterstützte, so wuchs des Grafen Forderung schließlich auf 100 000 fl. an. Um den Soldaten gerecht werden zu können, mußte er obendrein noch Juwelen verkaufen und Güter und Schlösser verpfänden. Es sei hier gleich bemerkt, daß die spanische Schuld überhaupt nie bezahlt worden ist.

Die Bemühungen des im Jahre 1576 auf Otto folgenden Grafen Adolf XIV. um Bezahlung der Schuld waren nun mutmaßlich die Hauptveranlassung, daß die Altonaer Jesuiten-Mission entstand; jedenfalls ist es ihnen zuzuschreiben, daß sie sich so lange erhielt.

Der erste jener katholischen Kaufleute, die sich in Hamburg mit Genehmigung des Rats „zu Beförderung gemeiner Hantierung und Kaufmannschaft" niederließen, war ein reicher Florentiner, Namens Alessandro della Rocca. Er trat mit dem Grafen Adolf und später auch mit dessen Nachfolger, Ernst III., in geschäftliche Beziehungen und verpflichtete sie sich durch mehrfache Darlehen und wertvolle Geschenke. Bald nach ihm, wahrscheinlich auf seine Veranlassung, kam ein gelehrter niederländischer Jesuit, Michael van Isselt, nach Hamburg, um unter den dortigen Katholiken seelsorgerisch thätig zu sein. Da es aber den Katholiken in Hamburg verboten war, gottesdienstliche Handlungen vornehmen zu lassen, so wandte sich della Rocca an den Grafen Adolf mit dem Ersuchen, dem Pater die Erlaubnis zu gewähren, in Altona zu wohnen und dort den katholischen Gottesdienst abzuhalten. Eine wesentliche Förderung fanden seine Bemühungen dadurch, daß sich in- und ausländische Fürsten bei dem Grafen für die Katholiken verwendeten. So gelang es, diesen zu bewegen, daß er am 1. Juli 1594 ein schriftliches Schutzversprechen, vielleicht ein wirkliches Privilegium auf 3 Jahre erteilte,*) über dessen genaueren Inhalt wir leider nicht unterrichtet sind. Nach Ablauf dieser Zeit konnte er nur nach langwierigen Verhandlungen zu einer Verlängerung des Privilegiums auf weitere drei Jahre bewogen werden. Bei dieser Gelegenheit wird ausdrücklich berichtet, daß der Graf sich für die Verlängerung entschieden habe, weil die katholischen Kaufleute — höchst wahrscheinlich wieder unter Führung della Roccas — und der Erzherzog Albrecht von Österreich, Statt-

*) Welche Bedeutung die jetzige katholische Gemeinde in Altona diesem ersten Privilegium beilegt, geht daraus hervor, daß sie am 1. Juli 1894 die 300jährige Jubelfeier ihres Bestehens durch einen glänzenden Festgottesdienst in der Altonaer St. Josephskirche und durch ein großes Konzert in Hamburg beging, obgleich sie nicht ununterbrochen so lange bestanden hat.

Digitized by Google

halter der Niederlande, sich erboten, ihn in seinen Geldansprüchen an die spanische Krone zu unterstützen.

Nach dem Tode des Paters Michael van Isselt 1597 trat auf kurze Zeit ein schottischer Jesuit an seine Stelle, worauf das Hildesheimer Jesuitenkollegium zwei andere Missionare nach Altona entsandte, von denen der Pater Henricus Neverus der Altonaer Mission bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1612 vorgestanden hat. Der Kaufmann della Rocca schenkte nun der Mission auch den wünschenswerten Grundbesitz und ein eigenes Haus. Er kaufte im Verlauf mehrerer Jahre eine Anzahl an der Elbe belegener, aneinander grenzender Grundstücke und trat sie endlich am 1. April 1610 laut Pinneberger Amtsbuch unentgeltlich dem Pater Neverus ab. Der Besitz lag westlich der heutigen Elbbrücke und reichte bis zur heutigen Fischerstraße.

Nunmehr entfalteten die Jesuiten, getragen von großer Siegeshoffnung, eine rege Thätigkeit. Vor allem galt es, Reliquien herbeizuschaffen. Unter diesen ist besonders ein tragbarer Altar zu erwähnen, den der Hildesheimer Domherr der Mission schenkte, und von dem man behauptete, es sei derselbe, den der heilige Ansgar von Papst Gregor IV. erhalten habe. Jedenfalls hoffte man dadurch unter den Bewohnern Sympathie für den „Heiligen" zu wecken, der in dieser Gegend so segensreich gewirkt hatte. Die Erfolge der jesuitischen Propaganda unter dem Grafen Adolf waren indes nicht bedeutend Am meisten Einfluß gewannen die Patres auf die Jugend, weshalb die lutherischen Pastoren in Hamburg ihre Zuhörer aufs nachdrücklichste vor dem Besuch des katholischen Gottesdienstes in Altona warnten. Daraus entwickelte sich zwischen ihnen und den Jesuiten ein heftiger Streit, der auf lutherischer Seiet insonderheit von Philipp Nicolai, Pastor an der Katharinenkirche, geführt wurde, und der erst mit der Auflösung der Jesuiten-Mission endete.

Bald nachdem Graf Adolf im Jahre 1601 das Privilegium abermals bis auf weiteres verlängert hatte, starb er, und sein Bruder, Ernst III., kam zur Regierung. Nun erwartete man sowohl auf katholischer als auf protestantischer Seite, daß der Fortbestand der Altonaer Mission ernstlich gefährdet sei; denn Graf Ernst war mit einer Schwester des Landgrafen Moritz von Hessen vermählt, und dieser, ein Calvinist, war der zielbewußte Leiter der Bestrebungen, die darauf abzielten, alle Protestanten zum Kampfe gegen die immer weiter um sich greifende katholische Gegenströmung zu vereinen. Aber die Gefahr verstärkte nur den Eifer, mit dem die Jesuiten für die Erhaltung ihrer Mission thätig waren. Wie weit ihr Einfluß reichte, ersieht man daraus, daß nicht nur der Kaiser, sondern auch andere regierende Häupter, sogar protestantische, z. B. König Christian IV. von Dänemark, sich für sie beim Grafen verwendeten. Selbstverständlich fehlte es von evangelischer Seite auch nicht an nachhaltiger Beeinflussung in entgegengesetztem Sinne, z. B. von seiten des Hamburger Rats und des Landgrafen von Hessen. Da Graf Ernst aber immer noch hoffte, durch fernere Nachgiebigkeit gegen die Jesuiten endlich für seine spanische Forderung Befriedigung zu erlangen, so wurde der Schutzbrief — frei-

Digitized by Google

lich erst am 19. Oktober 1603 — von neuem auf sechs Jahre, von 1601 an gerechnet, ausgestellt, „dergestalt, daß sie dies Exerzitium ihrer Religion allein für sich üben, ihre eigenen Kinder instituiren, ihre Todten, doch in der Stille, begraben und Priester darzu halten mögen, die nicht zänkisch, sondern still und eingezogen sind, auch unsere Unterthanen und Benachbarten nicht unterstehen, auf ihre Meinung zu verleiten, die auch keine Disputation anrichten, sondern in Allem sich unärgerlich und friedsam verhalten."

War die Mission inzwischen schon nicht säumig gewesen, so ließ sie es nach erneutem Privileg erst recht nicht an Eifer fehlen. Trotz des ausdrücklichen Verbots bekehrte sie damals sechs Personen, und durch Schaustellungen suchte sie Kinder und Erwachsene zu gewinnen. Um Weihnachten 1603 — so berichtet Reissenberg — errichteten die Altonaer Patres in ihrer Kapelle nach uraltem Brauche ein kleines Abbild der heiligen Grotte von Bethlehem. Ringsumher bildeten sie aus dicker Pappe Hügel nach, in denen die Hirten mit ihren Lämmern umherirrten. Von oben herab schwebten Engel, Christi Windeln tragend. Als nun viele Kinder in die Kapelle kamen, um das kleine Kunstwerk anzustaunen, veranstalteten die Patres zur Mehrung der Freude ein schönes Weihnachtsfestspiel. Zwar hatten sie keine Schüler, die schon fähig gewesen wären, einige der altehrwürdigen Dialoge, wie es anderwärts üblich war, aufzuführen. Aber die Patres wußten sich zu helfen: sie selbst unterzogen sich der ungewohnten Aufgabe. So stellte u. a. auch einer von ihnen den heiligen Joseph vor, wie er, seine Herde hütend, fröhlich ein Liedchen sang, wobei er unter die sich immer zahlreicher einfindenden Kinder Äpfel, Zucker und Nüsse verteilte. Ein gerade anwesender polnischer Maler ließ dazu nicht ohne Geschick die Laute ertönen und stimmte zuweilen in den Gesang ein. Die Kinder hörten wie gebannt zu. Bald strömten auch die großen Leute in hellen Haufen herbei, und manchem alten Mütterchen liefen Thränen der Andacht über die gefurchten Wangen.

Neben solchen Vorkommnissen friedlicher Art gab es andere, die von der streitbaren Natur der Jesuiten Zeugnis ablegen. Unbequeme Gegner suchte man durch die weltliche Macht zu treffen, wobei man auch vor Verleumdung nicht zurückschreckte. So wurde z. B. der Ottensener Pastor Johannes Zimmermann einmal auf Anstiften des Paters von Alessandro della Rocca beim Grafen hart verklagt, weil er in trunkenem Zustande gewaltsam in ihr Haus eingedrungen sei und die Kinder, die dort erzogen würden, mit einem Beil bedroht, ja eins derselben sogar damit verletzt habe. Aus dem noch vorhandenen, sehr ruhig gehaltenen Gegenbericht des Pastors geht dagegen hervor, daß er in der guten Absicht ins Haus eingetreten war, um unter den dort schreienden Kindern Frieden zu stiften, ohne zu wissen, daß die Jesuiten es gemietet hatten. Sobald er gemerkt habe — so schreibt er —, welche Leute darin wohnten, habe er sich mit aller Freundlichkeit entschuldigt. Die Anschuldigung, er sei bezecht gewesen, weist er mit einfachen, würdevollen Worten zurück. Seine Aussage, ein Beil trage er defensive stets bei sich, erscheint bei den damaligen Zeitverhältnissen durchaus glaubhaft.

Digitized by Google

In Verbindung mit der Wirksamkeit der Jesuiten durfte es natürlich auch an Wundern nicht fehlen. Einst war in unmittelbarer Nachbarschaft der Missionsniederlassung Feuer ausgebrochen, und diese selbst war schwer bedroht. Ein zur Mission gehörender Stall und 14 benachbarte Häuser brannten in kurzer Zeit völlig nieder. Ratlos und unthätig mußten die Patres dem Umsichgreifen der Feuersbrunst zusehen, da sie durch dieselbe von der nahen Elbe abgeschnitten waren und der Hausbrunnen bald ausgeschöpft war. Da trugen sie Monstranz und Hostie in das am meisten bedrohte Gebäude, besprengten vor allem Volk die Mauern mit Weihwasser und sandten ihre Gebete gen Himmel. Auf solche Weise gelang es, die Feuersgefahr zu beschwören. In diesem Bericht Reiffenbergs ist schon die Bemerkung verdächtig, daß die Patres durch das Feuer von der Elbe abgeschnitten waren; denn ihre Grundstücke stießen ja an den Fluß.

Bei Gelegenheit dieser Feuersbrunst kam zum erstenmale der lange aufgespeicherte Haß der protestantischen Bevölkerung gegen die Jesuiten zum offenen Ausbruch. Der Pöbel verwüstete den Garten, die Schule und das Haus der Patres, und 30 bewaffnete Bauern, die der Vogt von Ottensen zur Hülfe entsandte, wagten nicht, den erregten Volkshaufen anzugreifen. Als Retter in der Not erschien der herbeigerufene Kaufmann della Rocca. Mutig begab er sich mitten unter die tobende Menge, und seinem entschlossenen Auftreten gelang es, sie zu zerstreuen.

Trotz der anläßlich des Brandes zu Tage getretenen Volksstimmung erneuerte Graf Ernst im Jahre 1607 das Privilegium der Jesuiten, diesmal sogar auf 20 Jahre, ja er gewährte ihnen noch weitergehende Befugnisse als bisher. Fortan durften sie auch fremde Kinder unterrichten; es wurden ihnen die Bekehrungsversuche gegenüber den „Benachbarten," d. h. den Hamburgern, gestattet, und endlich erhielten sie Erlaubnis, ihren Altonaer Grundbesitz zu erweitern. Auch in diesem Falle war wieder das Geldinteresse ausschlaggebend. Zwar scheint der Graf die Hoffnung auf Bezahlung der spanischen Schuld aufgegeben zu haben; denn die Jesuiten wurden nicht wieder zu dahinzielenden Bemühungen ausdrücklich verpflichtet; aber sie mußten sich dazu verstehen, bis zum Ablauf des Privilegs jährlich 100 Dukaten zu zahlen. Obgleich das Verbot des Disputierens und Zankens von neuem eingeschärft wurde, hören wir doch bald darauf von einem abermaligen gereizten Federkrieg zwischen dem Pater Neverus und dem Pastor Philipp Nicolai in Hamburg. Die Erweiterung der Baulichkeiten der Jesuiten veranlaßte den Hamburger Rat, bei dem Grafen über die Begünstigung der Päpstlichen in recht harten Worten Beschwerde zu führen. In seiner Antwort schiebt der Graf die Verantwortung für die Aufnahme der Katholiken dem Rate zu; „denn da ihr sie in der Stadt Hamburg wegen der Traffik und Handlung nicht hättet aus allerhand Lande einnisten lassen, wären sie auch in unser Städtlein nicht kommen." Gleichzeitig forderte er den Kaufmann della Rocca brieflich auf, die Jesuiten zur Vorsicht und Innehaltung des Privilegiums zu ermahnen, fügte aber eine Abschrift von dem augenscheinlich vertraulich gehaltenen Schreiben des Rats bei, offenbar in

Digitized by Google

der Absicht, um diesem Verlegenheiten zu bereiten. Um den ihnen von Hamburg drohenden Gefahren zu begegnen, teilten die Jesuiten dem Kaiser Rudolf II. den Brief des Rates mit und baten um Schutz. In der That erließ der Kaiser unter dem 1. November 1608 gegen Hamburg den gemessenen Befehl, die Katholiken zu schützen; doch ließ sich der Rat dadurch nicht einschüchtern. Vielmehr erneute er seine Beschwerde bei dem Grafen und eröffnete ihm zugleich, daß er dem Kaiser eine Abschrift von seiner Antwort mitgeteilt habe, die sich in noch stärkeren Ausdrücken als der Brief der Hamburger über die Katholiken erging, z. B. von „Errettung aus der papistischen Finsternis" früherer Zeiten und von dem „Aberglauben" sprach, mit dem die Jesuiten bestrebt seien, die deutschen Lande zu „vergiften." Sein Urteil über das beiderseitige Verhalten giebt Dr. Ehrenberg mit den treffenden Worten ab: „Kann es ein traurigeres, die deutschen Verhältnisse der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege schärfer kennzeichnendes Schauspiel geben, als das Verfahren protestantischer Reichsstände, von denen jeder die Schmähungen des andern gegen die Katholiken eben diesen ihren erbitterten Feinden mitteilt?"

Merkwürdig ist ein Gutachten, welches der Hamburger Rat von einigen Advokaten beim Reichskammergericht in Speyer einholte, um festzustellen, ob der Kaiser ein Recht gehabt habe, das Mandat vom 1. November 1608 gegen Hamburg zu erlassen, und um zu verhindern, daß die Katholiken aus der ihnen in Hamburg gewährten Duldung ein ihnen zustehendes Recht herleiteten. Das Gutachten lautet dahin, daß für Streitigkeiten über die Anwendung und Auslegung des Religionsfriedens nur das Reichskammergericht zuständig sei (!) und das Mandat des Kaisers sich daher nur auf den Profan- oder Landfrieden beziehen könne. Der Hamburger Rat mache sich also nur dann strafbar, wenn er die Katholiken gewaltsam an dem Besuch des Altonaer Gottesdienstes hindere und auf solche Weise dem Landfrieden zuwiderhandle. Der Rat handelte demgemäß: er gebot den Katholiken zwar mehrfach, „sich des Auslaufens nach Altona zu enthalten;" aber zu einem offenen Einschreiten gegen die Teilnahme am dortigen Gottesdienst kam es nicht.

Eine an sich sehr geringfügige Angelegenheit gab Veranlassung zur Auflösung der Jesuiten-Mission in Altona im Jahre 1612. Graf Ernst von Schauenburg hatte seinem Münzmeister ein Stück Land angewiesen, das an die Besitzung der Jesuiten grenzte. Als nun der Münzmeister das Elbufer durch Vorsetzen befestigen ließ, machte er sich, wie die Jesuiten behaupteten, eines Übergriffs auf ihr Gebiet schuldig. In einer heftigen Beschwerdeschrift, die der Pater Neverus deswegen an den Grafen richtete, drohte er für den Fall der Erfolglosigkeit seiner Beschwerde sogleich mit der Kündigung des Vertrages. In Wahrheit war wohl der ziemlich geringe Erfolg ihrer Missionsthätigkeit der Hauptgrund für das auffällige Vorgehen der Jesuiten. Da nun inzwischen der Florentiner Alessandro della Rocca, der sich für die Mission verbürgt hatte, in Vermögensverfall geraten war und damit für den Grafen die Sicherheit für die Erfüllung der gegebenen Zusagen verloren ging, so nahm

Digitized by Google

dieser die Kündigung an. Von einer „Vertreibung" der Jesuiten kann demnach nicht die Rede sein; in Wahrheit hatten sie dem Grafen, wie dieser in seiner Instruktion an den Kanzler Anton von Wietersheim sagt, den Stuhl vor die Thür gesetzt. Nur insofern er nach getroffener Entscheidung mit unverhohlenem Eifer die möglichst schnelle Abreise der Jesuiten betrieb und ihnen kaum Zeit ließ zum Verkauf ihres Grundbesitzes, kann mit einem Schein des Rechts von einer Ausweisung gesprochen werden. Tadelnswert ist natürlich die Bestimmung des Grafen, daß man das Stück Land, um welches der Münzmeister sich mit den Jesuiten gestritten hatte, für ihn zurückbehalten und es so teuer wie möglich verkaufen solle. Auf die Bitte der katholischen Kaufleute in Hamburg an den Kaiser Mathias richtete dieser unter dem 18. August 1612 an den Grafen ein Schreiben, in welchem er ihn ersuchte, den Katholiken die freie Religionsübung weiter zu gestatten; aber seitens des Grafen geschah nichts, um die vom Kaiser erwartete „gehorsamst ungezweifelte Willfahrung" zu bethätigen.

Unter dem Grafen Jobst Hermann, der 1622 seinem Bruder Ernst in der Regierung folgte, trat die Jesuiten-Mission in Altona noch einmal auf kurze Zeit ins Leben. Bald nach seinem Regierungantritt erwirkte der Hildesheimer Domherr Martin Stricker von ihm die Erlaubnis, daß sich ein katholischer Priester in Altona niederlassen dürfe. In einer Zeit aber, wo gerade der um des Glaubens willen entbrannte Krieg auch das schauenburgische Gebiet ergriff, war die Duldung des katholischen Gottesdienstes mitten in einem völlig lutherischen Lande ein nicht geringes Wagnis. In der That beschwerte sich König Christian IV. von Dänemark unter nicht mißzuverstehenden Drohungen schon zu Anfang des Jahres 1623 darüber. Der Graf erwiderte, daß er nur die Niederlassung eines Katholiken, nicht aber das Recht der öffentlichen Religionsübung zugestanden habe. Trotzdem er nun dem Domherrn Stricker, der anfänglich selbst in Altona gewirkt zu haben scheint, ausdrücklich verbot, das exercitium religionis zu gebrauchen, entsandte das Hildesheimer Jesuitenkollegium doch zwei andere Ordensbrüder nach Altona. Die allgemeine Erregung ging nun sehr bald in Thätlichkeiten gegen die Jesuiten über. Am 29. Juni 1623, dem Feste der Apostel Petrus und Paulus, drang plötzlich während des Gottesdienstes eine wilde Schar dänischer Soldaten in das Haus der Mission ein. Von den 200 Anwesenden wurden 3 getötet, 34 verwundet, und alles, was zerstört werden konnte, wurde der Vernichtung geweiht. Die erbeuteten Kirchengeräte, Gewänder und Schmucksachen führte man auf Wagen unter dem Freudengeschrei der Menge mit wildem Trompetenklang durch die Straßen, während der Pöbel das Zerstörungswerk vollendete. Die beiden Patres retteten sich nach Hamburg. Seit diesem Überfalle hat in Altona zur Zeit der Schauenburger ein katholischer Gottesdienst nicht wieder stattgefunden. Erst unter dänischer Herrschaft, und zwar im Jahre 1658, erhielten die Katholiken von neuem die Erlaubnis freier Religionsübung.

Damit stehen wir am Ende unserer Berichte über das Werk: „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft." Wenn man auch lebhaft bedauern muß,

Digitized by Google

daß außer Herrn Professor Dr. Piper nicht noch andere geeignete Kräfte Herrn Dr. Ehrenberg in der rationellen Bearbeitung des von ihm ans Licht gezogenen reichen geschichtlichen Materials unterstützt haben, so daß in dem nunmehr abgeschlossenen Werke manches der im Vorwort aufgeführten Themata nicht behandelt worden ist, so wollen wir uns dadurch die Freude über die gediegenen vorliegenden Leistungen, die der Verlag von J. Harder in ein wahrhaft vornehmes Gewand gekleidet hat, nicht verkümmern lassen. Möge es dem geehrten Verfasser beschieden sein, seine Absicht, die er im vorigen Jahre anläßlich einer von ihm und dem Herrn Kommerzienrat Ad. Möller veranstalteten reichhaltigen Ausstellung von Altonensien kundgab, eine Anzahl der wichtigsten älteren Stadtpläne und Ansichten nebst erläuterndem Text in einem Werke über Altonas topographische Entwickelung zu vereinigen, glücklich zur Ausführung zu bringen und damit sein vorliegendes Werk wesentlich zu ergänzen!

H. Ehlers.

Die ersten Beliebungen der Pantaleonsgilde in Lunden.

Von J. Kinder in Plön.

Die Pantaleonsgilde in Lunden*) gehört zu den wenigen Brüderschaften unserer engeren Heimat, welche sich aus der katholischen Zeit erhalten haben. Sie wurde im Jahre 1508 von Geistlichen und Laien gestiftet, war ursprünglich ein Kaland, eine Brüderschaft, deren Zweck darin bestand, Geld anzusammeln, um für das Seelenheil der verstorbenen Gildebrüder Messen lesen zu lassen und Almosen zu geben. Zum Patron erwählte sich die Brüderschaft den Heiligen Pantaleon, einen der vierzehn Nothelfer. Vermutlich ließ sie diesem Heiligen in der Kirche einen Altar weihen, bei welchem die Messen an den Todestagen der Verstorbenen von den Geistlichen abgehalten wurden. Die Lundener Kirche hatte zuletzt neun Altäre. Damit es aber auch an einer ansehnlichen Zuhörerschaft nicht fehle, welche die Brüder im Gebete unterstützen könnten, wurde eine Anzahl arme Leute eingeladen, von welchen jeder nach der Messe ein Roggenbrod, einen Häring und Butter erhielt.

Alljährlich am Pantaleonstage wurde die Jahresrechnung abgelegt und nach der Rechnungsablage eine Festmahlzeit gehalten, an welcher jedoch Frauen nicht teilnehmen durften. Die Mahlzeit bezahlte der Ältermann des Jahres aus eigener Tasche. Weil aber später hierbei eine allzugroße Üppigkeit entfaltet wurde, schaffte man den Brauch ab und setzte den Mitgliederbeitrag zu den Kosten der Mahlzeit auf 4,50 M. fest.

Nach der Reformaton 1532 beseitigte die Gilde alle rein katholischen Gebräuche und behielt als Hauptaufgabe nur das Almosengeben bei. So ist es auch heute noch. Die Zinsen des auf mehr denn 6000 M. angewachsenen Stiftungskapitals werden dazu verwandt, um Roggenbrote von einem bestimmten

*) Um 1464 bestand dort eine Dorotheen-Brüderschaft, welcher Hans Veld in Lübeck 5 Pfund Wachs testamentarisch vermachte.

Digitized by Google

Gewicht anzukaufen und an beſtimmten Tagen an die in die Rolle eingeſchriebenen Armen zu verteilen.

Vielleicht beſteht keine zweite Geſellſchaft dieſer Art in unſerm Lande.

Die Gilde hat aber nicht nur ihren Wohlthätigkeitsſinn bis heute gepflegt, ſondern auch in treuer Pietät noch alle ihre alten Papiere, ihre Lade, ihren ſilbernen Becher, ihr ſilberbeſchlagenes Trinkhorn erhalten. Der Inhalt der erſten Beliebungen dürfte es wert ſein, hier wiedergegeben zu werden.

Auf dem erſten Blatte leſen wir die Namen der Stifter und über dieſen den lateiniſchen Spruch:

Rebus adde modum, modus est pulcherrima virtus.

(In allen Dingen halte Maß — Maßhalten iſt die ſchönſte Tugend.)

Dann folgt:

Item düth ſyn unßere Brodere, alße na malckander ſick vorſamelt hebben tho duſſe Broderſchop.

Her Peters Seke (Pfarrer), Her Nicolaus Rode (Caplan) Claus Nanne (wallfahrte nach Jeruſalem und wurde dort zum Ritter geſchlagen gleich wie Johann Rantzau), Claus Rode (ſpäter Bürgermeiſter in Lunden), Peters Volkeff, Marquard Denker, Hummel Luſſingk, Peter Svyn (Achtundvierziger), Bartold Goldſchmid, Johann Rode, Detlef Balberer, Her Johann Benke (Vicarius), Claus Holm, Claus Tydemann, Michael Cremer, Hans Conyng, Her Nicolaus Milde (ſpäter erſter evangeliſcher Prediger), Witte Johann (der Vater des Geſchichtsſchreibers Johann Ruſſe), Ecken Marquardt, Peter Svins Henning, Junge Johann, Hans Staal, Weſſel Becker, Johann Ruſſe, Johann Lange, Johann Denker, Tybbe Holm, Johann Gude, Clans Gude Goltſchmitt.

(Das Mitgliederverzeichnis wurde ſpäter fortgeſetzt für alle Jahrgänge.)

Item düth iſt de Rechticheyt der Broderſchop Sunte Panthaleons anghe-haren anno XVCVIII (1508) am Daghe baven ſcreven.

Item int Erſte hebbe wy belevet: De dach unſer Teringhe (Malzeit) tho doende des Sondages na Panthaleous alle Jare unde unſe Aldermann ſchal uns dann beraden enen roen Schinken myt Knoffeloke (rohen Schinken mit Knoblauch) myt enen andern Richte (Gericht), nicht meer is he plichtig. Vordert wy vorghenometen Brodere ſcholen alle gegheuwardich ſyn thor maltyd tho twolf Uren by Peue (Pön-Strafe) euer Tonne Beers, de de meue Broder ſcholen des anderen Dages utpanden. Heft he all redlich Sake, de bewißlick iſt, he ſchall der Pandynge entſlaghen ſyn. Were ock jenich, de ſick entthoghe, wenn de Brodere panden ere Broke, de ſchal ock vorbraken hebben ene Tonne Ber.

Vordert hebbe wy belevet, wan wy to Hope teren, dat unſe Olderman ſchal beſchaffen ene gode Tonne Bers, de wy ſcholen hebben to unſen Höghen (Luſt, Luſtbarkeit).

Vordert hebbe wy belevet, dat wy des Mandaghes na Panthaleons willen begaen lathen unſere Brodere myt vigilie und Selenmeſſe unde in der Miſſen ſchal ghebeden werden vor unſe vorſtorvenen Brodere, und eyn ider Broder ſchall offern 1 ₰ (opfern einen Pfennig) den Selen na (für jede Seele) und

Digitized by Google

ein ider Broder schal wesen thor Messe by Pene 1 β (Schilling) und unse Prestere scholen waren (verwalten) de vigilien, ock de Capellan und Scholmeister und Köster moghen dar vor genethen, myt uns teren in unse Höghe thor Kost und Ber.

Item dar unse Messe Versammelinghe umm ist, dat is von unse Brodere betrachtet umme Salicheyt der Sele, das ene allen moghe na scheen.

Alse de Erste von uns starveth, deme syn wy verplichtighet by dryttich (30) Selenmyssen und des Doden Erven scholen en Punt Wasses tho berunende (Wachs zu brennen) tho eren allen unsen Selen geven.

Vordert hebben wy beleveth, de unse Broderschop wil hebben, dat hee schal dat hebben mit Willen und Vulborde der gantzen Brodern, offte des mesten Partes (einstimmig oder wenigstens Majorität.)

Item were et Sake, dat der jenich von unse Brodern makede Unwillen mank unse Brodern, sy dat he ene myt Ber begoete, ock syn Meß up enen toege, offt quade Worde gheve, offte anderen Schaden dede, dar schal deme Klegere Recht davor scheen und de Schuldighe schal den Schaden beteren na enem Landrechte, woer twe den dorden vortüghe, und de Schuldighe schal den Ungehorsam beteren unser Collatien unde Brodern ene Tonne Hamborgher Beers.

Vordert hebben wy bewillich und beleveth, wer et Sak, jenich Broder wolde vorthen und ene nicht tho uns blivende, de schal erst dat negheste Jar holden unse Collatien alse vorschreven ist und gheven darvor baven ene Tonne Lunder Beers, und dejene, dede begrotet is myt der Collatien, de schal sick dat ander Jar darna holden.

Vordert hebben wy beleveth und bewilleth, dat na, alse gude Vründe tho uns komen, so schall man se inschrieven und na deme Regifter schal ene nemen de Olderman, de de Colatien des andern Jares schal holden und Rekenschop schal entfanghen und doen na unse Beteringhe.

Item düth syn de verstorvenen Brodere Sunte Panthaleons Broderschop — Harring Ecke, Korth Halcke, Her Witten Karsten, Klawes Holm. — —

Im Jahre 1518 wurde dann das förmliche Gildestatut auf Pergament niedergeschrieben und in der Kirchspielslade hinterlegt. Dasselbe ist abgedruckt in „Alte Ditmarsische Geschichten, I. Bilder aus der Lundener Chronik."

Donner- oder Hexenbesen.

Mühlen.

Von Dr. **H. Lenz** in Lübeck.

In vielen Gegenden Holsteins finden sich an alten Bauernhäusern oben dargestellte Verzierungen. Prof. Petersen hat bereits im Jahre 1862 in dem Jahrb. f. d. Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg

Digitized by Google

Bd. V, S. 225—264 auf diese Verzierungen aufmerksam gemacht, eine Anzahl derselben, namentlich aus den Vierlanden, auf den beigegebenen Tafeln abgebildet und für dieselben den Namen „Donnerbesen" vorgeschlagen, indem er einen Zusammenhang mit dem Gotte Donar darzuthun versuchte und sie als Schutzmittel gegen den Blitz angesehen wissen wollte. Ob diese Deutung richtig ist, lasse ich vorläufig dahin gestellt. In der Umgegend Lübecks, ja, sogar in der Stadt selbst kommt der sog. Donnerbesen in verschiedenen Formen mehrfach vor, neben ihm auch — abgesehen von bunten Steinsetzungen, welche ein ganzes Fach ausfüllen — Figuren aus Backsteinen, welche eine Windmühle, nicht selten sehr genau eine sog. Bockmühle darstellen. Donnerbesen und Mühlen finden sich sogar neben einander auf derselben Wand.

Die angeführten Verzierungen habe ich nur an Backsteinhäusern, niemals an Klutbauten gefunden.

Alle meine Erkundigungen nach der Bedeutung dieser eigentümlichen Verzierungen sind merkwürdiger Weise ohne Erfolg gewesen. Im ganzen Lübeckischen Gebiete und dessen nächster Umgebung wußten die Bewohner der Häuser nichts darüber, nicht selten waren sie erst durch mich auf jene Verzierungen aufmerksam geworden; vorher hatten sie dieselben nie beachtet.

Ich nahm nun auf der Pfingstversammlung unseres Vereines in Rendsburg Gelegenheit, diese merkwürdige Thatsache zur Sprache zu bringen; leider mit demselben negativen Erfolg. Die in Frage stehenden Verzierungen, Donnerbesen sowohl wie Mühlen, waren Vielen der dort anwesenden Herren bekannt; über ihre Bedeutung jedoch konnte niemand eine bestimmte Auskunft erteilen.

Ich wende mich daher von dieser Stelle aus nochmals an sämtliche Mitglieder unseres Vereins mit der freundlichen, dringenden Bitte um gefällige Mitteilung dessen, was sie über die Bedeutung der merkwürdigen Zeichen wissen, oder was in ihren Gegenden die Meinung des Volkes über dieselben ist. Ich werde später unter Bezugnahme auf die mir gewordenen Mitteilungen und unter Nennung derjenigen Herren, welche mich durch dieselben freundlichst in meinen Bemühungen unterstützten, in diesem Blatte berichten.

Lübeck, Sophienstr. 4a.

Schreibt unseres Landes Geschichten.

Von G. Stoltenberg in Kiel.

Ein Wort über die „Nachrichten von dem Kirchspiel Schönkirchen, insbesondere von dem Kirchdorf selbst. Gesammelt und herausgegeben von Hartwig Friedrich Wiese. Schönkirchen 1886. 8°. 368 S. Im Selbstverlage des Verfassers. Gedruckt bei H. Ehlers in Neustadt i. H."

Nicht nur jedes Land, jeder Volksstamm, sondern auch jede größere und kleinere Ortschaft hat ihre Geschichte, welche zwar zunächst für die Bewohner selbst von Interesse ist, die aber, insofern sich in ihr die Geschichte der weiteren Heimat wiederspiegelt, auch eine allgemeinere Bedeutung hat. Denn wenn auch vielleicht ein Dorf von großen politischen Bewegungen nicht unmittelbar erfaßt ist, wenn in der Umgebung in geschichtlich bekannten Zeiten keine großen Kämpfe sich abgespielt haben, so hat doch die politische

Digitized by Google

Geschichte des Heimatslandes das Leben auch der Dorfbewohner wesentlich beeinflußt und in ihrer Geschichte, wie die Familienchroniken sie uns melden, sich oft eigenartig ausgeprägt. Vor allem aber geben die Nachrichten über Sitten und Gebräuche, über Kirchen und Schulen, Gilden und andere Einrichtungen, welche in den verschiedenen Archiven uns aufbewahrt sind, einen wertvollen und höchst interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Volkes.

In dieser Beziehung ist das vorliegende Werk wohl einzig in seiner Art. Wer es in die Hand nimmt, wird sich wundern, daß die Nachrichten über das Kirchdorf allein schon 343 Seiten umfassen können. Mit großem Fleiße und vieler Mühe hat der Verfasser sich die verschiedensten Quellen verschafft — 16 Handschriften und 28 gedruckte Werke sind herangezogen worden — und er hat es vorzüglich verstanden, dieselben für seine Zwecke auszunutzen. Durch die Gründlichkeit der Forschung, die objektive Darstellung und die Beigabe der Urkunden ꝛc. hat das Werk einen wissenschaftlichen Charakter erhalten. Dabei ist der Verfasser nicht in den Fehler trockener Ausführung und Aufzählungen verfallen. Die Sprache ist einfach und volkstümlich, zuweilen humoristisch gefärbt. Durch 43 durchweg gute Abbildungen und Karten wird der Text erläutert und das Interesse belebt. Der Subskriptionspreis von 5 M. war für das umfangreiche, schön ausgestattete Buch niedrig zu nennen.

Im folgenden soll zur näheren Orientierung der Inhalt kurz gekennzeichnet werden.

In dem 1. Kapitel, „Älteste Zeit" überschrieben, zeichnet der Verfasser auf Grund abgebildeter Steingeräte und Urnen, welche auf der Schönkirchener Feldmark gefunden sind, in Kürze ein Bild der ersten Bewohner dieser Gegend.

Im 2. Abschnitt berichtet er an der Hand der allgemeineren Geschichte der Wenden und Holsten (Vicelin, Helmold) aus der Zeit des Mittelalters bis zur Gründung der Kirche und des Dorfes Schönkirchen, im 3. Kapitel dann von der Gründung der Kirche und des Dorfes (um 1300). Die Urkunden hierzu werden im nächsten Kapitel im Grundtext mitgeteilt.

Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich ausführlich mit den kirchlichen Verhältnissen im Mittelalter und in späterer Zeit, mit dem Vermögen der Kirche, ihren Einkünften (durch Beigabe alter Kirchenrechnungen, von 1610 an), mit der Dotierung der Pfarr- und Küsterstelle und mit der Kirche, über welche eine genaue, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Beschreibung und eine Darlegung ihrer Geschichte gegeben wird.

Daran schließt sich in Kapitel 8 eine Beschreibung des Pastor- und Küsterhauses, der Kirchenhäuser (in Verbindung mit der großen Brand- und Kirchengilde) und der alten Bauernhäuser. Das alte Gildehaus, ein höchst interessantes altes Bauernhaus, welches wahrscheinlich schon im Jahre 1560 bei der Stiftung der Brand- und Kirchengilde von Magdalena Brocktorff in Schrevenborn erbaut worden und bis heute erhalten ist, wird im Bilde vorgeführt.

Kapitel 9 bringt Mitteilungen über die Zustände der Einwohner Schönkirchens im 17. und 18. Jahrhundert und über die Feldmark in alter Zeit, über die Teilung und Einkoppelung der Ländereien, woran sich in Kapitel 10—13 Auszüge aus den Erdbüchern von 1632, 1709 und 1765, sowie ein Verzeichnis der Koppeln der Schönkirchener Feldmark im Jahre 1860 schließen.

Das 14. Kapitel trägt die Überschrift: „Des Rathes zu Kiel und der Schönkirchener Hausleute Streit wider den Junker von Schönhorst wegen des Overkampes Anno 1559—1597" und giebt uns einen Einblick in die Weise, in welcher vor 300 Jahren derartige Streitigkeiten um Ländereien geführt wurden.

Im 15. Abschnitt finden sich sehr interessante Nachrichten über die Prediger an der Kirche zu Schönkirchen, von dem Priester Wolterus zwischen 1300 und 1400 bis zum jetzigen Inhaber der Stelle, Herrn Pastor Mühlenhardt, bis zum Jahre 1580 lückenhaft, dann aber von allen Pastoren in ununterbrochener Reihenfolge. Mit ebensogroßer Liebe und Sorgfalt ist das Kapitel über die Organisten und Küster (das Verzeichnis reicht bis 1676 zurück) bearbeitet. Von einigen Lehrern, besonders aber von vielen Predigern sind charakteristische Namensunterschriften, von 3 Pastoren und einem Organisten ist ein Bildnis beigefügt.

Digitized by Google

Mit einer sehr ausführlichen Haus- und Familienchronik, welche großenteils der von dem Organisten Stoltenberg im Jahre 1873 zusammengestellten Schönkirchener Familienchronik entnommen ist, schließt die Beschreibung des Kirchdorfes selbst.

Der letzte, 18. Abschnitt, enthält kurze Nachrichten von den übrigen Dörfern und den adeligen Gütern des Kirchspiels Schönkirchen.

Diese kurzen Worte konnten nur Andeutungen von dem reichen Inhalt der Chronik Schönkirchens geben. Jeder Leser der Chronik, welcher mit den Verhältnissen jener Gegend genau vertraut ist, wird dieselbe Freude wie ich an derselben haben und oft wieder darnach greifen; aber auch der Fernstehende, welcher sich über Land und Leute und ihre Sitten, über die Verhältnisse in Kirche und Schule u. s. w. unterrichten will, wird reichen Gewinn daraus ziehen können. Hoffentlich werden viele Leser der „Heimat" sich durch diese Zeilen angeregt fühlen, für das Zustandekommen ähnlicher Chroniken zu wirken. Da das Absatzgebiet meistens ein recht beschränktes ist, wird es sich freilich ohne Geldunterstützung kaum ermöglichen lassen; aber auch anderswo werden sich vielleicht aus den Überschüssen einer Sparkasse oder auf andere Weise die Mittel flüssig machen lassen. Möchten denn viele dem Beispiele des Herrn Ingenieur Wiese, jetzigen Amtsvorstehers in Schönkirchen, folgen, des Harmsschen Wortes eingedenk:

Schreibt unseres Landes Geschichten!

Mitteilungen.

Kleine Ursachen — große Wirkungen. Von Ratzeburg, der so überaus freundlich auf einer Insel im Ratzeburger See gelegenen alten Hauptstadt des Herzogtums Lauenburg, führt ein hübscher mit schattigen Linden besetzter Weg zu dem etwa ein halbes Stündchen entfernten Bahnhof hinauf. Da, wo der Weg sich zu heben beginnt, geht derselbe ziemlich nahe an dem steilen Seeufer entlang, sodaß man bei Anlage des Weges an dieser Stelle eine feste Einfriedigung mit eisernen Stangen für nötig gehalten hat. Diese Eisenstangen haben eine Länge von etwa 3 m und sind in starke Granitsteine fest eingelassen. Längs dieses Weges stehen nun üppig wachsende Lindenbäume, die im Lauf der Jahre einen solchen Umfang erreicht haben, daß sie die oben erwähnten Eisenstangen nicht nur erreicht, sondern dieselben allmählich ganz zur Seite gedrängt haben. Diese Eisenstangen, obwohl sie einen Umfang von 11—13 cm besitzen und also einen guten Widerstand zu leisten vermögen, bilden zuletzt einen solch starken Bogen, daß es den Vorübergehenden den Eindruck macht, als könnten dieselben bei der übergroßen Spannung jeden Augenblick springen und möglicherweise Schaden anrichten. In Wirklichkeit hat auch die Wegbauverwaltung in den letzten Jahren schon mehrere dieser gebogenen Eisenstangen entfernt. Augenblicklich hat eine Linde von 58 cm Durchmesser eine solche Eisenstange wieder so weit zurückgedrängt, daß letztere einen ziemlich starken Bogen bildet und in ihrer Mitte, wo die Druckstelle liegt, um etwa 16 cm von der ursprünglich geraden Richtung seitlich abweicht — für eine nur 3 m lange Eisenstange eine ziemlich starke Spannung! Und diese Erscheinung beruht auf der zwar langsamen, aber stetig wirkenden Kraft der kleinen, unscheinbaren Pflanzenzellen, durch deren Bildung und jährliche Verholzung der Umfang des Baumes unaufhaltsam zunimmt!

Für den sinnigen und kundigen Naturforscher würde vorstehend erwähnte Erscheinung vielleicht Anlaß bieten können zu allerlei Untersuchungen und Berechnungen; interessant wäre jedenfalls, von kundiger Seite zu erfahren, ob bei noch stärkerer Spannung eine solche Eisenstange zuletzt wirklich springen würde, da an ein Nachgeben der Granitsteine wohl nicht zu denken ist.

Jedenfalls sehen wir hier den Satz, daß auch im Leben der Natur „kleine Ursachen oft große Wirkungen haben," aufs neue bestätigt.

Nachschrift. Im Spätherbst ist durch den großen Druck der Höhenstange einer der Granitsteine wider Erwarten in der Mitte glatt abgesprengt worden.

Ratzeburg in Lauenburg. R. Tepelmann, Rektor.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 3 u. 4. März—April 1895.

Mittelalterliches Holzmobiliar.*)

Von Direktor **H. Sauermann** in Flensburg.

Die von verschiedenen Seiten an mich ergangene Aufforderung, meine bisher im Lande über Entstehung und Benutzung dieser Arbeiten gemachten Beobachtungen weiteren Kreisen kundzugeben, bildet Veranlassung zur Mitteilung des Nachstehenden. Dieselben verfolgen jedoch keineswegs den Zweck, eine Darstellung der Geschichte des mittelalterlichen Holzmobiliars zu geben; dazu wären umfassende archivalische Forschungen, sowie sorgfältiges Studium der aus unserem Lande hervorgegangenen alten Arbeiten, wo sie sich auch jetzt finden mögen, vorzunehmen. Unsere Archive geben leider keine Aufschlüsse über diese Angelegenheit, wie über die Einrichtung der Wohnungen des 14. und 15. Jahrhunderts, und was an Gebrauchsgegenständen hier noch vorhanden ist, genügt keinenfalls, um ein zutreffendes Gesamtbild aus jenen weit entlegenen Zeiten zusammenstellen zu können. — Hoffentlich wird der hier gemachte Versuch Anlaß bieten, daß auch von anderer Seite Ähnliches zur Ausführung gebracht werde.

Die mittelalterliche Weltanschauung, begründet auf Verneinung der Natur und auf Unterwerfung des Menschen unter das demütigende Gefühl, von einer höheren, geheimnisvollen Macht abzuhängen, ließ den Menschen unbefriedigt von der wirklichen Welt und beförderte in ihm jene Unselbständigkeit, die ihm erst im Zusammenschluß mit seinesgleichen, in Familie, Stand und Korporation, Kraft gab, seine Rechte geltend zu machen. — Der Mensch wandte sich scheu von der Natur und suchte seine Ideale in einer höheren Welt der Vorstellung. Die Kirche, als der geistige Mittelpunkt, pflegte und schützte auch die Künste und jene Techniken, die außer zum Schmuck der Gotteshäuser, zur Verschönerung der menschlichen Wohnung und der dazu nötigen Gebrauchsstücke dienen konnten.

Erst im späteren Mittelalter, nachdem das Volk sich zu größerer Selb-

*) Mit Erlaubnis des Herrn Verfassers abgedruckt aus dem Bericht über Verwaltung des Städtischen Kunst-Gewerbe-Museums in Flensburg. Flensburg 1894. — Die Platten zu den im Text befindlichen Abbildungen sind der „Heimat" vom Kuratorium des Museums überlassen. Dieselben sind hergestellt nach Original-Aufnahmen von Schülern der staatlich unterstützten kunstgewerblichen Fachschule.

Digitized by Google

ständigkeit und Tüchtigkeit entwickelt hatte, übernahm es selbst auf den verschiedenen Gebieten der Kunsttechnik die Ausführung aller derjenigen Gegenstände, die seine Umgebung ausschmücken konnten, und wodurch sein höheres künstlerisches Empfinden zum richtigen Ausdruck gebracht wurde.

Daß es unter solchen Umständen im frühen Mittelalter mit der künstlerischen Einrichtung der bürgerlichen Wohnung schlecht bestellt sein mußte, bedarf kaum eines besonderen Nachweises. Weder der Reichtum noch die Pracht, womit die Geistlichkeit ihre romanischen Kirchen ausstattete, noch die Ausdehnung städtischer Gebäude oder der Luxus in der Kleidung vornehmer Stände des 14. und 15. Jahrhunderts lassen Schlüsse zu, die sich auf den Zustand der bürgerlichen Wohnung anwenden ließen. Das Volk war im Mittelalter infolge der Verhältnisse, wie sie bestanden, zu bescheiden; es fühlte thatsächlich nicht das Bedürfnis, seiner wohnlichen Umgebung eine einigermaßen bessere Gestaltung zu verleihen. — Der Umstand, daß erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts durchsichtiges Fensterglas Eingang in das Haus des reichen Bürgers fand, daß Steindielen nur höchst selten und dann nur in ganz primitiver Herrichtung vorzufinden waren, und daß trotz des schlechten Fensterverschlusses mit geöltem Papier oder Stoff ꝛc. die Heizvorrichtung sich in durchaus ungenügender Verfassung befand, mag den Nachweis erbringen, daß wenig auf Komfort, wie wir ihn heute selbst in der einfachsten Wohnung antreffen, Rücksicht genommen werden konnte.

Wohnungsgelasse oder Teile derselben, die dazu beitragen könnten, eine Rekonstruktion der ehemaligen Verhältnisse vorzunehmen, sind aus früh mittelalterlicher Zeit ebenso wenig hier wie in andern Gegenden Deutschlands vorhanden. Aus den Städten sind dieselben bei der umgestaltenden Thätigkeit des 16., wie bei den Zerstörungen des 17. Jahrhunderts überall verschwunden, und etwaige Bestände, die diese Zeiten überdauerten, müssen vor Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, wenigstens hier bei uns, aufgekauft und ins Ausland gewandert sein.

Mehr dem Zufall darf es infolge dessen zugeschrieben werden, wenn bei den im Laufe der letzten Jahre vorgenommenen Nachforschungen es gelungen ist, ein paar typische Hauseinrichtungs-Gegenstände ältester Zeit, wenn auch in sehr verwahrlostem Zustande, erwerben und der hiesigen Sammlung einverleiben zu können. Sie stammen, wie die weiterhin aufgeführten Gegenstände späterer Zeit, meistens aus Gegenden unseres Landes, die infolge der Abgeschlossenheit von allem modernen Verkehr sich verhältnismäßig lange abweisend gegen Neuerungen des modernen Lebens, wie gegen Wandlungen des Geschmacks verhielten.

Dieser ältesten Zeit sind die unter Figur 1, 2 und 3 abgebildeten alten Möbel zuzurechnen. In ihrem Zusammenbau finden wir noch keineswegs eine Berücksichtigung der besonderen Eigenschaften des Holzes, worauf sich ihr eigentlicher Kunststil gründet. Aus der einfachen Technik des Zimmerers hervorgegangen, sind sie von höchst primitiver Gestaltung und geben keine Andeutung

Digitized by Google

ihrer Konstruktion, da die Ausstattung flach gehalten, jeder Profilierung und sonstiger vorspringenden Teile entbehrt. Ihr Zusammenbau zeigt sich als ein Holzgerüst, das mit Brettern überkleidet ist. Die Flächen der ganz glatten Schränke, die wahrscheinlich ehemals durch farbige Ornamente ausgeziert waren, tragen mancherlei Eisenbeschlag, wie Angelbänder, Schloßbeschläge, Griffschilder u. s. w. Erst Wandkasten aus späterer Zeit zeigen vereinzelte Schnitzereien auf den glatten Flächen, doch nur in der Technik des Keilschnitts in Form von Rosettenbildungen durchgeführt, die ziemlich willkürlich auf die Flächen verteilt sind. — An den ältesten dieser Schrankkasten findet sich nur das Stirn- oder Bekrönungsbrett mit Schnitzwerk ausgeziert. Höchst primitiv, in der Manier des Keilschnitts beschafft, zeigt dasselbe, wie bei Fig. 1 ersichtlich, eine so durchaus eigenartige Anlage, daß es wohl als einer der ältesten Reste dieser Technik angesehen werden darf. Bekanntlich bildet der Keilschnitt bei den nordgermanischen Völkerschaften den Anfang jeder Schnitztechnik, und daß wir es hier mit einer aus ältester Zeit überkommenen Anordnung und ursprünglichen Schnitzmanier zu thun haben, ergiebt die Art und Weise der Schnittlinien und die dadurch hervorgebrachten wagerechten, sich kreuzenden schmalen Flächen mit dazwischen liegenden, stark sich vertiefenden dreieckigen Keilschnittebenen. Neben den eingekerbten Flächen sind auch Hohlschnitte zur Auszierung benutzt, wodurch die angedeuteten schmalen Grate ein belebteres Aussehen erhalten. Letzteres Vorkommnis giebt Veranlassung zu bemerken, daß diese Arbeit handwerksmäßig erzeugt sein muß und keineswegs der sogenannten Hausfleißarbeit zuzurechnen ist.

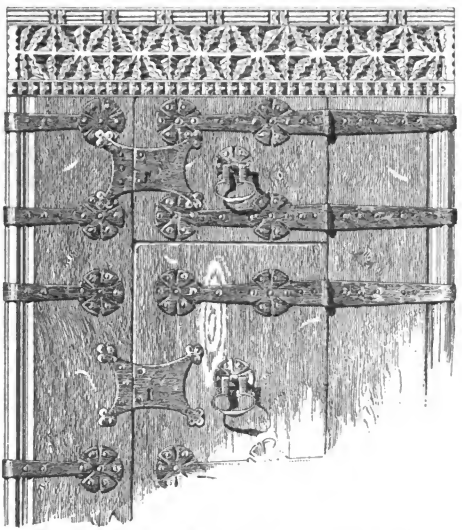


Fig. 1. Alter Schrankkasten aus dem 15. Jahrhundert.

Verwandtschaftliches in Form und Technik zeigt diese Arbeit mit den vor

Digitized by Google

einigen Jahren im Nydamer Moor aufgefundenen Metallarbeiten, die eine ähnliche Keilschnitt-Anlage in Metall aufweisen. — Die häufige Anwendung der in gleicher Technik ausgeführten Rosettenbildungen ist jedenfalls auf eine spätere Zeit zurückzuführen, und kann es immerhin als möglich gelten, daß erst seit romanischer Zeit ihre Bildungen mehr geübt worden sind.

In ganz anderer Weise, aber in ebenso eigenartiger Behandlung der dekorativen Ausstattung zeigt sich die unter Figur 2 dargestellte Kerbschnitt-Truhe. Die ganze vordere Fläche derselben ist durch Musterungen belebt. Durch einfache aber recht wirkungsvolle, bandartige Streifen sehen wir die Holzfläche in sechs Felder eingeteilt; es ist hier scheinbar der Versuch gemacht, eine Gliederung der Vorderwand durchzuführen; wie wenig dies jedoch gelungen, ergiebt die gleichmäßige Durchbildung der Fläche und die der seitlichen, tragenden

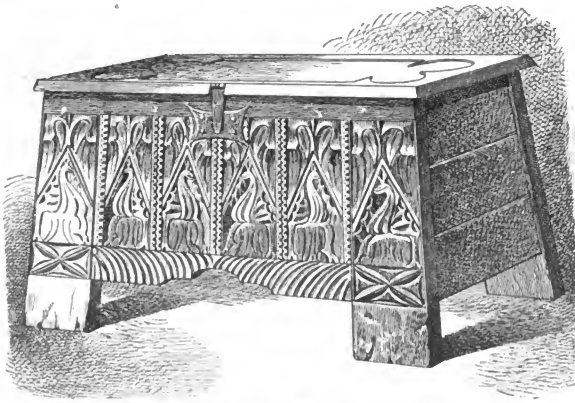


Fig. 2. Truhe mit Kerbschnitt-Verzierungen, 15. Jahrhundert.

Brettpfosten. Die Hölzer sind an letztern aufrecht, an der Mittelfläche auf den vier Giebelfeldern liegend verwandt.

Die Felder enthalten Nischen mit giebelartiger Abgrenzung nach oben, aus denen blattartige Formen teils nach aufwärts, teils nach abwärts sich entwickeln, und sind eingenommen von phantastischen, geflügelten Drachengestalten von höchst eigenartiger Stellung. Links und rechts vom Schloß befinden sich zwei in Profil geschnitzte Masken, deren Deutung noch nicht gelingen wollte. Weit merkwürdiger als die formale ist jedoch die technische Behandlung. Der Keilschnitt ist in ebenso eigenartiger als interessanter Weise beschafft, wie er an altgermanischen Arbeiten dieser Art bisher nicht bekannt geworden ist. Charakteristisch ist die nahezu ausschließliche Anwendung der Mandelschnitte und der flachen Hohlschnitte, worin alles Organische im Ornament zur Darstellung ge-

Digitized by Google

gebracht ist. Durch die breiten, aber flach gehaltenen Schnittflächen kommt die Idee, die der Schnitzer seiner Zeichnung zu Grunde gelegt hat, in angemessener und ruhiger Weise zur Erscheinung. — Die Anwendung und Durchbildung der hier geübten Flächen-Schnitztechnik verdienen auch gewisse Beachtung von seiten des modernen Kunstgewerbes; daß wir es hier gleichfalls mit einem Handwerkserzeugnis zu thun haben, steht außer Frage.

Fig. 3*) stellt ein anderes Schrankmöbel dar, das außer

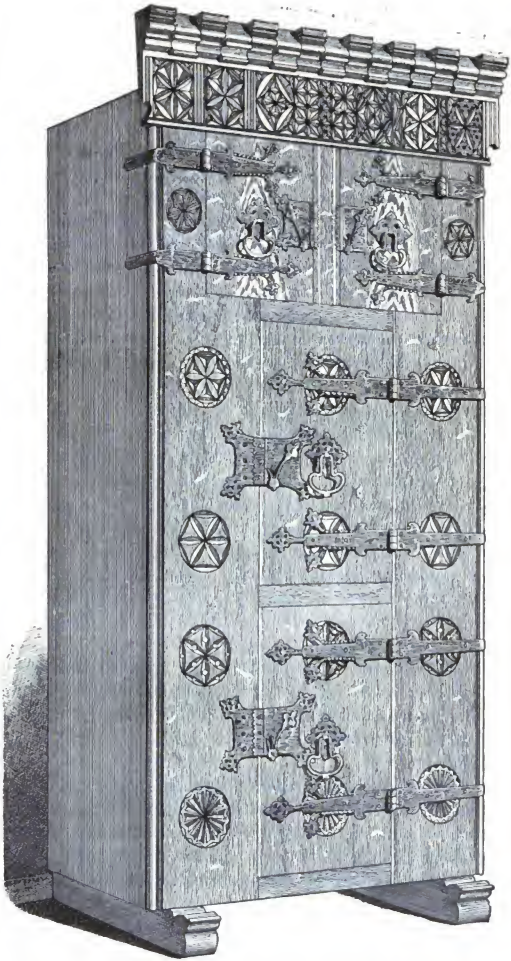


Fig. 3. Gotischer Wandschrank mit reich verziertem Bekrönungsbett.

*) Diese ältesten Reste früherer Wohnungs-Einrichtungen aus unserer engeren Heimat sind hauptsächlich ihres geschichtlichen Wertes wegen gesammelt; ihre praktische Bedeutung für Erneuerung oder Wiederbelebung ihrer Formen im modernen Kunstgewerbe kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

Digitized by Google

am Gesimsbrett auf den sonst schlichten Flächen des Kastens, durch verschiedene in Keilschnitt geformte Rosettenbildungen belebt ist; ihre Anordnung ist ohne die geringste Berücksichtigung des eigentlichen Zusammenbaus des Möbels vollzogen. Reiche verzierte Beschläge, hier mit farbiger Pergament-Unterlage, überspannen die glatten Flächen, sind aber kaum imstande, den plumpen und wenig organisierten Formen besseres Aussehen zu verleihen. Das vorhin erwähnte Gesimsbrett zeigt außer reichen Keilschnitt-Ornamenten höchst wirkungsvolle, in der Art des gotischen Stils ausgeführte zinnenartige Bekrönung.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß zu der Zeit, wo diese einfachen Kasten in Gebrauch genommen wurden, von einer Bekleidung der Zimmerwände durch Holzwerk, mit vorspringenden Profilen, gesimsartigen Abschlüssen nicht die Rede sein konnte. Ein Interesse für plastischen Schmuck der Wände bekundet erst das spätere Mittelalter. Auffallend bei diesen älteren Wandkasten ist ihre geringe Höhe, doch entspricht dieselbe auch den in Süddeutschland vorkommenden Schranktypen ältester, wohl noch romanischer Zeit.

Das Mittelalter, von dessen Einfluß bei uns kaum vor Mitte des 15. Jahrhunderts die Rede sein kann, bethätigte sich also hier weit später als in andern deutschen Landen und brachte als vollendeten künstlerischen Ausdruck seiner Geistesrichtung die Formen der Gotik mit sich, deren allgemeine Gestaltung während dieses Zeitabschnitts zu immer bestimmterem Ausdruck gelangte.

Politische Wirren und kriegerische Zustände, die teils vom Süden, teils vom Norden aus ins Land getragen wurden, sowie andere hemmende Verhältnisse, worunter unsere Vorfahren lange Zeit schwer zu leiden hatten, begünstigten keineswegs den im Lande erwachenden künstlerischen Trieb. Kein Wunder, wenn das gewerbliche Leben sich infolge dessen sehr spät entwickelte; so sehen wir denn auch, wie erst im Jahre 1496 sich hier in Flensburg die erste gewerbliche Korporation, eine Zunftvereinigung der Maler, Goldschmiede, Glaser und Snitker (Tischler) als die erste und einzige im Lande bildete, während bereits in Augsburg um das Jahr 1368 vom Rat der Bürgerschaft das Recht eingeräumt wird, sich zu Zünften zusammenthun zu dürfen; auch wird bei dieser Gelegenheit, die durch einen Volksaufruhr veranlaßt wurde, den Zunftmeistern außer anderen Vorrechten Sitz und Stimme im Rat der Stadt gewährleistet.

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts scheinen sich hier überhaupt ruhigere Zeiten und Verhältnisse entwickelt zu haben. Der Handel zu Wasser und zu Lande brachte ein merkliches Aufblühen der Städte, wie eine Zunahme des Reichtums mit sich, und wenn auch der Erwerb dieser Reichtümer nur gewissen Kreisen der Bevölkerung zu gute kam, darf dennoch angenommen werden, daß das veränderte Leben in den Städten und die sich daraus entwickelnden Ansprüche und Bedürfnisse dem Handwerkerstande nicht bloß Verdienst, sondern auch Gelegenheit zur Vervollkommnung seiner Leistungen dargeboten haben. — Um nun aber für die im allgemeinen primitive Beschaffenheit der damaligen Arbeiten eine Erklärung zu finden, wird man sich vergegenwärtigen müssen,

Digitized by Google

daß von alter Kunsttradition so gut wie nichts im Lande vorhanden war, woran sich die Entwickelung neuer Formen hätte anschließen können. — Bezüglich handwerklicher Leistungen müssen hier im 15. Jahrhundert noch arge Zustände geherrscht haben, und der Handwerker war, insofern er nicht auf Wanderungen Gelegenheit fand, seine Leistungen bei besser ausgebildeten Berufsgenossen zu vervollkommnen, genötigt, erst an den fertig ins Land eingeführten Kunstarbeiten seines Faches sehen, zeichnen und auch wohl besser arbeiten zu erlernen. Daß aber ein solcher Vorgang unter damaligen Verhältnissen nur sehr langsam von statten gehen konnte, bedarf kaum eines Nachweises. — Aus diesem Grunde kann man auch wohl mit Recht annehmen, daß das Meiste von dem Apparat, den die Kirche vor Beginn des 16. Jahrhunderts zu ihren gottesdienstlichen Verrichtungen brauchte, nicht im Lande selbst, sondern von auswärts bezogen worden ist.

Eine Thätigkeit zur Hebung handwerklicher Leistungen, wie es durch die Kontrolle der Obrigkeit und durch die Zunft anderwärts angestrebt wurde, wird demnach hier zu Lande kaum vor Ablauf des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts möglich geworden sein.

Als ein wichtiger Faktor, der Bedeutung für die Entwickelung der Kunstindustrie erlangte, ist wohl diejenige Machtstellung zu bezeichnen, die der Bürgerstand sich neben Adel und Geistlichkeit zu erringen wußte. Der einflußreiche Bürger empfand bereits in spät mittelalterlicher Zeit das Bedürfnis, sich eine seiner Stellung und seinem Besitz entsprechende wohnliche Umgebung zu schaffen, er suchte es den bisher bevorzugten Ständen gleich zu thun. Wohl bildeten die Gildehäuser und Zunftstuben nach wie vor die Plätze, wo man sich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammenfand, aber man suchte, wohl infolge des mehr erwachenden gesellschaftlichen Lebens, seine nächste Umgebung auch solchen Ansprüchen gemäß zu gestalten.

Die Wohnung erfährt um diese Zeit eine Umgestaltung, die vorteilhaft von der früher angedeuteten absticht, aber kaum in jedem bürgerlichen Hause entsprechende Ausbildung erfahren konnte.

Holzvertäfelungen an den Wänden, wie sie in späterer Zeit selbst in der Wohnung des minder Begüterten angetroffen werden, kommen zu Anfang des 16. Jahrhunderts nur in den Häusern der reichen Geschlechter der Städte vor.*) — Aus dieser Zeit ist von Wandbekleidungen erwähnter Art hier nichts mehr vorhanden, doch besitzt unser Museum in einem ziemlich wohl erhaltenen Zimmer aus dem Dorfe Gsenner bei Apenrade ein altes Muster, dessen Wände noch ganz nach gotischen Prinzipien zusammengebaut sind. Wohl zeigt die eigentliche Dekoration der späteren Entstehung (1634) entsprechende Renaissance-

*) Auch Albrecht Dürer giebt in seinen mannigfachen Abbildungen von Interieurs aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts keine Anhaltspunkte dafür, daß in Süddeutschland Holzbekleidungen der Wände allgemein üblich gewesen sind.

Digitized by Google

formen, doch ist die Art der Zusammenfügung der Hölzer noch so charakteristisch, daß eine kurze Andeutung hierüber am Platze erscheint.*)

Diese Wandbekleidungen bestehen aus aufrechten breiten Brettstücken, welche die Füllungen andeuten und die mit kräftigen aber schmalen Lisenen mittels Nut und Feder zu einer Wandfläche vereint sind und oben und unten eine Verstärkung durch horizontale Riegel erhalten. Als oberer Abschluß dient ein Gesimsbrett, während die Wandbänke, die das Zimmer umziehen, als vortretende Sockel des Ganzen zu betrachten sind. Das Getäfel nimmt die volle Höhe der Wandfläche, von der Bank bis zur Balkendecke des Zimmers, ein. Hervorzuheben ist die richtige Anordnung und Breite der Füllbretter, die sich hier sehr richtig als das eigentliche Motiv der Wandbekleidung kundgeben und zwar dadurch, daß sie als wirkliche Ruhepunkte der Struktur auftreten, während die einfassenden struktiven Elemente, hier die etwas vortretenden Lisenen und die oben und unten befindlichen Riegel, in rein dienender Thätigkeit verwandt sind.

Höchst eigenartig ist die Konstruktion der Thürumrahmungen dieses Zimmers. Sie bestehen aus reich geschnitzten Pfosten, die lisenenartig vortreten und worin der mittels wirkungsvollen Ausschnitts hergestellte Kielbogensturz, etwas von vorne zurückspringend, eingezapft ist.**) Diese Pfosten gehen vom Boden bis zur Holzdecke, und die Thür, in einem Falz liegend, der in diese Ständer hineingearbeitet ist, ist mittels eiserner Hängen daran befestigt. Soweit bei dem Abbruch des Zimmers zu ersehen, bildeten diese kräftigen Wandbekleidungen auch gleichzeitig die einzigen Raumabschlüsse für das betreffende Wohngelaß.

Die Feuerstelle ist ein breiter, nicht sehr hoher offener Kamin, der aus roten Ziegelsteinen aufgeführt, oben mit einem Holzsims zum Abschluß gebracht ist.

Die Holzdecke besteht aus starken, an den unteren Kanten profilierten Balken, die durch geschnitzte Kopfbänder in ihrer tragenden Thätigkeit unterstützt werden, und aus einer eingeschobenen Bretterverschalung, deren Zusammenfügung an den einzelnen Brettern durch Abkehlung angedeutet ist. Der Fußbodenbelag war durch rötliche auf die Kante gestellte Mauersteine bewirkt. Sowohl die Fenster als auch die in die Wand eingelassene Bettstelle zeigen Formen, die nach Art ihrer späteren Entstehung als nicht mehr ursprünglich anzusehen sind und infolge dessen hier unberücksichtigt bleiben können.

Die Bettstelle gotischer Zeit fand ihren Platz in der einen Ecke des Zimmers. Sie zeigte sich als ein Gerüst von vier Pfosten, das an drei Seiten

*) Manche alte Konstruktionstypen, die vom Städter infolge veränderter Lebensformen oder auch aus andern Gründen abgesetzt waren, sind uns dadurch erhalten, daß sie nach dem Lande hinauswanderten und dort zu weiterer Benutzung herangezogen wurden, und daß sie in manchmal viel späteren Tagen zeitweilige Erneuerung fanden, ist eine bekannte Thatsache, die sich in unseren Tagen noch häufig wiederholt.

**) In Tyrol findet man in den spätgotischen Wohnräumen häufig Anordnungen, die mit dieser Konstruktion auffallende Ähnlichkeit zeigen, wie überhaupt der plastische Schmuck der mittelalterlichen Holzmöbel Tyrols mancherlei Verwandtes mit hiesigen Holzarbeiten aus gleicher Zeit aufweist.

Digitized by Google

mit Brettern bekleidet und mit einfacher Holzdecke versehen war. Da sie nur nach der einen Seite eine Öffnung behalten, gewährte sie das Aussehen eines kleinen, nach einer Seite offenen Gemachs. — Auf den entlegenen Eilanden der Westsee erhielt sich bis vor ein paar Jahrzehnten manches Einrichtungsstück, das ganz in dem Geiste und in der Art ältester Kunsttradition gebildet war. So besitzt unsere Sammlung beispielsweise eine Bettstatt, die allerdings erst zur

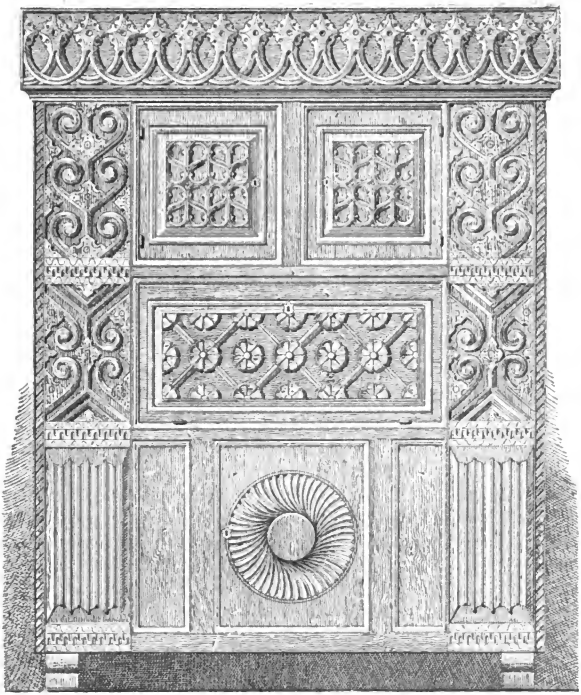


Fig. 4. Gotischer Schrank aus dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts.

Zeit der Spätrenaissance ausgeführt ist, die aber noch ganz im Sinne oben angedeuteter Konstruktion durchgeführt ist und Andeutungen enthält, daß sie gleich dem architektonischen Charakter der Gotik auch in festem Zusammenhang mit der Vertäfelung gestanden hatte.

Auch das Schrankmöbel der Gotik, das in hiesiger Gegend ausschließlich als ein in die Wand eingefügter Kasten vorkommt, mußte sich diesen Prinzipien

Digitized by Google

fügen. Sein Aufbau schließt sich den aufstrebenden Linien des Getäfels vollständig an. Breite Bretter bilden die seitlichen Lisenen und dienen zum Befestigen der horizontalen Riegel und der Beschläge zum Einhängen der Thüren. Die vordere Schrankwand der Gotik ist infolge dessen wie eine mit Thüren ꝛc. versehene Nische der Vertäfelung gestaltet. Mit dieser Konstruktion geht auch ihr ornamentaler Schmuck Hand in Hand. Die breiten Lisenen, als die Hauptteile des aufrechten Gefüges, erhalten ausschließlich vertikal sich entwickelndes Ornament, das teils aus Maßwerk, Kerbschnitt, Rollwerk oder sonstigen Zierformen besteht (Fig. 4). Wo die horizontalen Riegel in die Lisenen eingeführt sind, ist die betreffende Stelle nur durch schmale, wenig hervortretende geschnitzte Bandstreifen ausgeziert. Als Bekrönung ist überall ein breites Brettstück verwandt, auf dessen Fläche in Form von „freien Endigungen" Reihungen von Kreuzblumen, die durch Bogenlinien verbunden, in Flachrelief geschnitzt sind.

Wohl den verschiedenen Höhenabmessungen der Wohnräume entsprechend, zeigen auch die Wandkasten eine sehr ungleiche Größe. Ihr Zusammenbau ist im allgemeinen einfach. Größere Schrankmöbel zeigen oben zwei Thüren, dann eine Klappe, oft mit dem reichsten Eisenbeschlag ausgestattet, und unterhalb derselben zwei Schubladen und zwei Thüren oder auch nur letztere allein. Kleinere Schränke enthalten zwei längere Thüren untereinander, getrennt durch einen schmalen Riegel, — oder auch zwei mehr in quadratischer Form gehaltene Thüren und zwischen beiden nur eine schmale Schublade.

Der Zweck des mittelalterlichen Schrankes hiesiger Gegend bestand wohl ausschließlich darin, ihn als Aufbewahrungsort für Wertgegenstände zu verwenden; dies ergiebt sich unter anderm daraus, daß in allen diesen Möbeln, die das Museum besitzt, sich sogenannte Löffelleisten: Einrichtungen zum Anstecken silberner Löffel ꝛc. befinden.*)

Die Tische aus gotischer Zeit zeigen hier zu Lande eine meist sehr einfache Durchbildung, und das Interesse, welches dieselben erwecken, beruht hauptsächlich auf ihrer praktischen Zusammenfügung. Das künstlerische Element ist meistens sehr wenig hervorgehoben, und dies mag seinen Grund wohl darin haben, daß es sich, weil unterhalb der Platte befindlich, doch den Blicken entzieht. Das Tischgestell bestand in der Regel aus zwei breiten Bohlenstücken, die in entsprechende Formen ausgeschnitten und auf Lagerhölzer gestellt, ihre Verbindung durch zwei starke wagerechte Riegel erhielten. Die einfache Holzplatte, durch Grathölzer verstärkt, war mit dem Gestell durch Holzpflöcke verbunden. Eine andere höchst interessante Zusammensetzung zeigt die beistehende Abbildung (Fig. 6). Entgegengesetzt der eben erörterten Konstruktion ruht die Platte hier auf einem sehr solid konstruierten Gestell, das aus vier Säulen-

*) Der Unterschied, der zwischen den gotischen Schränken Süddeutschlands und den Schränken hiesiger Gegend obwaltet, ist ganz hervortretend. Dort lagernde Verhältnisse, hervorgebracht durch breite, gurtartige Streifen, die das ganze Möbel umziehen oder umspannen, hier ausschließlich Betonung der aufstrebenden Linien und alle horizontalen Konstruktionsteile ganz nebensächlich behandelt.

Digitized by Google

pfosten und dazu gehörigen Lagerhölzern, sowie aus vier profilierten Riegeln besteht. Erstere, durch reiches Blattwerk und Masken ausgeziert, sind mit den Riegeln in einfacher, solider Weise durch Holzkeile verbunden.

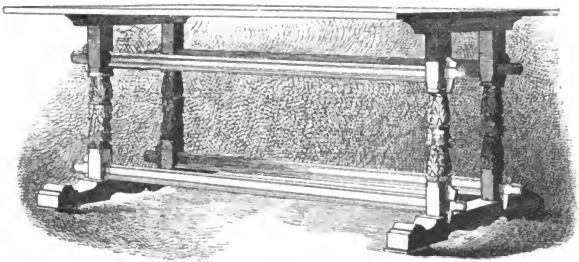


Fig. 6. Gotischer Tisch, 16. Jahrhundert.

Der weiteren Ausstattung des mittelalterlichen Zimmers ist auch die Wandbank zuzuzählen. Ein großer massiver Kasten mit schwerer Eichenbohle bedeckt, zeigt er im Innern verschiedenartige Abteilungen, die mittels vier bis fünf Thüren Verschluß erhielten. Er war auch mit der Täfelung in festen Zusammenhalt gebracht (Fig. 7). Sein Hauptzweck war neben seiner sonstigen Verwendung als Schrank, im Zimmer die nötige Sitzgelegenheit darzubieten, da Stühle und Sessel unbekannt und höchstens in Form einzelner Ehrensitze vorhanden waren.

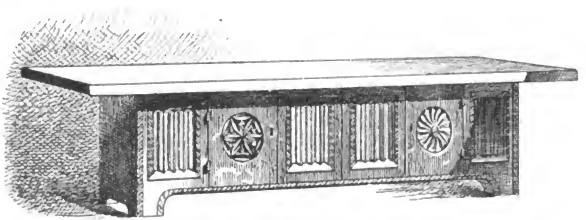


Fig. 7. Gotischer Bankschrank.

Es ist anzunehmen, daß dieses Möbel eher in Verwendung kam als der Wandkasten, und daß seine Verbreitung in Stadt und Land allgemein war. Dies ergiebt schon das Vorhandensein vieler derselben bis in unsere Tage, mehr aber noch die bis heute erhaltene Gewohnheit, die im Haushalt nötigen Sachen liegend aufzubewahren, wie dies ja auch bei Verwendung der Truhe die sich noch überall im Lande in Gebrauch befindet, üblich ist. Die Truhe hat bekanntlich alle Stilwandlungen bis auf unsere Tage mit durchgemacht.

Digitized by Google

Die Gotik zeigt, wie aus dem Vorstehenden schon ersichtlich, hier zu Lande das Bestreben, dem hölzernen Hausrat eine bessere sichtbare Konstruktion und bessere Wirkung durch vermehrte Gliederung zu geben. Sie setzt an Stelle der Farbe die Schnitzerei, und macht erstere zu einem untergeordneten Element, dadurch, daß sie dieselbe nur als Ergänzung oder zur Hervorhebung der Schnitzerei verwertet. Der Fortschritt, der sich am mittelalterlichen Möbel zeigt, liegt demnach in dem Übergang von malerischer zu plastischer Wirkung. Diese sucht sie neben der Konstruktion durch die schmückenden Profile wie durch vielfache Anbringung reicher Eisenbeschläge zu erreichen. Letztere sind ausschließlich verzinnt und an einzelnen Stellen mit blau oder rot bemaltem Pergamentpapier unterlegt.

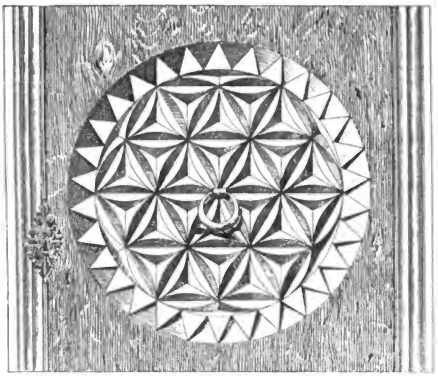


Fig. 8. Schrankthür von einem Schrank aus dem Jahre 1584.

Einen wesentlich konstruktiven Fortschritt im Bau des mittelalterlichen Holzmobiliars bildet die bereits in antiker Zeit bekannte Einführung und Durchbildung von Rahmen und Füllung. Wie lange Zeit es jedoch bedurfte, diesem einfachen Konstruktionsprinzip beispielsweise beim Schrankmöbel klare Durchbildung und Geltung zu verschaffen, möge die nachfolgende kurze Erörterung erweisen. An den ältesten Möbeln sind die Thüren aus einfachen Brettstücken hergerichtet und mit aufrechten Auskehlungen in Form von Fasen, Stäben und Hohlkehlen, die der Textur des Holzes folgen, ausgeziert (Fig. 8). Wo noch sonstiger Schmuck an diesen einfachen Verschlüssen vorkommt, sind es Kreisornamente, die in Keilschnitt beschafft sind.

Eine weitere Durchbildung erhalten diese Brettthüren von Schränken und Kasten durch füllungsartige Vertiefungen, umgrenzt von flach angeschnitzten halb- oder viertelstabartigen Wulsten. Die in diese Rahmen hineingearbeiteten geometrischen oder pflanzlichen Ornamente sind nur flach im Relief ausgeführt (Fig. 9) und erheben sich daher nicht über die eigentliche Brettfläche. Eine weitere, der Eigenart des Holzes mehr entsprechende Durchbildung, die allerdings weit größere Ansprüche an die Geschicklichkeit des Tischlers stellte, ist folgende. In dem Brettholz, das für die betreffende Thür bestimmt war,

Digitized by Google

werden sowohl die Ornamente, hier in Form einfacher Rollwerkverzierungen, als auch Rahmenprofile, der Faser des Materials folgend, eingehobelt. Die

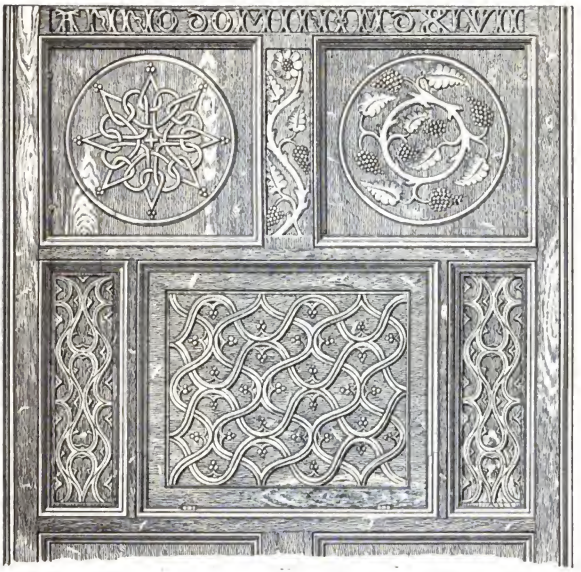


Fig. 9. Teil eines gotischen Schrankes aus dem Jahre 1547.

Querstücke, für den Rahmenabschluß notwendig, werden für sich ausgearbeitet, mit gleicher Rahmenprofilierung ausgestattet und mit der ausgekehlten Bretttür mittels angeschnittener Vergehrungen verbunden (Fig. 10). Diese Vereinigung zeigt eine Umrahmung, die eine Thätigkeit im Interesse der Füllung auszuüben scheint; doch obschon die Durchbildung des Systems von Rahmen und Füllung nur rein äußerlich zur Darstellung gelangt ist, läßt sie sich doch an einer großen Anzahl von Schrankkasten nachweisen. Eine wirkliche, nach tektonischen Prinzipien vorgenommene Zusamenfügung von Rahmen und Füllung ist hier zu Lande erst in weit späterer Zeit und kaum vor Beginn der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts vorgekommen.

Was an gotischen Möbeln hiesiger Gegend entstammt, zeigt im allgemeinen eine verständige Übertragung der Konstruktionssymbole in das Holzmaterial. Manche, an sich primitive Arbeiten, bieten Vorbilder, die richtig verstanden und aufgefaßt, sich gut zur Übertragung auf einfache Arbeiten eignen. Überall zeigt

Digitized by Google

sich das Kastenmöbel trotz seiner manchmal reichen Zieraten als ein wirkliches Gebrauchsstück und hat sich von architektonischer Tendenz vollständig freigehalten, wenngleich zugegeben werden muß, daß die Ausführung manchmal weniger sorgfältig beschafft ist.

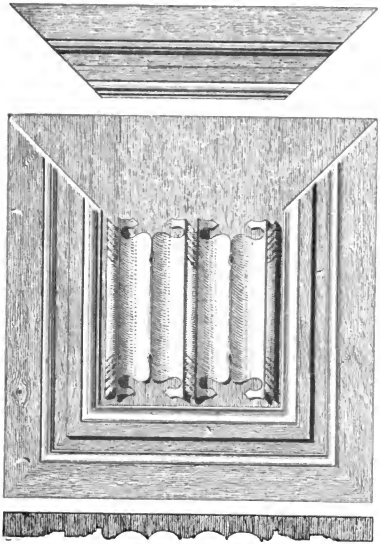


Fig. 10. Thür von einem gotischen Schrank.

Das Ornament, das uns auf den gotischen Hausgeräten hiesiger Gegend entgegentritt, zeigt nahezu dieselben Eigentümlichkeiten, wie in andern Gegenden Deutschlands. Es finden sich phantastische, wundersame Tier- und Menschenbildungen und andere fabelhafte Gestalten, wenn auch häufig in ziemlich derber Modellierung vor. Ferner ersehen wir Ornamente, die der Pflanzenwelt entnommen sind, wie Ranken, Laub und Blumen; in der Ausführung zeigen sie oft eine charakteristische Wiedergabe von Naturbildungen. Dann finden sich an den

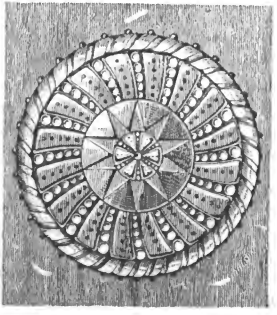


Fig. 11. Rosette von einem gotischen Schrank.

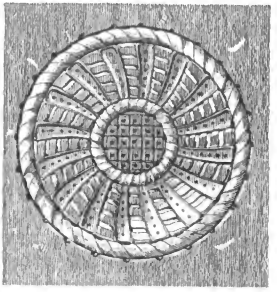


Fig. 12. Rosette von einem gotischen Schrank.

mannigfachen Einrichtungsstücken aus Holz stilisierte Pflanzenornamente, an

Digitized by Google

denen das Urbild, wonach dieselben geformt sind, kaum zu erkennen ist. Mannigfache Anwendung hat das architektonische und das auf geometrischer Grundlage entwickelte Ornament gefunden, vor allem das Maßwerk, das aus Bogen, Rosetten, Drei- und Vierpässen oder aus einfachen Zirkelschlägen zusammengesetzt ist. Letztere Ornamente, teils in durchbrochener Art, teils in Relief ausgeführt, erscheinen jedoch der Eigenart des Materials weniger angemessen, als die Anordnung von Figuren, Wappen ꝛc. Ein sehr häufig an den Füllbrettern von Truhen und Kasten vorkommendes Ornamentmotiv ähnelt gefalteten Papier- oder Pergamentrollen, es tritt in verschiedener Gestaltung auf; ein meist bewegter Linienabschluß schließt dasselbe nach oben und nach unten ab. Bei manchen Arbeiten ist das Ornament flach gehalten, so daß es in der Höhe der Holztafel durch Herausheben des neben der Zeichnung befindlichen Grundes durchgeführt ist. Der mittels Schnitzeisens ausgehobene Grund ist dann, wohl der ältesten Kunsttechnik entsprechend, noch durch Farbe hervorgehoben, wie dies auch an dem unter Fig. 14 dargestellten Füllbrett durch Blau und Rot abwechselnd vollführt ist. Seltener sind dagegen größere Möbel ganz polychromiert, wie dies häufig durch Wachsfarbe in verschiedener Abstufung vorgenommen wurde.

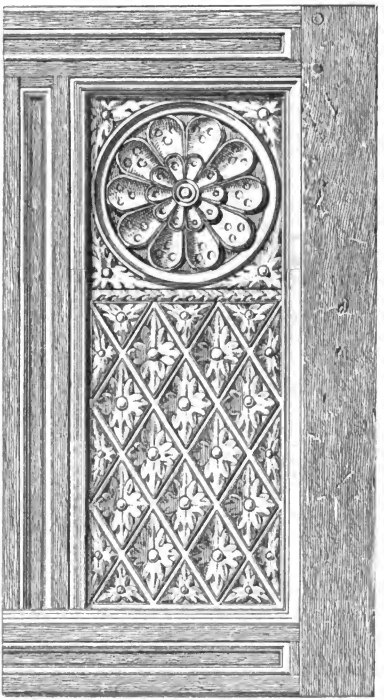


Fig. 13. Füllbrett von einem Schrank aus dem Jahre 1575.

Das hiesige Kunstgewerbe-Museum besitzt nur ein in dieser Weise bemaltes Möbel, nämlich eine größere Truhe, deren Mittelstück Fig. 15 herzeigt. Seitlich davon befinden sich sehr wirkungsvoll gearbeitete Rollwerks-Ornamente. Das Ganze ist blau, rot und grün übermalt, während die schlichten Seiten in verschiedenen Farbentönen, die die Fläche bandig umziehen, ausgeschmückt sind.

Digitized by Google

Die vorhin aufgeführten Angaben zeigen zur Genüge, wie äußerst langsam die Entwicklung der gotischen Formen hier zu Lande von statten ging und wie lange sie, gegenüber den neueinsetzenden Formen der Renaissance, standgehalten haben. — Auch Luxus und Bequemlichkeit scheinen im allgemeinen in der mittelalterlichen Wohnung zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie auch noch später, wenig vorhanden gewesen zu sein. Es ist eine ziemlich bekannte Thatsache, daß vornehme Reisende sich um diese Zeit genötigt sahen, ihr sämtliches Hausinventar mit sich zu führen. Wohl aus diesem Umstande erklärt sich die ambulante Form mancher mittelalterlicher Möbel, wie auch der auf Seite 59 abgebildete Tisch, der ganz für solche Zwecke hergerichtet erscheint. Die vielfach vorkommenden kleinen Schränke, die Faltbettstelle, der Faltstuhl scheinen auch gleichen Anlässen ihre Entstehung zu verdanken.

Fig. 14. Füllbrett von einer gotischen Truhe mit blauer und roter Bemalung.

Besondere Erwähnung verdient die Stellung der Frage, wo die Hauseinrichtungsstücke gotischer Zeit hergekommen oder wo sie angefertigt sein mögen. Es kann als sicher angenommen werden, daß reichere und feiner durchgebildete Stücke, die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts datieren, aus Gegenden mit besser entwickelter Kunstindustrie bezogen worden sind, daß vor allen Lübeck das meiste dieser Sachen geliefert hat und daß von dorten auch später durch die rege Bethätigung seines Kunstfleißes, wie durch die lebhaften Handelsverbindungen, großer Einfluß auf die Entwicklung der heimischen Kunstindustrie im 16. Jahrhundert ausgeübt worden ist. Die Einwirkung Hamburgs wird sich auf beregtem Gebiete kaum vor Beginn des 17. Jahrhunderts fühlbar gemacht haben und dann auch vornehmlich nur nach den südwestlichen Gegenden Holsteins hin.

Der größte Teil des Bedarfes wird aber doch sicher im Lande selbst ausgeführt worden sein, und wenn wir den Verhältnissen näher treten, wie sie über unser Land aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts bekannt sind, dann kann als Anfertigungsort von den Städten des Herzogtums doch nur Flensburg, und zwar infolge seiner Größe und der Entwicklung seines Handels in Betracht

Digitized by Google

kommen. — Dies erklärt sich auch aus dem gewerblichen Leben, das sich im mittelalterlichen Geiste hier zuerst ausbildete und bemerkbar machte. Es kommen hierbei noch die derzeit bestehenden strengen Zunftvorschriften in Betracht, und wie außerordentlich scharf diese Bestimmungen abgefaßt waren, ergiebt sich schon daraus, daß man die Ausübung handwerklicher Leistungen nur den in der Stadt ansässigen Zunftmeistern zubilligte, und daß infolge dessen die Zunft ihre Rechte auf meilenweiten Umkreis geltend zu machen suchte. Die Obrigkeit gewährte den Meistern der Zunft jeglichen Schutz, wie sie sich auch bemühte, das Publikum gegen Benachteiligung zu schützen. — Zu berücksichtigen ist ferner der lebhafte Verkehr der Bewohner nahe der Westküste (wo alle die bisherigen Erwerbungen herstammen) mit hiesiger Gegend, der von jeher, hauptsächlich infolge der hier regelmäßig abgehaltenen großen Märkte, stattgefunden hat. Auch Flensburgs Handelsbeziehungen fanden stets Ausdehnung nach Orten der Westküste; auch sie haben sicherlich dazu beigetragen, Flensburgs Kunstindustrie bis in jene entlegenen Gegenden bekannt zu machen. Der häufige Verkehr der Bewohner des westlichen Schleswigs nach hier wird außerdem Veranlassung gegeben haben, daß manches alte Einrichtungsstück, das infolge veränderter Ansprüche vom städtischen Bewohner als nicht mehr zeitgemäß erachtet und außer Gebrauch gestellt wurde, seinen Weg früher oder später in abseits gelegene Orte des platten Landes gefunden haben mag. Es wird sich derselbe Kreislauf schon damals bemerkbar gemacht haben, wie er noch heutigen Tages zeitweilig zu Tage tritt.

Fig. 15. Gotisches Truhenstück mit blauer, roter und grüner Bemalung.

Von alten Snitker-Meistern, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts existierten und sich wahrscheinlich auch mit der Ausführung von Hauseinrichtungen beschäftigten, lassen sich aus dem Meisterverzeichnis, das den Bau- und Kunst-Denkmälern der Provinz Schleswig-Holstein beigegeben ist, nur zwei entnehmen, der Flensburger Snitker (Tischler) Hans Grote, der sich 1546 vom Geschäft zurückzog und 1560 starb, sowie der Schleswiger Snitker Lütje Müller, der schon 1491 daselbst thätig war.

Digitized by Google

Die Muttersprache in der Provinz Schleswig-Holstein.

„In meinem Hause werden vier Sprachen gesprochen: hochdeutsch, plattdeutsch, dänisch, friesisch.“ So äußerte sich mir gegenüber ein befreundeter Lehrer aus der Umgegend Tonderns. Demnach scheint unsere Heimat ein vielsprachiges Fleckchen Erde zu sein. — Über die Sprachverhältnisse Schleswig-Holsteins giebt jede gute Landesbeschreibung Auskunft, z. B. Grünfeld. Eine genauere Darlegung läßt sich nur auf grund statistischer Ermittelungen geben. In seinem letzten Heft der Zeitschrift des Königl. preuß. statist. Büreaus zu Berlin bringt der bekannte Freiherr A. v. Fircks eine wertvolle Arbeit über: „Die preußische Bevölkerung nach ihrer Muttersprache und Abstammung.“ Für unsere Provinz einschließlich Helgoland ergiebt sich Folgendes: 1052811 Deutsche, 136148 Dänen und Norweger, 19885 Friesen, 4448 Polen, Masuren und Kassuben, 3891 Schweden, 460 Briten und Amerikaner, 459 Holländer, 351 Italiener, 277 Lithauer, 251 Tschechen und Mähren, 116 Franzosen, 78 Spanier, 46 Portugiesen, 33 Wenden, 25 Wallonen. Da letztere Nationen hauptsächlich dem Bau des Nord-Ostsee-Kanals zuzuschreiben sind, so werden die Verhältnisse nach Vollendung desselben sich wesentlich anders gestalten. — Politisch interessant ist ein Nachweis über die Verteilung der Bevölkerung in Nordschleswig bezüglich der Muttersprache. Nach amtlicher Ermittelung befanden sich der Muttersprache nach unter 1000 Personen:

Im Kreise	Deutsche.	Dänen.	Friesen.	Angehörige and. Sprachen.
Hadersleben . . .	115,5	877,9	—	6,6
Sonderburg . . .	137,7	850,4	—	11,9
Apenrade	175,0	818,3	—	6,7
Tondern	274,9	493,2	230,1	1,8
Flensburg, Stadt .	905,9	77,1	—	17,0
„ Land .	907,9	87,7	—	4,4

Im ganzen Nordschleswig waren demnach unter 1000 Personen der Muttersprache nach: 419,5 Deutsche, 534,1 Dänen, 38,3 Friesen, 8,1 Angehörige anderer Sprachen.

Windbergen. J. Schwarz.

Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1894.

Von P. Knuth.

Zum fünften Male werden in der „Heimat“ die im verflossenen Jahre angestellten phänologischen Beobachtungen veröffentlicht. Damit feiert die Phänologie in unserem Gebiete ihr erstes Jubiläum, denn nach fünfjährigen Beobachtungen pflegt man schon das Mittel zu ziehen. Wenn ich dies aber noch unterlasse, so geschieht es deshalb, weil die letzten Jahre ganz ungewöhnliche Witterungsverhältnisse zeigten, sodaß die Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse besser auf eine spätere Zeit zu verschieben ist.

Die in diesem Jahr zum Versand kommenden phänologischen Karten weichen von den früheren insofern ab, als sie eine kurze Anleitung enthalten. Die vier Punkte derselben lauten:

1. Begehe das Beobachtungsgebiet bis Mitte Juli täglich, später mindestens zweimal wöchentlich.
2. Mache die Beobachtungen an normalen, freistehenden, nicht an Spalieren ꝛc., nicht gänzlich im Schatten stehenden Pflanzen.
3. Beobachte nur Pflanzen, die sich in der Gegend in größerer Zahl finden.
4. Beobachte alle Jahre möglichst dieselben Exemplare oder doch Pflanzen desselben Standortes.

Aus dem ersten dieser Sätze geht hervor, daß es wünschenswert ist, die zu beobachtenden Pflanzen in möglichster Nähe zu haben. Der zweite Satz weist

Digitized by Google

darauf hin, daß nur normale Pflanzen an normalen Standorten zur Beobachtung gelangen dürfen, also keine besonders früh oder besonders spät zur Entwicklung gelangenden. Der dritte Satz besagt, daß ganz vereinzelte Exemplare einer Pflanzenart in einer Gegend für phänologische Beobachtungen unbrauchbar sind. Aus dem vierten endlich geht hervor, daß es wünschenswert (aber nicht unbedingt notwendig) ist, in jedem Jahre an denselben Exemplaren die Entwicklungsstufen festzustellen.

Die in den früheren Karten gebrauchten Abkürzungen: e. B., B. O. s., e. Fr., a. L. V. sind beibehalten, doch sind denselben einige kurze Bemerkungen beigegeben: Der Eintritt einer Entwicklungsstufe ist erst dann zu notieren, wenn derselbe an mehreren Stellen festgestellt ist; die Fruchtreife ist erst dann als eingetreten zu betrachten, wenn bei saftigen Früchten der Farbenwechsel ein vollkommener und beendeter ist, bei Kapselfrüchten das Aufspringen spontan (selbstthätig) geschieht.

Die größte Schwierigkeit für den Beobachter macht die allgemeine Laubverfärbung. Ich will deshalb die von dem Altmeister der Phänologie, dem in Gießen verstorbenen Prof. H. Hoffmann, hierüber gebrachten Bemerkungen wiederholen[1]: Man versteht unter allgemeiner Laubverfärbung den Tag, an welchem über die Hälfte sämtlicher Blätter sämtlicher Exemplare (z. B. ein ganzer Wald von Eichen) verfärbt ist, in welcher Beziehung das direkte Abzählen zahlreicher Stämme, aber in der Regel auch schon der Gesamteindruck genügenden Aufschluß giebt. Sehr genau sind selbst für einen sehr mobilen Beobachter die gewonnenen Daten allerdings nicht, man muß sich mit einer Annäherung von 6—4 Tagen genügen lassen. Allein dies genügt auch in der That für die Hauptzwecke. Es handelt sich nämlich bei diesem Phänomen nicht um kleine Unterschiede, wie etwa zwischen Frankfurt a. M. und Gießen. Vielmehr sind wir in Beziehung auf Laubverfärbung selbst bezüglich der gröbsten Unterschiede aus Mangel an geeigneten Beobachtungen noch gänzlich im Dunkeln. Es ist aber unzweifelhaft, daß auf selbst nur 8 Tage genaue Beobachtungen uns hier wesentlich weiter bringen würden.

Den im ursprünglichen Gießener Schema enthaltenen Pflanzen sind auf unseren neuen Karten folgende, bereits im vorigen Jahre genannte[2] hinzugefügt und durch einen Stern (*) gekennzeichnet worden: Galanthus nivalis e. B., Anemone nemorosa e. B., Ranunculus Ficaria e. B., Calha palustris e. B.,, Primula officinalis e. B., Cardamine pratensis e. B., Orchis latifolia e. B. Centaurea Cyanus e. B., Hypericum perforatum e. B., Calluna vulgaris e. B.

Von den Pflanzen des Gießener Schema kommen für uns kaum in Betracht: Prunus Padus, Atropa Belladonna und Salvia officinalis, weil sie bei uns selten angepflanzt sind. Ebenso ist Vitis vinifera dahin zu rechnen, da der Wein bei uns ausschließlich an Spalieren u. dgl. gezogen wird. Diese Pflanzen sind auf der neuen phänologischen Karte eingeklammert.

[1]) Über den phänologischen Wert von Blattfall und Blattverfärbung. (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, Frankfurt a. M. 1888, Juli-Heft.)

[2]) Vgl. „Die Heimat" 1894, Nr. 3 und 4, S. 77.

Digitized by Google

Ort.	Beobachter.	* Galanthus nivalis e. B.	Corylus Avellana, Antheren stäuben.	* Anemone nemorosa e. B.	* Ranunculus Ficaria e. B.	Aesculus Hippocastanum B. O. s.	Ribes rubrum e. B.	* Caltha palustris e. B.	* Primula officinalis e. B.	* Cardamine pratensis e. B.	Ribes aureum e. B.	Prunus avium e. B.	Prunus spinosa e. B.
Altona	**W. Petersen** und	14. II.	15.	23.	23.	2.	7.	9.	12.	13.	12.	8.	12.
und Umgegend	**B. Horstmann**, Lehrer	2. III.	III.	III.	III.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.
Augustenburg	**W. Meyer**,	15.	18.	25.	24.	16.	15.	18.		1.		26.	18.
(Alsen)	Apotheker	II.	III.	III.	III.	IV.	IV.	IV.		V.		IV.	IV.
Bergedorf	**Dr. W. Fischer**,					5.	8.					9.	10.
	Oberlehrer					IV.	IV.					IV.	IV.
Eutin	**H. Roese**,	5.	10.	24.	20.	16.	16.	8.	25.		14.	17.	16.
	Hofgärtner a. D.	II.	II.	III.	III.	IV.	IV.	IV.	III.		IV.	IV.	IV.
Fargemiel	**J. Prehn**,	25.	10.	26.	26.	20.	15.	15.	20.	24.	1.	22.	10.
(Land Oldenb.)	Lehrer	II.	III.	III.	III.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	IV.	IV.
Flensburg	**H. U. Matsen**,		14.			15.	16.				8.		20.
	Lehrer		II.			IV.	IV.				IV.		IV.
Gettorf	**Jul. Mordhorst**,	14.	8.	14.	1.	18.	10.	8.	10.		12.	18.	12.
	Kantor	II.	III.	III.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.		IV.	IV.	IV.
Glückstadt	**Riesen**,	Mitte	10.	28.	26.	5.	10.	2.		17.	19.	9.	18.
	Oberlehrer	II.	II.	III.	III.	IV.	IV.	IV.		IV.	IV.	IV.	IV.
Hamburg	**C. Kausch**,		3.			4.	8.				9.	11.	15.
	Lehrer		II.			IV.	IV.				IV.	IV.	IV.
Kattrepel	**H. Voß**,				7.	8.	9.			19.		12.	
b. Brunsbüttel	Lehrer				IV.	IV.	IV.			IV.		IV.	
Kiel	**Groth**,		15.	28.	28.	8.	10.	2.	4.		20.	17.	18.
	Lehrer		II.	III.	III.	IV.	IV.	IV.	IV.		IV.	IV.	IV.
Kiel	**A. Hahn**,		27.			6.	12.				12.	14.	16.
	Oberlehrer		II.			IV.	IV.				IV.	IV.	IV.
Kiel	**P. Knuth**	16.	3.	30.	29.	10.	9.	3.	6.		10.	14.	17.
		II.	III.	III.	III.	IV.	IV.	IV.	IV.		IV.	IV.	IV.
Lauenburg	**G. Witte**,					2.	10.					7.	11.
(Elbe)	Oberlehrer					IV.	IV.					IV.	IV.
Lübeck	**O. Ranke**,		4.	20.	20.	6.	3.	28.		13.	9.	11.	8.
	Gymnasiast		II.	III.	III.	IV.	IV.	III.		IV.	IV.	IV.	IV.
Lunden	**J. Cornils**,			1.	30.	10.	11.			29.	20.		
(N.-Dithm.)	Lehrer			IV.	III.	IV.	IV.			IV.	IV.		
Neustadt i. H.	**G. Schröder**,	30.	12.	23.	25.	12.	14.	15.	24.	27.		17.	16.
	Lehrer	I.	II.	III.	III.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.		IV.	IV.
Oldesloe	**Dr. Lichtenberg**,			23.	23.	11.	15.	8.	1.	15.	18.	13.	15.
	Professor			III.	III.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.
Plön	**Ad. Schulz**,		12. II. und 3. III.			7.	8.			20.	24.	11.	13.
	Lehrer					IV.	IV.			IV.	IV.	IV.	IV.
Ratzeburg	**R. Tepelmann**,		12.			2.	12.					9.	6.
	Rektor		II.			IV.	IV.					IV.	IV.
Rendsburg	**H. Dreßler**,		10.			8.	17.				19.	16.	24.
	Lehrer		III.			IV.	IV.				IV.	IV.	IV.
Segeberg	**Dr. P. Buttel**,		15.			5.	8.				8.		13.
	Erster Sem.-Lehrer		II.			IV.	IV.				IV.		IV.
Süderheistedt	**F. Johannsen**,						16.				24.	12.	19.
	Lehrer						IV.				IV.	IV.	IV.
Tönning	**E. Wagener**,					5/9.	11.				12.	14.	
	Lehrer					IV.	IV.				IV.	IV.	
Warder	**G. Schröder**,	4. II. und 3. III.	5. II. und 6. III.	1.	25.	10.	17.	24.		24.		14.	15.
(Kr. Segeberg)	Lehrer u. Organist			IV.	III.	IV.	IV.	IV.		IV.		IV.	IV.
Wöhrden i. H.	**C. Eckmann**,			6.			20.			26.		14.	16.
	Rektor			IV.			IV.			IV.		IV.	IV.
Zarpen	**C. Rohweder**	15.	20.	23.	21.	15.	13.	5.		22.	14.	10.	11.
	Lehrer	II.	II.	III.	III.	IV.	IV.	IV.		IV.	IV.	IV.	IV.

Digitized by Google

Prunus Cerasus e. B.	[Prunus Padus e. B.]	Pirus communis e. B.	Fagus silvatica B. O. s.	Pirus Malus e. B.	Betula alba B. O. s.	Quercus pedunculata B. O. s.	Lonicera tatarica e. B.	Syringa vulgaris e. B.	• Orchis latifolia e. B.	Fagus silvatica, Buchwald grün.	Narcissus poëticus e. B.	Aesculus Hippocastanum e. B.	Crataegus Oxyacantha e. B.	Spartium Scoparium e. B.	Quercus pedunculata, Eichwald grün.	Cytisus Laburnum e. B.	Cydonia vulgaris e. B.	Sorbus aucuparia e. B.
15.	18.	12.	13.	18.	8.	17.	28.	25.	28.	20.	24.	21.	2.	3.	24.	5.	6.	30.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	IV.	V.	V.	IV.
19.		26.	17.	10.	20.	15.	12.	12.	28.	2.	12.	14.	18.		24. V.	18.	18.	17.
IV.		IV.	IV.	V.	IV.	V.	V.	V.	IV.	V.	V.	V.	V.		bis E. VI.	V.	V.	V.
10.	20.	13.	17.	19.	10.	21.	26.	25.		22.		26.	5.		27.	10.		
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.		IV.		IV.	V.		IV.	V.		
20.	25.	18.	9.	23.	11.	30.	6.	2.	5.	20.	28.	28.	6.	6.	16.	6.	20.	5.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	V.	V.	V.
18.		1.	22.	5.	22.	10.		15.		6.	13.	10.	13.		25.	27.	25.	15.
IV.		V.	IV.	V.	IV.	V.		V.		V.	V.	V.	V.		V.	V.	V.	V.
18.		28.	23.	3.	25.	11.		12.		10.	8.	12.	14.	16.	23.	18.	14.	16.
IV.		IV.	IV.	V.	IV.	V.		V.		V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.
24.		24.	18.	2.	12.	4.	1.	4.		28.	2.	4.	4.		10.	9.	6.	4.
IV.		IV.	IV.	V.	IV.	V.	V.	V.		IV.	V.	V.	V.		V.	V.	V.	V.
	24.	14.	1.	22.	12.	2.	1.	28.				29.	2.	12.		12.	11.	19.
	IV.	IV.	V.	IV.	IV.	V.	V.	IV.				IV.	V.	V.		V.	V.	V.
15.	17.	12.		21.	11.	20.	27.	21.			25.	24.	2.		2.	7.	8.	9.
IV.	IV.	IV.		IV.	IV.	IV.	IV.	IV.			IV.	IV.	V.		V.	V.	V.	V.
23.		19.		28.				26.			10.	23.	11.			11.		
IV.		IV.		IV.				IV.			V.	IV.	V.			V.		
20.		19.	15.	27.	16.	6.	4.	9.		23.	5.	1.	15.		11.		11.	11.
IV.		IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.		IV.	V.	V.	V.		V.		V.	V.
12.	25.	17.	13.	22.	19.	2.	3.	3.		25.	21.	29.	27.	2.	8.	4.	12.	13.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	V.		IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	V.	V.
16.	25.	18.	16.	22.	16.	28.	28.	2.	28.	23.	22.	28.	12.	14.	13.	9.	10.	12.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	V.	V.	V.
18.		16.		18.				25.		28.	23.	29.	8.			10.		8.
IV.		IV.		IV.				IV.		IV.	IV.	IV.	V.			V.		V.
16.	15.	16.	14.	19.		3.	18.	25.	1.	19.	1.	24.	29.	2.	21.	6.	12.	5.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.		V.	IV.	IV.	V.	IV.	V.	IV.	IV.	V.	V.	V.	V.	V.
24.		23.		30.				6.			3.	4.	6.			13.		
IV.		IV.		IV.				V.			V.	V.	V.			V.		
24.	26.	25.	26.	27.	25.	1.		4.		29.	27.	4.	8.				15.	
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.		V.		IV.	IV.	V.	V.				V.	
14.	24.	22.	22.	25.	24.	30.	4.	29.	15.	26.	11.	30.	14.		14.	14.	20.	10.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	IV.	V.	IV.	V.	IV.	V.		V.	V.	V.	V.
17.	22.	23.	8.	26.	15.	26.	5.	7.		27.	29.	21.	6.	3.	28.	11.	7.	11.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.		IV.	IV.	V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.
15.	22.	14.	8.	23.	13.	21.		27.		22.	25.	24.	29.		3.	2.	30.	7.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.		IV.		IV.	IV.	IV.	IV.		V.	V.	IV.	V.
26.	24.	20.	19.	27.	18.	1.	3.	3.		30.	1.	4.	8.	14.	14.	15.	14.	16.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	V.		IV.	V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.
20.	22.	20.	15.	25.	12.	10.	26.	4.		24.	2.	1.	29.		24.	1.	2.	12.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	IV.	V.		IV.	V.	V.	V.		V.	V.	V.	V.
23.		18.	24.	26.	24.	25.		10.		27.	8.		7.	12.	12.	15.	9.	14.
IV.		IV.	IV.	IV.	IV.	IV.		V.		IV.	V.		V.	V.	V.	V.	V.	V.
15.	24.	16.	24/27.	23.	11.	25/28.	21.	2/6.			25.	25/27.				10.	6/10.	16/20.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.			IV.	IV.				V.	V.	V.
23.	23.	25.	18.	30.	18.	28.	1.	7.	13.	22.	1.	6.	15.	8.	10.	15.	15.	15.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	IV.	V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.	V.
29.		20.		27.				6.			4.	23.	26.			12.	11.	15.
IV.		IV.		IV.				V.			V.	IV.	IV.			V.	V.	V.
18.	18.	21.	16.	24.	19.	1.	1.	3.	1.	24.	4.	3.	3.		10.	15.		17.
IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	IV.	V.	V.	V.	V.	IV.	V.	V.	V.		V.	V.		V.

Digitized by Google

Ort.	Beobachter.	Sambucus nigra e. B.	Secale cer. hib. e. B.	[Atropa Belladonna e. B.]	Symphor. racem. e. B.	Rubus idaeus e. B.	Salvia officinalis e. B.	Cornus sanguinea e. B.	[Vitis vinifera e. B.]	• Hypericum perf. e. B.	Ribes rubrum e. Fr.
Altona	**W. Petersen** und	23.	26.	25.	30.	22.	27.	6.	25.	28.	22.
und Umgegend	**B. Horstmann**, Lehrer	V.	V.	V.	V.	V.	V.	VI.	VI.	VI.	VI.
Augustenburg	**W. Meyer**,	6.	3.		10.	7.	9.		28.	6.	30.
(Alsen)	Apotheker	VI.	VI.		VI.	VI.	VI.		VI.	VII.	VI.
Bergedorf	**Dr. W. Fischer**,		23.								24.
	Oberlehrer		V.								VI.
Eutin	**H. Roese**,	28.	24.		16.	20.		6.	21.	20.	4.
	Hofgärtner a. D.	V.	V.		VI.	V.		VI.	VI.	VI.	VII.
Fargemiel	**J. Prehn**,	10.	1.		10.	1.	20.	17.	5.	1.	5.
(Land Oldenburg)	Lehrer	VI.	VI.		VI.	VI.	VI.	VI.	VII.	VII.	VII.
Flensburg	**H. U. Molsen**,	9.	10.		16.	3.			2.		2.
	Lehrer	VI.	VI.		VI.	VI.			VII.		VII.
Gettorf	**Jul. Mordhorst**,	8.	27.		4.	8.				8.	8.
	Kantor	VI.	V.		VI.	VI.				VII.	VII.
Glückstadt	**Riesen**,	20.			9.						27.
	Oberlehrer	V.			VI.						VI.
Hamburg	**C. Kausch**,	26.	26.		29.	8.		5.			
	Lehrer	V.	V.		V.	VI.		VI.			
Kattrepel	**H. Voß**,	1.	3.		3.						21.
bei Brunsbüttel	Lehrer	VI.	VI.		VI.						VI.
Kiel	**Groth**,	8.	1.	12.	6.	19.	6.	18.	25.		30.
	Lehrer	VI.	VI.	VI.	VI.	V.	VI.	V.	VI.		VI.
Kiel	**A. Hahn**,	27.	29.		12.	29.	28.	28.			2.
	Oberlehrer	V.	V.		VI.	V.	V.	V.			VII.
Kiel	**P. Knuth**	27.	28.	2.	4.	23.	29.	30.	22.		
		V.	V.	VI.	VI.	V.	V.	V.	VI.		
Lauenburg	**G. Witte**,	20.	29.		3.			30.			
(Elbe)	Oberlehrer	V.	V.		VI.			V.			
Lübeck	**O. Ranke**,	25.	24.		28.	23.		28.	26.	27.	25.
	Gymnasiast	V.	V.		V.	V.		V.	VI.	VI.	VI.
Lunden	**J. Cornils**,	2.	28.						30.		27.
(Norder-Dithm.)	Lehrer	VI.	V.						VI.		VI.
Neustadt i. H.	**G. Schröder**,		8.	12.	16.	10.	14.	12.	29.	2.	1.
	Lehrer		VI.	VI.	VI.	VI.	VI.	VI.	VI.	VII.	VII.
Oldesloe	**Dr. Lichtenberg**,	5.	29.		17.	14.			27.	25.	25.
	Professor	VI.	V.		VI.	VI.			VI.	VI.	VI.
Plön	**Ad. Schulz**,	28.	16.		7.	26.		13.	2.		
	Lehrer	V.	V.		VI.	V.		VI.	VII.		
Ratzeburg	**R. Tepelmann**,	20.	21.		31.	17.		20.	24.		16.
	Rektor	V.	V.		V.	V.		V.	VI.		VI.
Rendsburg	**H. Dreßler**,	8.	1.		6.	6.		1.	29.		2.
	Lehrer	VI.	VI.		VI.	VI.		VI.	VI.		VII.
Segeberg	**Dr. P. Buttel**,	27.	23.		2.	24.		21.	22.		14.
	Erster Sem.-Lehrer	V.	V.		VI.	V.		V.	VI.		VI.
Süderheistedt	**F. Johannsen**,	7.	1.		21.	20.					
	Lehrer	VI.	VI.		V.	V.					
Tönning	**E. Wagener**,	24. V.			24/29.	20/26.			26/30.		27.
	Lehrer	bis 2. VI.			V.	V.			VI.		VI.
Warder	**G. Schröder**,	3.	30.		15.	15.	6.	10.	29.	2.	10.
(Kreis Segeberg)	Lehrer und Organist	VI.	V.		VI.	VI.	VI.	VI.	VI.	VII.	VII.
Wöhrden i. H.	**C. Eckmann**,	30.	5.		16.	19.				2.	
	Rektor	V.	VI.		V.	V.				VII.	
Zarpen	**C. Rohweder**	19.	25.		26.	20.	1.	10.	14.		15.
	Lehrer	V.	V.		V.	V.	VI.	VI.	VI.		VI.

Digitized by Google

Tilia grandifolia e. B.	* Calluna vulgaris e. B.	Ligustrum vulgare e. B.	Lonicera tatarica e. Fr.	Lilium candidum e. B.	Rubus blaeus e. Fr.	Ribes aureum e. Fr.	Secale cer. hib., Ernteanfang.	Sorbus aucuparia e. Fr.	Atropa belladonna e. Fr.	Symphor. racem. e. Fr.	Sambucus nigra e. Fr.	Cornus sanguinea e. Fr.	Ligustrum vulgare e. Fr.	Aesculus Hippocast. e. Fr.	Aesculus Hipp. a. L. V.	Betula alba a. L. V.	Fagus silvatica a. L. V.	Quercus pedunc. a. L. V.
29.	22.	16.	20.	31.	1.	12.	21.	22.		26.	26.	28.	11.	15.	18.	22.	28	2.
VI.	VII.	VI.	VI.	VI.	VII.	VII.	VII.	VII.		VII.	VIII.	VIII.	IX.	IX.	IX.	IX.	IX.	X.
6.		30.		2.	9.		26.	21.		22.	2.		18.	10.	20.	14.	18.	28.
VII.		VI.		VII.	VII.		VII.	VIII.		VIII.	IX.		IX.	IX.	IX.	IX.	X.	X.
30.							24.				2.			23.		30.	7.	12.
VI.							VII.				IX.			IX.		IX.	X.	X.
20.	22.	24.		3.	6.		20.	18.		1.	30.			20.	Anf.	Anf.	18.	28.
VI.	VII.	VI.		VII.	VII.		VII.	VIII.		VIII.	VIII.			IX.	X.	X.	X.	X.
10.	1.	29.			10.		25.	25.			5.	20.	20.		15.	15.	20.	25.
VII.	VIII.	VI.			VII.		VII.	VIII.			IX.	IX.	IX.		IX.	X.	X.	X.
		8.		9.	6.		30.	8.		18.	8.			20.	5.		10.	
		VII.		VII.	VII.		VII.	VIII.		VIII.	IX.			IX.	X.		X.	
4.		13.		6.	12.	14.	28.	12.		28.	11.		24.	20.	12.		12.	28.
VII.		VII.		VII.	VII.	VII.	VII.	VIII.		VIII.	IX.		IX.	IX.	X.		X.	X.
28.							25.	8.		9.	1.			9.	10.	10.	20.	25.
VI.							VII.	VIII.		VIII.	IX.			X.	X.	X.	X.	X.
		17.		3.	3.					18.				21.	1.	24.	24.	31.
		VI.		VII.	VII.					VIII.				IX.	X.	X.	X.	X.
5.		3.		7.			23.			22.	19.			13.	12.	Mitte		
VII.		VII.		VII.			VII.			VII.	VIII.			IX.	IX.	X.		
1.		4.	10.	6.	4.		26.	7.	8.	3.	8.		14.	20.	2.	2.	10.	13.
VII.		VII.	VII.	VII.	VII.		VII.	VIII.	VIII.	VIII.	IX.		IX.	IX.	X.	X.	X.	X.
1.		14.	9.	3.	3.		15.	20.		1.	15.	27.		4.	15.		27.	2.
VII.		VI.	VII.	VII.	VII.		VII.	VII.		VIII.	VIII.	VIII.		IX.	IX.		IX.	X.
														1.	20.	8.	11.	12.
														IX.	IX.	X.	X.	X.
30.		29.	24.	6.	6.	12.	13.											
VI.		VI.	VI.	VII.	VII.	VII.	VII											
5.		3.		6.			24.							13.	12.			
VII.		VII.		VII.			VII.							IX.	X.			
2.		4.		5.	2.		23.											
VII.		VII.		VII.	VII.		VII.											
4.		21.	22.	10.	15.	20.	1.			5.	6.		26.	12.	23.	23.	23.	25.
VII.		VI.	VII.	VII.	VII.	VII.	VIII.			VIII.	IX.		IX.	IX.	X.	X.	X.	X.
29.		30.	10.	5.	10.	11.	22.	15.		15.	10.			17.				
VI.		VI.	VII.	VII.	VII.	VII.	VII.	VIII.		VIII.	IX.			IX.				
		8.		30.	1.		16.	28.		7.	28.		16.	18.	20.	22.	18.	24.
		VI.		VI.	VIII.		VII.	VII.		VIII.	VIII.		IX.	IX.	X.	X.	X.	X.
8.			9.		15.	15.	20.	14.		15.	23.			22.	14.	14.	16.	22.
VII.			VII.		VII.	VII.	VII.	VII.		VIII.	IX.			IX.	X.	X.	X.	X.
3.		24.	12.	2.	20.	16.	20.	16.		17.	1.	3.	24.	20.	5.	20.	19.	14.
VII.		VI.	VII.	VII.	VII.	VII.	VII.	VIII.		VIII.	IX.	IX.	IX.	IX.	X.	X.	X.	X.
1/4.		28.		6/9.	8.			26.		2.			1.	8/12.	24.	28.		
VII.		VI.		VII.	VII.			VII.		VIII.			IX.	IX.	IX.	IX.		
1.		2.	15.	6.	15.		26.	3.		8.	21.	21.	25.	24.	3.	8.	8.	8.
VII.		VII.	VII.	VII.	VII.		VII.	VIII.		VIII.	IX.	IX.	IX.	IX.	X.	X.	X.	X.
		4.		7.			23.											
		VII.		VII.			VII.											
		18.	20.	20.	28.		25.	5.		6.	8.	10.	20.	1.	10.	14.	19.	20.
		VI.	VI.	VI.	VI.		VII.	VIII.		VIII.	IX.	IX.	IX.	X.	X.	X.	X.	X.

Digitized by Google

Nationale Eigentümlichkeiten unseres schleswigschen Volkes.*)

Zusammengestellt von **P. Franzen** in Schmedagger.

Außer der Sprache hat jedes Volk auch seinen mehr oder minder hervortretenden Charakter, aber diesen zu bestimmen ist oft schwierig, da sehr leicht das Besondere mit dem Allgemeinen verwechselt wird. Durch das Folgende wird auch nicht beabsichtigt, den Gesamtcharakter des schleswigschen Volkes zu schildern, sondern es wird nur versucht werden, einzelne Eigentümlichkeiten hervorzuheben, insofern sie auf die Nationalität Bezug nehmen. Zu den verschiedenen Eigentümlichkeiten eines Volkes rechnet man außer der Sprache noch die Bauart, die Lebensweise, die Kleidertracht und auch wohl noch die verschiedenen Sitten und Gebräuche.

A. Die Bauart.

In Schleswig werden deutlich drei Bauarten unterschieden: die dänische (mit dieser ist die Bauart in Angeln nahe verwandt), die sächsische und die friesische.

Das Eigentümliche bei der dänischen Bauart besteht darin, daß die Gebäude eines größeren Bauernhofes die vier Seiten eines meistens geschlossenen Vierecks bilden. In den allermeisten Fällen finden wir, daß das Wohnhaus welches den größten Teil der einen Länge einnimmt, von Osten nach Westen liegt und daß es der Straße zugekehrt ist. Stall und Scheune, welche sich den Enden des Wohnhauses anschließen, finden wir dagegen stets an den beiden Seiten, die sich von Süden nach Norden erstrecken. Die vierte Seite, welche dem Wohnhause gegenüberliegt, wird für verschiedene Zwecke verwendet. In der Mitte dieser letztgenannten Seite ist eine Durchfahrt, durch welche wir in den Hofraum gelangen, auf welchem sich außer dem Brunnen auch noch der Düngerhaufen befindet. Von dieser Bauart ist man jedoch der Feuersgefahr wegen in neuerer Zeit vielfach abgewichen, indem Wohnhaus, Stall und Scheune meistens von einander getrennt liegen. Das Wohnhaus alter dänischer Bauart ist in der Regel so eingerichtet, daß man von der Vordiele, welche quer durch das ganze Haus geht, durch die Küche in die tägliche Stube (Dörns) kommt. Neben der täglichen Stube liegt die große Stube, welche eine größere Breite des Hauses einnimmt als die andern Stuben. Hinter der großen Stube liegen gewöhnlich zwei Kammern, von welchen die eine als Fremdenstube (auch Brautkammer genannt), während die andere als Webekammer benutzt wird. Neben der Küche liegt der sogenannte Waschraum mit dem Backofen und dem Braukessel, und von diesem Raum führt eine Thür in den Verschluß, der zur Aufbewahrung des Feuerungsmaterials dient. Dieser Verschluß befindet sich jedoch nicht an der Längswand, sondern an der Endwand, die sich von Süden nach Norden erstreckt. Von der Vordiele führt auch eine Thür nach der entgegengesetzten Seite in die Dreschtenne. Hinter der Tenne befindet sich der soge-

*) Quellen: Schmidt, Topographie über Schleswig. Kopenhagen 1861. — Jensen, Über Schleswigs Volk.

Digitized by Google

nannte „kleine Stall," in welchem nur die Milchkühe und die Pferde ihren Platz haben, während das Jungvieh im großen Stall untergebracht ist, der sich an einer der Längsseiten befindet. Die Ställe sind stets so eingerichtet, daß das Vieh in zwei Reihen mit den Köpfen gegen die Außenwände gerichtet steht, so daß sich der Futtergang hinter dem Vieh befindet.

In Bezug auf die innere Einrichtung entspricht die frühere Bauart in Angeln fast genau der alten dänischen. Abweichend ist sie aber insofern, als sie nicht die Viereckform aufweist, sondern eine einzige Länge bildet. Quer durch diese geht eine Durchfahrt, welche die Wohnräume von Stallungen und Scheune scheidet, indem zur einen Seite der Durchfahrt die Wohnräume sind, während sich zur anderen Seite die Stallräume für Pferde und Rinder finden. Diese Bauart finden wir außer in Angeln auch noch im nördlichen Mittelschlesmig, wo sie besonders in den sogenannten Kolonistendörfern, z. B. Sophienthal, Christianshaab, hervortreten.

Grundverschieden von diesen beiden ist die sächsische Bauart.*) Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie ein langes Gebäude bildet, welches den Giebel der Straße zukehrt. In der Giebelwand befindet sich die Einfahrt. Tritt man in diese Einfahrt, so hat man vor sich den großen Herd, zur einen Seite den Pferde- und zur anderen Seite den Viehstall. Pferde und Rinder stehen so, daß die Köpfe der Einfahrt zugekehrt sind. Die Einfahrt wird zugleich als Tenne benutzt, wo das Korn, welches auf dem Boden über den Ställen aufbewahrt ist, gedroschen wird. Zu beiden Seiten des Herdes befinden sich kleinere Gelasse, welche als Milchkammer, Speisekammer u. s. w. dienen. Endlich hinter dem Herde, dem Einfahrtsthor gerade gegenüber sieht man den Eingang zu den Wohnräumen. Da das alte sächsische Bauernhaus keinen Schornstein hat, so zieht sich der Rauch vom Herde unter der Decke hin, räuchert die hier aufgehängten Würste und Schinken und findet durch die Thorluke seinen Weg ins Freie.

Wieder bedeutend abweichend ist die friesische Bauart in den größeren Marschhöfen, welche Haubarge (Heuberge) genannt werden. Eigentümlich bei dieser Bauart ist „de Veerkant" (Viereck). Dieses ist ein großer quadratförmiger Raum, welcher bis zum Dache von Balken aufgeführt ist und zur Aufbewahrung des Heues dient. Angeschlossen an dieses Viereck, welches mitten im Gebäude liegt, befinden sich andere längliche Vierecke. Von diesen wird gewöhnlich das, welches nach Süden liegt, als Wohnhaus benutzt. Im friesischen Wohnhaus finden wir 3—5 Stuben, von denen die größere „Pesel" genannt wird. Gegen Norden und Osten sind die Ställe und gegen Westen befindet sich die Tenne „Loa," welche bei Hochzeiten und größeren Festlichkeiten als Tanzplatz benutzt wird. Der Hof liegt gewöhnlich auf einer künstlichen Erhöhung, „Warf," von einem ziemlich breiten Graben umgeben.

*) Vergl. Frahm, Das alte sächsische Bauernhaus. „Heimat" 1893 S. 254 u. 268.

Digitized by Google

B. Die Lebensweise.

Auch in Bezug auf die Lebensweise bestand vor Jahren und besteht zum Teil auch noch ein deutlicher Unterschied zwischen der Bevölkerung in Nord- und Südschleswig. In Nordschleswig und Angeln ist Brei oder Milchsuppe mit Butterbrot die gewöhnliche Morgen- und Abendkost. In Südschleswig dagegen wird morgens und abends vorzugsweise Thee getrunken, wozu Butterbrot genossen wird. Auch wird daselbst vielfach Hafersuppe und Gerstenbrei gegessen. Bei Festlichkeiten, als bei Hochzeiten und Begräbnissen, wurden früher in Nordschleswig folgende drei Gerichte aufgetragen: zuerst dickgekochte gelbe Erbsen mit einem Klumpen Butter in der Mitte der Schüssel, dann Rinder- oder Hühnersuppe mit gekochten Pflaumen und darauf der sehr beliebte Reisbrei, mit gestoßenem Zucker und Kaneel bestreut. Die Reihenfolge dieser Gerichte wurde bis vor wenigen Jahren in Nordschleswig streng innegehalten. Die Bevölkerung in Südschleswig hat andere Gerichte. Hier werden bei größeren Festlichkeiten gewöhnlich vier Gerichte aufgetragen; die Reihenfolge und Art derselben ist aber nicht so bestimmt geregelt wie in Nordschleswig. Selten fehlen aber die Suppe und der dicke Reis, und unter den anderen zwei Gerichten findet man an einigen Stellen eine gebratene Gans, mit Äpfeln und Pflaumen ausgefüllt, anderswo wieder trägt man Mehlklöße mit Speckſauce auf. Bei den Friesen finden wir häufig fette Speisen. Besonders merkwürdig ist die Suppe: In diese, welche sehr fett ist, werden die Mehlklöße getaucht, während die Suppe selbst nicht gegessen wird. Es ist selbstverständlich, daß diese Art der Lebensweise sich nur noch in ganz wenigen Fällen und an ganz vereinzelten Orten bis auf unsere neuere Zeit erhalten hat.

C. Die Kleidertracht.

Die Eigentümlichkeit der Kleidertracht verschwindet auf dem Lande durch den immer reger werdenden Verkehr mit den Städten mehr und mehr und die Kleidertracht der Städter, welche sich nach der herrschenden Mode richtet, findet bei der Landbevölkerung immer mehr Eingang. Selbst bis auf die abseits gelegenen Inseln der Nordsee hat sich die modische Tracht zu verbreiten gewußt. Bis vor ca. 50 Jahren kleidete sich die weibliche Bevölkerung in Angeln am liebsten in glänzende Farben: hochrot und hellgrün, welche Farben auch bei dem weiblichen Geschlecht im nördlichen Schleswig beliebt waren. Besonders war der Kopfputz der Frauen sehr reich. Während man in Angeln vorzugsweise Hauben mit reicher Goldstickerei trug, trugen die Frauen in Nordschleswig solche, die mit geklöppelten Spitzen verziert waren. Um den Hals und die Schultern trug man ein doppelt zusammengelegtes seidenes Tuch. Die Fußbekleidung hat am längsten dem Einfluß der Mode Widerstand geleistet. Im südlichen Schleswig wurde ausschließlich ledernes Fußzeug, Stiefel und Schuhe, gebraucht, in Angeln und im ganzen nördlichen Schleswig dagegen trug man, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, stets Holzschuhe mit breiten messingenen Reifen. Im nördlichen Teile von Alsen hat diese Fußbekleidung sich wohl am

Digitized by Google

längsten gehalten, indem vor 25 Jahren diese Art Holzschuhe von Frauen bei jeder festlichen Gelegenheit, ja, selbst Sonntags beim Kirchgang benutzt wurde. Am längsten hat sich eine besondere Kleidertracht bei den friesischen Frauen erhalten, wo sie zum Teil noch vorgefunden wird. Eigentümlich ist hier die dichtanschließende, aus Pappe gefertigte Kopfbekleidung, um welche ein seidenes Tuch mehrfach geschlungen ist. Die Kopfbekleidung schützt Kopf und Hals gegen Wind und Sonnenstrahlen und erhält den feinen weißen Teint, den wir durchweg bei den friesischen Frauen vorfinden. Die Bluse ist aus schwerem ausländischen Tuch, welches von der seefahrenden männlichen Bevölkerung heimgebracht wird, und mit einem reichen Besatz von silbernen Knöpfen versehen. Die Röcke, von welchen gewöhnlich mehrere übereinander getragen werden, sind kurz, schließen eng an den Körper an und werden aus den besten Stoffen in der Heimat hergestellt. Wohl ist die friesische Nationaltracht kostbar, aber sie ist dafür dauerhaft, so daß das Brautkleid der Großmutter öfters der Enkelin für denselben Zweck dienen kann. Vom Festlande ist diese Tracht jedoch fast gänzlich verschwunden, während sie noch auf den friesischen Inseln, am häufigsten auf Sylt und Amrum anzutreffen ist. Die Nationaltracht der männlichen Bevölkerung Schleswigs ist in den verschiedenen Teilen des Landes weniger scharf begrenzt. Übereinstimmend war die Tracht der Männer in folgenden Stücken: Langschößiger Rock aus dunklem Tuch, Kniehose und Weste aus Sammet mit silbernen Knöpfen, Schuhe mit silbernen Spangen.

D. Sitten und Gebräuche.

Durch den zunehmenden Verkehr mit den Städten sind die meisten alten ländlichen Sitten und Gebräuche verschwunden und nur einzelne haben sich bis in unsere Zeit erhalten. Eine solche ist die, welche bei den sogenannten großen Bauernhochzeiten im nördlichen Schleswig und besonders auf Alsen und in Sundewitt noch beachtet wird. Genau acht Tage vor der Hochzeit ergehen die Einladungen, und zwar auf die Weise, daß zwei junge Leute aus der näheren Bekanntschaft des Brautpaares zu Verwandten und Nachbarn herumreiten und unter Beachtung einer gewissen Formel die Einladung bestellen. Der eine Reiter spricht im Namen der Braut und der andere im Namen des Bräutigams. Zum gedachten Ritt schmücken sich die jungen Männer mit bunten Schleifen, so wie auch die Pferde mit buntem Papier und bunten Bändern ausstaffiert werden. Dagegen muß das Brautpaar selbst die jungen Leute einladen, die das Amt eines Weinschenkers oder einer Aufwärterin bei Tisch übernehmen sollen. Am Tage vor der Hochzeit gehen die Aufwärterinnen im Dorfe umher und leihen das erforderliche Deckzeug, als Teller, Tassen, Löffel, Messer u. s. w., zusammen, welches die verschiedenen Nachbarn auch bereitwilligst hergeben. In Sundewitt und auf Alsen, wo mitunter 3—400 Personen geladen wurden, mußten die Gäste in früherer Zeit selbst Löffel, Messer und Gabel mitbringen. Der Vorabend des Hochzeitstages versammelt die nächsten Verwandten und Nachbarn des Brautpaares im Hochzeitshause zu einem munteren

Digitized by Google

Tänzchen. Dieser Abend tritt auf dem Lande an Stelle des städtischen Polterabends. Im östlichen Teile Nordschleswigs, auf Alsen und in Sundewitt wird dieser Abend „Fleskaften" genannt. Dieser Abend wird aber an vielen Stellen am Sonntagabend vor der Hochzeit, welche stets an einem Dienstag stattfindet, gefeiert. An dem Abend werden dem Brautpaare Schinken, Eier, Butter und Rahm gebracht, wofür die Brautleute den Gebern ein Festgelage veranstalten, das gewöhnlich bis in den hellen Morgen hinein dauert. Am Morgen des Hochzeitstages versammeln sich die Festgäste im Hochzeitshause, wo sie durch einen Tusch der Musikkapelle empfangen werden. Nach Einnahme eines Frühstücks ordnet der sogenannte „Schaffer," der durch die weiße Serviette, die er um den Leib gebunden trägt, kenntlich ist, die Hochzeitsgäste zum Zuge nach der Kirche. An der Spitze des Zuges fährt der Wagen mit der Musik. Im ersten Wagen fährt die Braut mit der sog. „Brautschmückerin," im zweiten der Bräutigam mit dem sog. „Bräutigamsführer." Darauf folgen die Wagen mit den Gästen, die dem Verwandtschaftsverhältnis nach eingereiht sind. Von der Kirche zurückgekehrt, werden den Gästen vom „Schaffer" ihre Plätze bei der Festtafel angewiesen. Diese dauert bei größeren Hochzeiten gewöhnlich drei bis vier Stunden. Nach der Festmahlzeit werden die Hochzeitsgeschenke überreicht. Diese bestehen im nördlichen Schleswig meistens aus silbernen Tischgerätschaften, in Sundewitt und auf Alsen dagegen besteht die Gabe in Geld. Nach dem Essen zieht sich das junge Paar mit Brautschmücker und Bräutigamsführer in die sog. „Brautkammer" zurück. Hierher kommen nun die Gäste, statten ihre Gratulation ab und legen ihre Gabe, welche in ein Stück Papier, mit dem Namen des Gebers, gewickelt ist, in eine auf einem Tische vor dem jungen Paare stehende Suppenschüssel. Für die eingegangenen Gaben werden die Unkosten der Hochzeit bestritten und meistens bleibt noch ein gutes Stück Geld übrig, für welches das nötige Hausgerät angeschafft werden kann. Am anderen Tage erscheinen die nächsten Verwandten und Nachbarn, sowie auch die Aufwärterinnen u. s. w. wieder. An dem Tage aber muß das junge Paar selbst die Bewirtung der Gäste übernehmen.

Auch bei Begräbnissen werden auf dem Lande noch vielfach die alten Sitten und Gebräuche innegehalten. Besonders gilt dies für den mittleren und westlichen Teil von Nordschleswig. Ist eine Person gestorben, so wird dieses gleich durch einen Boten den Bewohnern des betreffenden Dorfes angezeigt. Am Nachmittage versammeln sich dann die Frauen im Sterbehause zu dem sog. „Straalæg," d. h. die Leiche auf Stroh zu legen. Dieses ist zwar vor Ankunft der Frauen geschehen, aber alter Sitte gemäß werden sie dennoch eingeladen. Am Nachmittage vor dem Begräbnis wird die Leiche „gekleidet" und in den Sarg gelegt, welches man mit dem dänischen Ausdruck „Kistlæg" bezeichnet. Zu diesem „Kistlæg" werden die Frauen ebenfalls geladen, obgleich auch dies Werk vor ihrem Erscheinen schon beendet ist.

Die eigentümlichste Sitte der Friesen war das sog. „Finstern," welches auch auf Fehmarn und in der Propstei heimisch war. Dieses bestand darin,

Digitized by Google

daß die Mädchen in später Abendstunde die jungen Männer zu sich durchs Fenster ans Bett kommen ließen. Strenge Verbote gegen diese Sitte oder Unsitte haben nicht vermocht, dieselbe zu hindern; aber der Schaden, den man durch diesen Brauch für die öffentliche Sittlichkeit fürchten konnte, war infolge der gegenseitigen Überwachung der jungen Leute äußerst gering.

Selbst bei der Arbeit finden wir Abweichungen zwischen dem Nord- und dem Südschleswiger. Während der nordschleswigsche Arbeiter beim Dreschen den Flegel rechts herum schwingt, so schwingt der südschleswigsche Arbeiter, selbst wenn dieselbe Hand am Flegelstiele vorgreift, denselben links.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Sprachproben aus den verschiedenen Teilen Schleswigs anführen, wie sie in Schmidts Topographie von 1861 enthalten sind.

Aus Angeln:

„Mit dat Hochdutsche will dat nich recht fort. Von de Konfirmation af geit dat Krebsgang, un wenige Jahr wider hen sond de Lyd ebenso widt, as da se erst in de School keemen. Da synd so veel Winkelhaken un Schnörkelien an desse Spraak. Da low ek mi dat Platte! Darin kan Jeder singen, as em de Snabel wassen is."

Aus der Gegend von Husum:

„Schast Dank hem, Peter, för dien Brew;
So geern ick di wedder in Versen schrew,
So sün ick dog bang, dat Dink ward nich ga'n,
Und du kannst mien Riemels nich versta'n.
Ick will't indessen mal proberen,
So wenig dat Dichten is mien Handteren."

Aus der Gegend westlich von Tondern (Wiedingharde).

„Herr Bridägam! nem forlief, men Fähr vell ey muhr schröffe,
Mien Miening es wehl goit, mann ohrs est hiend ötfleydt,
Siäd dat ock ta dine Breeid, so meit hirr sö bey blöffe
Dach wensch ich noch ta liäst, wett iennes Moses seydt. (1. Mf. 1, 28.)
(Schluß eines Hochzeitsgedichtes von Andr. Bendixen 1749.)

In Übersetzung etwa so:

„Herr Bräutigam! nehmt vorlieb, meine Feder will nicht mehr schreiben,
Meine Meinung ist wohl gut, obwohl sie nicht geschickt ausgesprochen wird;
Sage es auch deiner Braut und laß es dabei bleiben,
Doch wünsch' ich noch zuletzt, was Moses dort gesagt (1. Mf. 1, 28).

Aus dem Friesischen:

„Öhsen Baabe! die dö beest öhne Hemmel. Halligt waarde dann Nohme. Thokamme dien Kenning-Rick. Dann Walle schieu öff dä Eerde, allick ös öhn dä Hemmel. Dühu ös Delling ös daagliks Brnud. (Die Anrede und die vier ersten Bitten des Vaterunsers.)

Aus der Sluxharde (d. i. die Gegend östlich von Tondern):

„Tyv troer anner stœl. Venn œ Muns er sat, er œ Mjøl bjeft. De er int olt Guld, der glimrer."

(Auf Deutsch: Der Dieb glaubt, daß andere stehlen. Wenn die Maus satt ist, ist das Mehl bitter. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.)

Aus der Karrharde (Umgegend von Leck):

„Han blyvver oller klog, ven han aa vær søventig Aar gammel. Hun stau ve œ Kæld aa sau: Most! Pas aa, J foller int i œ Nost." *)

*) Nost ist ein Wassertrog, der zur Viehtränke dient.

Digitized by Google

(Auf Deutsch: Er wird nie klug, wenn er auch siebzig Jahre alt wird. Sie stand am Brunnen und sprach: Tante! Paßt auf, daß Ihr nicht in den Wassertrog fallt.)

Aus der Gegend von Hadersleben:

„See, soy den lille Mikkel, der har e Ravn taun e Vost; kund vi it tei en fra ham, hvorær vi ollsammel gik lois aa ham?"

(Auf Deutsch: Sieh', sagte der kleine Mikkel, da hat der Rabe den Käse genommen; könnten wir ihm ihn nicht wegnehmen, wenn wir alle auf ihn losgingen?)

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl** in Kiel.

IV. 4. Accipitres, Raubvögel.

Übersicht der Gattungen.

A. Lauf wenigstens in der unteren Hälfte nackt.

a. Hals ganz nackt oder nur mit feinen Dunen bekleidet; an der Schulter ein stark vorstehender Federkragen.

- Nasenlöcher lang oval, senkrecht gestellt; Gefieder gelbbraun . . **1. Aasgeier,** Gyps Sav.
- Nasenlöcher fast kreisrund; Gefieder schwarzbraun . . . **2. Mönchsgeier,** Vultur L.

b. Hals wie der übrige Körper mit Federn bekleidet; kein Halskragen.

Oberschnabel ohne Zahn vor der Spitze (Fig. 75).

- Schnabelfirste unter 6 cm, Flügel unter 60 cm lang. — Mittlere Schwanzfedern nicht kürzer als die seitlichen.
  - Schnabelfirste höchstens $3^1/_2$ cm lang; Beine gelb.
    - Zwischen Auge und Schnabel borstenartige Federn; mittlere Kralle kaum über 2 cm lang, kürzer als die innere.
      - Innenkralle nicht um $^1/_4$ länger als die mittlere; Flügel über die Schwanzmitte hinaus reichend; Außenfahnen nur bis zur 5. Schwinge verengt.
        - Der nackte Teil des Laufes (von der Seite gesehen) über 7 mal so lang als breit; der Lauf vorn nicht bis zu $^1/_5$ befiedert . **10. Weihe, Circus** Lacép.
        - Der nackte Teil des Laufes höchstens 5 mal so lang als an der schmalsten Stelle breit; vorn mehr als $^1/_3$ des Laufs befiedert . . **11. Bussard, Buteo** Cuv.
      - Innere Kralle um die Hälfte länger als die mittlere; Flügel höchstens bis zur Mitte des Schwanzes reichend; die Außenfahne der 6. Schwinge wie die der 5. hinter der Mitte plötzlich verengt (vgl. Fig. 65) . . **9. Habicht, Astur** Lacép.
    - Zwischen Auge und Schnabel nackt; mittlere Kralle (über dem Bogen gemessen) über $2^1/_2$ cm lang, etwas länger als die innere . . . . . **8. Wespenbussard, Pernis** Cuv.
  - Nackte Schnabelfirste $4^1/_2$ cm lang und darüber; Beine blaugrau bis blau.
    - Augen $2^1/_2$ cm vom Nasenloch entfernt; hinter dem Auge kein schwarzes Längsband . . . . . **6. Schlangenadler, Circaëtus** Vieill.
    - Auge nicht $1^1/_2$ cm vom Nasenloch entfernt; vom Auge den Hals hinunter ein schwarzes, weiß begrenztes Band . **7. Fischadler, Pandion** Sav.
- Schnabelfirste 8 cm, anliegender Flügel über 60 cm lang; Schwanz im Alter ganz weiß . . . . . **3. Seeadler, Haliaëtus** Sav.
- Mittlere Schwanzfedern wenigstens $1^1/_2$ cm kürzer als die seitlichen . . . . . **5. Milan, Milvus** Cuv.

Digitized by Google

B. Beine wenigstens bis zur Wurzel der Zehen befiedert.

- Die Zehen vollkommen nackt.
  - Kopf nicht eulenartig, ohne vorstehende Ohrfedern; anliegender Flügel 40 cm lang und darüber; größte Kralle (über den Bogen gemessen) 2 cm lang und darüber.
    - Die 2. Schwinge weit länger als die 6.; die nackte Schnabelfirste unter 3 cm lang; der anliegende Flügel unter 47 cm lang . . **12. Rauhfußbussard, Archibuteo** Brehm.
    - Die 2. Schwinge kürzer als die 6.; die nackte Schnabelfirste über 4 cm, der Flügel über 47 cm lang . . . . . **13. Adler, Aquila** Sav.
  - Kopf eulenartig, mit vorstehenden Ohrfedern; längste Kralle 8 cm, Flügel etwa 15 cm lang . . . . . **14. Zwergohreule, Scops** Sav.
- Die Zehen größtenteils befiedert oder bebortstet.
  - Die Außenfahne der 2. Schwinge in d. Mitte oder vor dem Ende plötzlich verengt (Fig. 76 u. 77); Brustfedern mit Längs- oder Querband.
    - Die Verengung der 2. Außenfahne dem Ende der Deckfedern und dem Flügelende gleich nahe (Fig. 77) oder dem ersteren näher.
      - Die Verengung auf der Außenfahne der 2. Schwinge dem Ende der Schwinge doppelt so nahe als dem Ende der Flügeldeckfedern (Fig. 76) . . . . . **17. Ohreule, Otus** Cuv.
      - Kopf jederseits mit starkem, vorstehenden Ohrfederbüschel; anliegender Flügel etwa 48 cm, Schnabelfirste von der Wachshaut an 4 cm lang . . . **18. Uhu, Bubo** Cuv.
  - Der Kopf ohne vorstehende Ohrfedern; Schnabel und Flügel weit kürzer.
    - Die Verengung der Außenfahne auf der 3. Schwinge kaum wahrnehmbar (Fig. 76); vor dem Auge ein schwarzer Fleck . . . . . **19. Rauhfußkauz, Nyctale** Brehm.
    - Die Verengung auf der Außenfahne der 3. Schwinge stark ausgebildet, dieselbe auch noch auf der 4. deutlich vorhanden; am innern Augenrande höchstens einige schwarze Federborsten, die den hellen Grund nicht decken.
      - Die 5. und 6. Schwinge ohne Verengung auf der Außenfahne; der Strahlenfederkranz des Auges oben sehr schmal . **15. Käuzchen, Surnia** Dumér.
      - Die 5. und 6. Schwinge $6^1/_2$ cm resp. $4^1/_2$ cm vom Ende auf der Außenfahne mit Verengung; der Strahlenkranz über dem Auge fast ebenso breit wie unter demselben . **16. Waldkauz, Syrnium** Sav.
  - Die Außenfahne aller Schwingen ohne Verengung; die Brustfedern gelblich, jede mit einem 1—2 mm breiten rundlichen Fleck . . . **20. Schleierеule, Strix** L.

Eine Übersicht der Raubvogelarten nach der Lebensweise folgt am Schluß der Ordnung.

1. Der weißköpfige Aasgeier, Gyps fulvus (Gm.), N. 2 u. 338, ist in unserer Provinz noch nicht beobachtet, hat sich aber aus seiner Heimat, den Mittelmeerländern, einzeln bis Oldenburg und Mecklenburg verflogen.

2. Der Mönchsgeier, Vultur monachus L. (cinereus), N. 1, ist ebenfalls in den Mittelmeerländern heimisch und wurde ganz vereinzelt in unserer Provinz beobachtet.

3. Der **Seeadler, Haliaëtus albicilla** (L.), N. 12, 13 und 14, nistet bisweilen an den Seen des Ostens und ist im Winter an der Westküste bisweilen häufig. Seine Nahrung besteht im Sommer fast ausschließlich in großen Fischen; im Winter frißt er auch Rehkälber, Hasen und größere Vögel. Seine Füße sind zum Halten der Fische unten rauh. Über dem Wasser schwebend stürzt er sich auf die erspähte Beute und wird von großen Fischen, wie der Flußadler, bisweilen in die Tiefe gezogen. Die an jenen festsitzend gefundenen Krallen beweisen dies. Das Nest findet man im Mai im Gipfel starker Bäume. Es besteht aus Reisern, Halmen und Haaren und enthält 2 (—3) kurz ovale, meist weiße, seltener olivenbraun gefleckte Eier.

Digitized by Google

4. Die Arten der Gattung **Falco**:

- **Die Mittelzehe mit Kralle über doppelt so lang als die Schnabelfirste.**
  - Die Außenzehe höchstens $1^1/_{10}$ mal so lang als die Innenzehe (beide ohne Kralle gemessen); der Schwanz ragt 5 cm oder mehr über die Flügelspitze vor (Hierofalco).
    - Schwanzfedern weiß mit dunklen Querflecken oder Querbinden. N. 22, 1 u. 2; 390, 1, aus Grönland, einigemal auf Helgoland beobachtet . . . . **Jagdfalk, F. candicans** Gm.
    - Schwanzfedern auf der Außenfahne höchstens mit weißen Flecken.
      - Schwanzfedern hell und dunkel quergebändert, N. 391, 1 u. 2; verfliegt sich aus dem Norden Europas selten im Winter zu uns . . . . . **Gierfalke, F. gyrfalco** L.
      - Außenfahne der Schwanzfedern auf dunklem Grunde hell gefleckt. Südeuropa, einmal auf Helgoland . . . . . **F. sacer** Gm.
  - Außenzehe wenigstens $1^1/_{10}$ mal so lang als die Innenzehe; Schwanz höchstens 3 cm oder garnicht über die Flügelspitze vorragend (Falco).
    - Schnabelfirste bis 18 mm lang, anliegender Flügel unter 26 cm.
      - Schwanzfedern auf der Unterseite der Innenfahne mit 10 bis 12 dunklen Querbinden oder Flecken, am Auge ein abwärts laufender dunkler Fleck. N. 25 . . . . . **Lerchenfalk, F. subbuteo** L.
      - Schwanzfedern auf der Unterseite der Innenfahne mit 7—8 dunklen Querbinden oder Flecken; unter dem Auge kein scharf abgegrenzter, dunkler Fleck. N. 27 . . . . . **Merlinfalk, F. aesalon** Tunst.
    - Schnabelfirste 23 mm lang und darüber; Flügel wenigstens 28 cm lang.
      - Vom Auge verläuft eine dunkle Binde nach unten; nackte Schnabelfirste über 27 mm lang. N. 24 u. 25. . . . . **Wanderfalk, F. peregrinus** Tunst.
      - Ohne dunklen Fleck unter dem Auge; Schnabelfirste höchstens 27 mm lang.
        - Die Beinfedern schwarzbraun bis rotbraun ohne dunkle Längsstriemen; anliegender Flügel unter 33 cm lang. Mittelmeerländer; wurde einmal auf Helgoland gesehen . . . . . F. eleonorae Gené.
        - Die Beinfedern mit dunklen Längsstreifen; Flügel wenigstens 33 cm lang. Nordostafrika, einmal auf Helgoland. **F. tanypterus** Lichtst.
- **Die Mittelzehe nicht doppelt so lang als die Schnabelfirste (Cerchneis).**
  - Die Krallen weißgelblich; die erste Schwinge 2 cm vor dem Ende 8 mm breit.
    - Füße und Wachshaut des Schnabels rotgelb; Rücken blaugrau gebändert oder schieferschwarz. N. 28 . . . . . **Rotfußfalk, T. vespertinus** L.
    - Füße und Wachshaut schwefelgelb; Rücken rostrot. N. 29. Mittelmeerländer, dreimal auf Helgoland beobachtet . . . . . Rötelfalk, F. tinnunculoides Temm. (cenchris, naumanni).
  - Die Krallen schwarz; die erste Schwinge 2 cm vor dem Ende 10—11 mm breit; Rücken mit rotbrauner Grundfarbe. N. 30 . . . . . **Turmfalk, F. tinnunculus** L.

Der **Lerchen-** oder **Baumfalk, F. subbuteo** L. ist im Osten und Süden der Provinz nicht eben selten und zieht von October bis April bis Südeuropa. Er stößt besonders auf Lerchen und Schwalben, frißt aber auch größere Käfer, Heuschrecken ꝛc. Sein Nest steht in den Zweigen hoher Bäume, oft auf alten Nestern von Raben, Krähen und Bussarden, seltener in einer weiten Baumhöhle. Es besteht aus Reisern mit Moos und Haaren im Innern und enthält 3 bis 4 kurzovale Eier, welche 34—41 mm lang und dicht olivenbraun bespritzt und schwärzlich gefleckt sind.

Der **Merlin-, Zwerg-** oder **Steinfalk, F. aesalon** Tunst. (regulus) wird

Digitized by Google

selten im März und April und dann wieder im September bis November beobachtet, an der Westküste und auf Helgoland häufiger. Er brütet im Norden Europas und zieht im Winter bis Südeuropa. Die Nahrung ist der der vorhergehenden Art gleich.

Fig. 74. Schnabel vom Wanderfalken.

Der **Wander-** oder **Taubenfalk, F. peregrinus** Tunst. (communis) wird wie die vorhergehende Art bei uns nur auf dem Zuge beobachtet, aber häufiger. Er nistet in großen Nadelholzwäldern und zieht im Winter bis Südeuropa. Seine Nahrung besteht in kleineren und größeren Vögeln bis zur Größe der Gans, besonders aber in Tauben und Rebhühnern. Der **Rotfuß-** oder **Abendfalk, F. vespertinus** L. (rufipes), kommt sehr selten auf dem Zuge im Mai oder September vor und soll auch im Sommer beobachtet sein. Er brütet in Osteuropa und zieht im Winter bis Damaraland.

Der **Turm-** oder **Rüttelfalk, F. tinnunculus** L. ist von allen Falken am häufigsten, besonders in den mittleren und westlichen Teilen der Provinz. Er sucht seine Nahrung auf freiem Felde. Sie besteht in Mäusen, jungen Vögeln, Eiern, Heuschrecken ꝛc., seltener frißt er Frösche und Eidechsen. Das Nest findet man vom Mai bis Juni in Mauerlöchern oder Baumhöhlen, seltener auf alten Krähennestern, meist fern vom Wald. Die Unterlage besteht, wenn sie überhaupt vorhanden ist, aus einigen Halmen, Federn und Haaren. Die 4 (—6) Eier sind denen des Lerchenfalken ähnlich. Die meisten Tiere dieser Art ziehen im Winter fort, einzeln bis Mittelafrika.

5. Die Arten der Gattung **Milvus**:

Die mittleren Schwanzfedern einfarbig, hell rostrot, 9 cm kürzer als die äußersten. N. 31,1 . . . . . **Gabelweih, M. milvus** (L.)

Die mittleren Schwanzfedern, wie die übrigen, dunkelgraubraun, mit dunkleren Querbinden, 2 cm kürzer als die äußersten. N. 31,2 . . Schwarzer Milan, M. migrans Bodd.

Die **Gabelweihe** oder der **rote Milan, M. milvus** (L.) (regalis ictinus) ist überall häufig; in langsamen Kreisen zieht er über die Felder hin, um sich auf die erspähte Beute, welche in sitzenden oder kriechenden Tieren, jungen Hasen, Mäusen, Reptilien, Fröschen, Heuschrecken und jungen Vögeln (auch Küchlein und junge Gänse) besteht, herabzustürzen. Von October bis Anfang März zieht er fort, einzeln bis Nordafrika. Er brütet von April bis Mai in Feldhölzern, welche alte Bäume enthalten. Das Nest besteht aus Reisern, Halmen und Moos und ist innen meist mit Papier und Lumpen ausgelegt. Es enthält 3 Eier, welche etwa 52 mm lang und meist spärlich olivenbräunlich, verwischt gefleckt sind.

Der **schwarze Milan, M. migrans** Bodd (niger, ater, korschun) verfliegt sich von Südosteuropa im Sommer einzeln bis Südholstein.

6. Der Schlangen- oder Natternadler, Circaëtus gallicus (Gm.) (brachydactylus), N. 15, ist in der Provinz selten und zieht von October bis April bis Nordafrika. Seine Lieblingsnahrung sind Schlangen und Frösche. Giftige

Digitized by Google

Schlangen weiß er geschickt zu packen. Er ist nicht giftfest, wie der Igel. Einzeln wurde der Schlangenadler nistend angetroffen. Das Nest steht auf Bäumen, besteht aus trockenen Zweigen und wird innen oft mit grünem Laub ausgelegt. Es enthält 1 (—2) bläulichweiße Eier.

7. Der **Fisch-** oder **Flußadler, Pandion haliaëtus** (L.), N. 16, ist von April bis Ende September nicht selten und zieht im Winter bis Nordafrika. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich in Fischen bis zu 1 kg schwer. Wie beim Seeadler sind deshalb seine Füße rauh. Er brütet von Mai bis Juni in größeren Wäldern, neben Gewässern. Das Nest steht auf hohen Bäumen und besteht aus Zweigen, Moos ꝛc. Die 3—4 Eier sind 55—58 mm lang, glanzlos, weißlich, olivenbraun bis schwarz gefleckt, besonders am stumpfen Ende. Das allein brütende Weibchen wird vom Männchen mit Futter versorgt.

8. Der **Wespen-Bussard, Pernis apivorus** (L.), N. 35 und 36, ist von April bis October einzeln anzutreffen. Im Winter zieht er bis Mittelafrika. Er frißt größere Käfer, Raupen, Frösche, Eidechsen, Mäuse und junge Nestvögel, besonders gerne aber Wespen- und Hummelbrut. Die stechenden Insekten werden, quer im Schnabel, so zerbissen, daß das Stachelende zurückbleibt. Das Nest findet man von Mai bis Juni auf den höchsten Bäumen. Es ist aus trockenen und Laubreisern gebaut und mit Moos, Haaren und Federn gefüttert. Die 2—3 Eier sind rostgelb, rotbraun, verwaschen gefleckt und bespritzt.

9. Die Arten der Gattung **Astur:**

Nackte Schnabelfirste bis 22 mm, anliegender Flügel bis 26 cm lang; Mittelzehe bis zum Trennungspunkt von den anderen Zehen quer getäfelt. N. 19 u. 20 . . . . . **Sperber, A. nisus** (L.)

Nackte Schnabelfirste über 25 mm, Flügel wenigstens 28 cm lang. Mittelzehe im oberen Teil mit sechseckigen Tafeln. N. 17 u. 18 . . . . **Habicht, A. palumbarius** (L.)

Der **Sperber-** oder **Finkenhabicht, A.** (Accipiter, Nisus) **nisus** (L.) ist in allen dichten Wäldern der Provinz zu treffen. Im Winter ziehen die Männchen nach Südeuropa. Die Nahrung besteht besonders in kleinen Singvögeln, seltener fängt er Tauben und Hasen, Insekten und Mäuse. Das Nest findet man besonders auf Fichten in geringer Höhe, nahe am Stamm. Es besteht aus Reisern und ist oft mit Moos und Haaren gefüttert. Die 3 bis 4 (—7) Eier sind kurzoval, 36—38 mm lang, olivenbräunlich bis schwarz, mehr oder weniger dicht, oft sehr groß gefleckt. Das kräftigere und mutigere Weibchen brütet allein.

Der **Habicht** oder **Hühnerhabicht, A. palumbarius** (L.) ist ebenfalls in waldigen Gegenden ein häufiger Brutvogel, der auch im Winter bei uns bleibt. Er stößt auf Vögel bis zur Krähengröße, besonders gern auf Tauben und Rebhühner, selten frißt er Mäuse und junge Hasen. Das Nest steht auf hohen Bäumen, besteht aus trockenen Reisern, Moos ꝛc. und ist oft mit grünen Nadelholzreisern besteckt. Die 3—4 Eier sind etwa 55 mm lang, länglicher, entweder weiß, seltener wie die des Sperbers mit Flecken. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen gefüttert.

Digitized by Google

10. Die Arten der Gattung **Circus** (Strigiceps):

- Nackte Schnabelfirste über 30 mm lang; alle Schwanzfedern dunkelbraun, ohne Querbänder. N. 37 u. 38, 1 . . . . . **Rohrweih, C. aeruginosus** (L.)
- Nackte Schnabelfirste bis 27 mm lang; die äußeren Schwanzfedern immer quergebändert.
  - Die Außenfahne der 5. Schwinge ebenso wie die der 4. vor der Spitze plötzlich verengt (vgl. Fig. 66). N. 38, 2 u. 39, 1—2 . **Kornweih, C. cyaneus** (L.)
  - Die Außenfahne der 4., aber nicht der 5. Schwinge, verengt.
    - Die Verengung der **Innen**fahne ist bei der 1. Schwinge etwa 2 cm vom Ende der oberen Flügeldeckfedern entfernt. N. 40 . . . . . **Wiesenweih, C. pygargus** (L.)
    - Die genannte Verengung liegt nahe dem Ende der oberen Flügeldeckfedern. Aus Südosteuropa, einmal auf Helgoland geschossen, VIII . . . . Steppenweih, C. macrurus (Gm.) (pallidus).

Die **Rohr-** oder **Sumpfweihe**, C. **aeruginosus** (L.) (korschun, rufus) ist in größeren Rohrfeldern auf Mören und an Seen überall anzutreffen und zieht von October bis März bis Mittelafrika. Meist lauert sie im Schilf, sitzend auf Beute. Sie frißt fast ausschließlich Wasser- und Sumpfvögel und deren Eier; Frösche, Fische und Insekten nur, wenn sie jene nicht haben kann. Das Nest findet man im Mai und Juni zwischen Schilf und auf Graskufen. Es bildet einen Haufen von Stengeln und Halmen und enthält 4 (—6) grünlichweiße, längliche, 40—49 mm lange, wenig glänzende Eier.

Die **Kornweihe**, C. **cyaneus** (L.) (pygargus) findet man besonders auf den fruchtbaren Marschfeldern. Sie zieht vom November bis März nach den Mittelmeerländern. Die Nahrung besteht aus kriechenden Tieren, Mäusen, Heuschrecken, Eidechsen, Fröschen, jungen Hasen und jungen Vögeln. Das Nest findet man im Mai und Juni am Boden zwischen Buschwerk, Getreide oder Schilf. Es ist ein Haufen von Halmen, innen mit etwas Moos, Haaren und Federn gefüttert. Die 4—5 (6) Eier sind kurzoval, 40—46 mm lang, grünlichweiß, oft mit einzelnen Flecken versehen.

Die **Wiesenweihe**, C. **pygargus** (L.) (cinereaceus) ist der Kornweihe gegenüber ein mehr südlicher Vogel, der namentlich in den Mittelmeerländern zu Hause ist und nur sehr selten bei uns noch brütend angetroffen wird, in ihrer Lebensweise aber vollkommen jener entspricht.

11. Der **Bussard** oder **Mäusebussard**, Buteo buteo (L.) (vulgaris), N. 32 und 33, ist unser häufigster Raubvogel. In strengen Wintern ziehen die meisten südlich. Mäuse bilden seine Lieblingsnahrung. Daneben frißt er auch Frösche Reptilien, Insekten, junge Vögel, selten auch junge Hasen und Eier. So wird er, namentlich wenn er Junge zu füttern hat und im Winter, der Jagd schädlich, während er für die Landwirtschaft als sehr nützlicher Vogel bezeichnet werden muß. Das Nest findet man im April und Mai auf der Astgabel eines größeren Baumes, mitunter auf einem alten Krähennest. Meist wird das vorjährige Nest wieder benutzt. Es besteht aus Reisern, innen aus Moos und grünen Zweigen. Die 3—4 Eier sind kurzoval, 48—54 mm lang, auf weißlichem Grunde, mehr oder weniger olivenbräunlich, verwischt gefleckt.

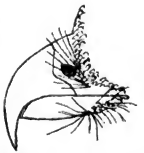


Fig. 75. Schnabel vom Rauhfußbussard.

Digitized by Google

12. Der **Rauhfußbussard**, **Archibuteo lagopus** (Gm.), N. 34, ist der nördliche Vertreter des Vorigen, der von September bis April oft in großen Scharen, auf dem Zuge beobachtet wird.

13. Arten der Gattung **Aquila:**

Anliegender Flügel 63—70 cm, nackte Schnabelfirste 63—68 mm lang. N. 8, 9 u. 339 . . . . . **Steinadler, A. chrysaëtus** (Gm.)

Flügel 48—51 cm, Schnabelfirste 44—50 mm lang. N. 10 u. 11 . . . . . **Schreiadler, A. naevia** (Gm.)

Der **Gold-** oder **Steinadler, A. chrysaëtus** (L.) (fulvus) ist in den Gebirgen Europas zu Hause und kommt im Winter nicht selten zu uns. Er frißt Säugetiere und Vögel bis zur Größe der Reh- und Hirschkälber.

Der **Schreiadler, A. naevia** (Gm.) (maculata, pomarina) ist in der Provinz selten. Er zieht von October bis März nach Südeuropa. Er frißt besonders Frösche, seltener Wasservögel, Mäuse, junge Hasen und Insekten. Sein Nest fand man selten in der Provinz, im Mai und Juni. Es steht auf Laubholzbäumen. Als Unterlage dient meist ein altes Bussard- oder Habichtnest, welches innen mit grünem Laub ausgelegt wird. Die 2 (—3) Eier sind mehr oder weniger gefleckt.

14. Die Zwergohreule, Scops (Pisorhina, Ephialtes) scops (L.) (giu), N. 43, 3, ist in Südeuropa zu Hause und wurde einmal auf Helgoland erbeutet.

15. Arten der Gattung **Surnia:**

Der Schwanz über 16 cm lang; die Federn der Brust mit schmalen, dunklen Querbändern oder ganz weiß.

- Grundfarbe des Gefieders und die äußerste Schwanzfeder reinweiß; die mittelsten Schwanzfedern 24 cm lang. N. 41. Kommt ziemlich selten aus dem hohen Norden im Winter zu uns . . . . . Schnee-Eule, S. (Nyctea) scandiaca (L.)
- Äußerste Schwanzfeder braun mit weißen Querbinden; mittlere Schwanzfedern 18 cm lang. N. 42, 2. Kommt sehr selten, in strengen Wintern, aus dem Norden zu uns . . . . . Sperber- oder Habichtseule, S. ulula (L.) (funerea, nisoria).

Der Schwanz bis 8 cm lang; die Federn der Brust mit unregelmäßigen Flecken oder Längsstreifen.

- Zehen dicht befiedert; anliegender Flügel unter 14 cm lang. N. 43, 1 u. 2. Kommt sehr selten im Winter aus dem Nordosten Europas zu uns . Sperlingseule, S. (Glaucidium) passerina (L.) (acadica).
- Zehen beborstet; Flügel über 14 cm lang. N. 48, 1 . . . . . **Käuzchen, S.** (Carine) **noctua** (Retz.)

Der **Steinkauz** oder das **Käuzchen, S.** (Athene, Carine) **noctua** (Retz.) ist in der Provinz nicht selten. Er hält sich besonders in der Nähe menschlicher Wohnungen auf und nährt sich von Mäusen, kleinen Vögeln und größeren Insekten. Er setzt sich bei Tage besonders gern auf alte Baumäste und drückt sich fest an; wegen seiner ähnlichen Farbe wird er dann nicht leicht bemerkt. Seine Stimme ist „pupu" und „kuwitt." Der letztere schrille Ruf, der dem Ruf der folgenden Art gleicht, wird von abergläubigen Leuten als „Komm' mit!" gedeutet und deshalb der Vogel als Vorbote des Todes angesehen, zumal wenn er vor dem Fenster eines Krankenzimmers erscheint, durch das einzige in der Nacht noch erleuchtete Fenster angelockt. Das Käuzchen nistet in Häusern oder Höhlen von Kopfweiden. Im April und Mai findet man die 4—5 (—7) weißen, rundlichen Eier ohne jegliche Unterlage.

Digitized by Google

16. Der Waldkauz, Syrnium (Ulula) **aluco** (L.), N. 46 u. 47, ist überall in der Provinz, wo es alte Bäume giebt, eine der gemeinsten Eulen. Seine Nahrung besteht in Mäusen aller Art, Maulwürfen und größeren Insekten. Seltener frißt er Vögel und ganz junge Hasen. Seine Stimme ist ein dumpfes „huhuhuhu" und ein schrilles „kuwitt," welches wie beim Käuzchen gedeutet wird. Das Nest findet man im März bis April in weiten Baumhöhlen, seltener in Gebäuden oder auf alten Krähennestern. Es besteht aus wenigem Moos und einzelnen Federn. Die 3—5 Eier sind rundlich, weiß.

17. Arten der Gattung **Otus** (Asio, Aegolius):

Kopf jederseits mit einem mindestens 3 cm langen, abstehenden Ohrfederbüschel. N. 45, 1 . . . . . **Waldohreule, O. otus** (L.)

Kopf mit kaum merklich abstehenden Ohrfedern. N. 45, 2 . . . . . **Sumpfohreule, O. accipitrinus** (Pall.)

Die **Waldohreule, O. otus** (L.) ist in dunklen Wäldern der Provinz, namentlich im Winter nicht selten. Die Nahrung besteht in Mäusen aller Art, Fröschen, großen Insekten und Vögeln. Sie legt auf alte Nester größerer Vögel oder Eichhörnchen im April 4 fast runde, 38—41 mm lange, weiße Eier. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen mit Nahrung versorgt.

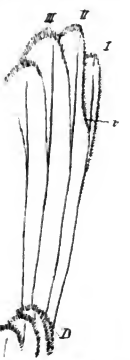


Fig. 76. Flügelende von der Sumpfohreule. I—III die drei ersten Schwingen, v. Verengung auf der Außenfahne der zweiten Schwinge, D. obere Flügeldeckfeder.

Die **Sumpfohreule, O. accipitrinus** (Pall.) (brachyotus) ist in allen Sümpfen und Mooren der Provinz und im Strandhafer des Meeresufers häufig, namentlich im Winter. Ihre Nahrung besteht in Mäusen, Fröschen, Vögeln, Mistkäfern ꝛc. Sie nistet im Mai zwischen Gras und Schilf am Boden. Das Nest besteht aus einigen Halmen und trockenem Moos. Die 3—4 Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich.

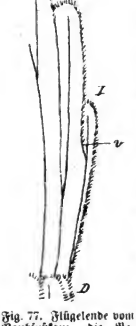


Fig. 77. Flügelende vom Rauhfußkauz, die Bezeichnungen wie in Fig. 76.

18. Der Uhu, Bubo bubo (L.) (maximus, ignavus), N. 44, ist jedenfalls sehr selten in der Provinz. Er liebt besonders düstere Gebirgswälder. Er frißt alle Tiere, deren er habhaft werden kann, bis zur Größe der Hirsch- und Rehkälber. Das Nest steht auf einem alten abgebrochenen Baum, besteht aus trockenen Reisern und Laub und enthält im April 2—3 (4) rundliche, weiße Eier. Sein Geschrei hat die Sage vom wilden Jäger veranlaßt.

19. Der Rauhfußkauz, Nyctale tengmalmi (Gm.), N. 48, 2 und 3, kommt ziemlich selten in finstern Wäldern vor; er liebt besonders die Nadelholzwälder der Gebirge. Die Nahrung besteht in Mäusen aller Art, kleinen Vögeln und großen Insekten. Das Nest findet man im April und Mai in Baumhöhlen. Es enthält 4 rundliche, weiße Eier.

Digitized by Google

Die **Schleier-** oder **Perleule, Strix flammea** L. ist das ganze Jahr hindurch überall in der Provinz häufig. Ihre Nahrung besteht besonders in Mäusen, auch in Wasserspitzmäusen, welche sie am Rande der Gewässer fängt. Sie nistet im April und Mai. Ihre 6—9 rundlichen, etwa 34 mm langen, etwas glänzenden weißen Eier findet man meist ohne Unterlage, besonders vor dem Giebelloch in hohen Strohdachscheunen. Ihr heiseres Geschrei setzt, wer der Ruf des Käuzchens und des Waldkauzes, abergläubige Menschen oft in Schrecken.

Übersicht der heimischen Raubvögel nach der Lebensweise:

- **Es gehen nachts auf Beute aus:**
  - **In der Nähe menschlicher Wohnungen:**
    - Größere Art, die erst bei vollkommener Dunkelheit auf Beute ausfliegt . . . . . **Strix flammea L.**
    - Kleinere Art, die schon vor Sonnenuntergang auf Beute ausfliegt . . . . . **Surnia noctua (Retz.)**
  - **An Waldrändern oder in Wäldern:**
    - In sumpfigem Gelände lebend, nistet auf dem Boden . . . . . **Otus accipitrinus (Pall.)**
    - In düstern Nadelholzwäldern der Gebirge heimisch, bei uns deshalb selten:
      - Kleinere Art, die nur von Mäusen, Insekten und kleinen Singvögeln lebt . . . . . **Nyctale tengmalmi (Gm.)**
      - Größere Art, die auch größere Tiere bewältigen kann . . . . . **Bubo bubo (L.)**
    - Es haben keine Vorliebe für Tannenwälder oder Gebirge:
      - Nur in größeren Wäldern, kommt schon früh am Abend hervor und nistet auf alten Nestern anderer Vögel . . . . . **Otus otus (L.)**
      - Auch in Feldhölzern und neben Gebäuden, später hervorkommend, besonders in hohen Bäumen nistend . . . . . **Syrnium aluco (L.)**
- **Es jagen bei Tage oder in der ersten Dämmerung:**
  - **An Sümpfen oder Gewässern jagend:**
    - Es tauchen und fressen fast nur Fische:
      - Größere Art, die im Winter bleibt und dann auch andere Nahrung zu sich nimmt . . . . . **Haliaëtus albicilla (L.)**
      - Kleinere Art, die nur Fische frißt und im Winter fortzieht . . . . . **Pandion haliaëtus (L.)**
    - Es taucht nicht und lebt im Schilf von Wasser- und Sumpfvögeln und deren Eiern . . . . . **Circus aeruginosus (L.)**
  - **Es sind unabhängig von Sümpfen und Gewässern:**
    - Es frißt nur Aas und ist bei uns sehr selten . . . . . **Vultur monachus L.**
    - **Es fressen lebende Tiere:**
      - Es fressen mit Vorliebe Reptilien, Frösche oder Insekten:
        - Es frißt besonders Insekten (Hummel- und Wespenbrut, Heuschrecken ꝛc.) . . . . . **Pernis apivorus (L.)**
        - Es fressen besonders Frösche und Schlangen:
          - Ein südlicher Vogel, der bei uns selten ist und am liebsten Schlangen frißt . . . . . **Circaëtus gallicus (L.)**
          - Ein östlicher Vogel, der besonders Frösche frißt . . . . . **Aquila naevia (Gm.)**
      - Es fressen am liebsten warmblütige Tiere:
        - Großer Gebirgsvogel, der nur im Winter zu uns kommt und selbst Rehkälber überwältigt . . . . . **Aquila chrysaëtus (L.)**
        - Kleinere Arten, welche keine besondere Vorliebe fürs Gebirge haben:
          - Es stoßen geschickt auf fliegende Vögel:
            - Größere Arten, welche besonders auf Tauben u. Rebhühner stoßen:
              - Es ist bei uns das ganze Jahr . . . . . **Astur palumbarius (L.)**
              - Es kommt bei uns nur auf dem Zuge vor . . **Falco peregrinus (Tunst.)**
            - Kleinere Arten, welche auf Singvögel stoßen:
              - Es brüten bei uns:
                - Es kommt bei uns nur auf dem Zuge vor . . . . . **Falco aesalon Gm.**
                - Es jagt mehr im Gebüsch auf Finken, Sperlinge ꝛc. . . **Astur nisus (L.)**
              - Es jagt mehr auf freiem Felde auf Schwalben, Lerchen ꝛc. . . . . **Falco subbuteo L.**
          - Es fressen kriechende und sitzende Tiere, besonders Mäuse und junge Vögel, dazu auch Insekten, Frösche ꝛc.:
            - Es jagt besonders auf dannleeren Ebenen und brütet am Boden . . . . . **Circus cyaneus (L.)**
            - Es nisten auf Bäumen:
              - Es streichen umher um Nahrung zu suchen:
                - Größere, wenig gewandte Art, welche langsam kreisend die Beute erspäht, auch junge Hühnchen, Gänse und Aas frißt . . **Milvus milvus L.**
                - Kleinere, gewandtere Art, welche rüttelnd die Beute erspäht und neben Mäusen, jungen Singvögeln und Insekten auch alte Singvögel fängt . . **Falco tinnunculus L.**
              - Es sitzt meist auf erhabener Warte und lauert auf Beute . . . . . **Buteo buteo (L.)**

Digitized by Google

IV. 5. Gallinae, Hühner.

Übersicht der Gattungen.

- Die Klappe über dem Nasenloch und die Beine, wenigstens bis zur Wurzel der Zehen, befiedert.
  - Füße mit 4 Zehen, nur bis zur Zehenwurzel befiedert . . . . . **1. Waldhuhn, Tetrao** L.
  - Füße mit nur 3 Zehen, diese bis zu den Krallen dicht befiedert . . . **2. Steppenhuhn, Syrrhaptes** Ill.
- Die Nasenklappe nackt (Fig. 18); der Lauf nur bei einigen Rassen des Haushuhns bis zu den Zehen befiedert.
  - Anliegender Flügel höchstens 18 cm, nackte Schnabelfirste höchstens 16 mm lang.
    - Flügel höchstens 12 cm, Schnabelfirste höchstens 11 mm lang; die Flügel reichen bis zum Ende des Schwanzes . . . . . **3. Wachtel, Coturnix** Bonn.
    - Flügel über 16 cm, Schnabelfirste über 13 mm lang; der Schwanz ragt wenigstens 3 cm unter den anliegenden Flügeln vor . . . **4. Rebhuhn, Perdix** Brünn.
  - Flügel über 18 cm, Schnabelfirste wenigstens 20 mm lang; zwischen den Nasenlöchern zuweilen ein fleischiger Kamm.
    - Kopf und obere Hälfte des Halses nackt oder mit nur einzelnen dünnen Borsten bekleidet.
      - Auf der Mitte der Stirn ein herabhängender Fleischzapfen; die Schwanzfedern 30 cm lang, weit aus dem Federkleid vorragend; die Federn der Körperoberseite breit abgestutzt . . . . . **5. Truthuhn, Meleagris** L.
      - An den Seiten des Oberkiefers, hinten je ein herabhängender Hautlappen; der 16fedrige Schwanz höchstens 15 cm lang, nicht unter den Deckfedern vorragend; Federn der Oberseite gerundet . . . . . **6. Perlhuhn, Numida** L.
    - Kopf nicht ganz unbefiedert.
      - Auf der Mitte des Schnabels ein zwischen oder vor den Nasenlöchern beginnender, fleischiger Kamm . . . . . **7. Haushuhn, Gallus** Temm.
      - Auf dem Schnabel kein fleischiger Kamm.
        - Kopf oben mit aufgerichteten Federn; der 20 fedrige Schwanz wird namentlich beim Männchen von den mit schöngefärbten Augen versehenen Schwanzdeckfedern weit überragt . **8. Pfau, Pavo** L.
        - Kopf ohne Haube; der 18 fedrige Schwanz ragt 20 cm und mehr unter den Deckfedern vor . . . . . **9. Fasan, Phasianus** L.

Die Übersicht der einheimischen Gattungen nach der Lebensweise findet man mit der der Singvögel vereinigt.

1. Das Birk- oder Spielhuhn, Tetrao (Lyrurus) **tetrix** L., *N.* 157, kommt in einzelnen Gegenden des Mittelrückens der Provinz vor und bleibt auch im Winter bei uns. Der Hahn ist fast ganz schwarz, der Schwanz schön leierförmig; die Henne, welche das Brüten übernehmen muß, ist heller und dunkler wellig quergestreift und deshalb am Boden weniger leicht zu entdecken. Das Birkhuhn liebt Heidegegenden mit einzelnen Tannen oder Birken und nährt sich von Blättern, Knospen, Beeren und Insekten. Im Mai beginnt die Fortpflanzungszeit. Auf dem sogenannten Balzplatz führt dann der Hahn, schon vor Sonnenaufgang, die eigentümlichsten Bewegungen aus und läßt dabei ein lautes Kollern vernehmen. Die Hennen, durch die Stimme angelockt, sammeln sich und sehen dem Schauspiel zu. Auf einen Hahn kommen etwa 3—4 Hennen. Das Nest ist eine einfache Bodenvertiefung zwischen Heidekraut, Besenpfriemen ꝛc., welche bisweilen mit einigen Halmen ausgelegt wird. Die

Digitized by Google

6—10 (—16) Eier sind so groß wie kleine Hühnereier, von gelbbräunlicher Farbe, dunkler braun gefleckt.

2. Das Steppenhuhn, Syrrhaptes paradoxus (Pall.) ist in den Steppen Mittelasiens zu Hause und besitzt, wie die Steppe, eine gelbbrännliche Färbung. In einzelnen Jahren (1863, 1888) verflogen sich kleine Trupps bis in unsere Provinz; einzelne sollen auch gebrütet haben. Obgleich dieselben dem allgemeinen Schutze empfohlen wurden, konnten sie sich nicht unter den vollkommen abweichenden Lebensbedingungen erhalten.

3. Die Wachtel, Coturnix (Ortygion) **coturnix** (L.), N. 166, kommt auf den fruchtbaren Äckern der Provinz bald mehr, bald weniger häufig vor und ist durch ihren Schlag („Flick de Büx") bekannt. Am häufigsten trifft man sie im Südosten. Sie zieht vom Oktober bis Mai bis Mittelafrika. Ihre Nahrung besteht besonders in Sämereien; die Jungen fressen zunächst fast ausschließlich Insekten, Würmer ꝛc. Die Wachtel brütet im Juni und Juli in Getreidefeldern und lebt dabei wohl nicht streng paarig. Das Nest ist eine kleine Bodenvertiefung, mit einzelnen Halmen ausgelegt. Die 10—14 (—16) Eier sind 27—32 mm lang, graugelblich mehr oder weniger dicht und groß olivengrünlich und schwärzlich gefleckt.

4. Das Reb- oder Feldhuhn, Perdix (Starna) **perdix** (L.) (cinerea), N. 163, ist ebenfalls auf fruchtbaren Äckern mit Knicks häufig, in der Marsch seltener. Es besitzt, wie die Wachtel, die graue Farbe des Bodens und läßt sich diesem Schutz entsprechend nicht gar zu leicht zum Auffliegen bewegen. Die Brütezeit beginnt Anfang Mai. Das Nest besteht aus einer einfachen, mit einzelnen Halmen ausgelegten Bodenvertiefung, entweder im Getreide oder in einem Knick ꝛc. Die 9—20 Eier sind 32—34 mm lang, einfarbig grau. Wird ein Huhn bei der ersten Brut gestört, so findet man, oft viel später, ein Nest mit einer geringeren Zahl von Eiern. Das Weibchen brütet allein und verläßt die Eier nur kurze Zeit, um Nahrung aufzunehmen. Das Männchen, welches mit dem Weibchen eine lebenslängliche Ehe eingeht, wenn es nicht mit Gewalt von diesem getrennt wird, bleibt in der Nähe und hält Wache. Droht Gefahr, so wird das Weibchen von ihm gewarnt. Die Jungen bleiben während des ganzen Winters bei den Alten (Volk, Kette); nur wenn die Eltern zu Grunde gehen, schließen sie sich einer anderen Familie an.

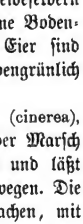


Fig. 78. Schnabel vom Rebhuhn. d. Nasenklappe.

5. Das Truthuhn oder der Puter, Meleagris gallopavo L. ist als Haustier allgemein verbreitet. Es wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts aus Mexiko, wo es schon als Haustier gehalten wurde, nach Europa gebracht.

6. Das Perlhuhn, Numida meleagris L. ist ebenfalls ein weit verbreitetes Haustier. Es stammt aus Afrika.

7. Das Haushuhn, Gallus gallus L. (domesticus) wird, in vielen stark von einander abweichenden Rassen, überall als Haustier gehalten. Man nimmt an, daß alle von einer südostasiatischen Art G. bankiva Temm., einer Art, welcher das gewöhnliche Bauernhuhn noch sehr nahe kommt, abstammen.

Digitized by Google

8. Der **Pfau, Pavo cristatus** L. findet sich ebenfalls vielfach als Haustier. Er variiert sehr wenig und stimmt noch völlig mit den in Indien wild lebenden Tieren überein. Zur Zeit Alexanders kam er zuerst nach Europa.

9. Der **Fasan, Phasianus colchicus** L. stammt aus Mittelasien. Er liebt fruchtbare Felder mit Gebüsch und fließendem Wasser und ist auf einer Reihe von Gütern des Ostens der Provinz, welche den angegebenen Bedingungen entsprechen, ausgesetzt. Die Nahrung besteht in Körnern, Blättern, Insekten, Schnecken und Würmern. Zur Paarung versammelt der Hahn 6—8 Hennen um sich. Das Nest ist eine mit wenigen Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Die 8—12 Eier sind von grauer Farbe.

Die Danewirke.*)

Von **J. Callsen** in Flensburg.

In der neuesten Auflage des kleinen Meyerschen Lexikons lese ich soeben am Schlusse des oben genannten Artikels: „jetzt abgetragen." — Da ist dem Verfasser ein Irrtum passiert, der nach den Ereignissen von 1864 sich in der Vorstellung mancher festgesetzt hat. Die Dänen stehen in dem Stück der Wirklichkeit näher, wenn sie in ihrem Liede: „Danmark, deilig Vang og Vænge" (vor 1864) ihr Land als einen schönen Garten bezeichnen und mit der Klage schließen: „Eins fehlet dem Garten, die Pforte ist entzwei." Und so ist es auch. Abgetragen sind 1864 eine Anzahl Schanzen, welche von den Dänen in Verbindung mit der Danewirke und zur zeitgemäßen Verstärkung derselben errichtet waren; aber nicht die Danewirke selbst. Freilich beschädigt durch Jahrhunderte langen Einfluß von Natur und Menschen, stellenweise recht arg mitgenommen, liegt das alte historische Werk da, aber es ist doch noch immer vorhanden und wird hoffentlich auch so bald nicht verschwinden.

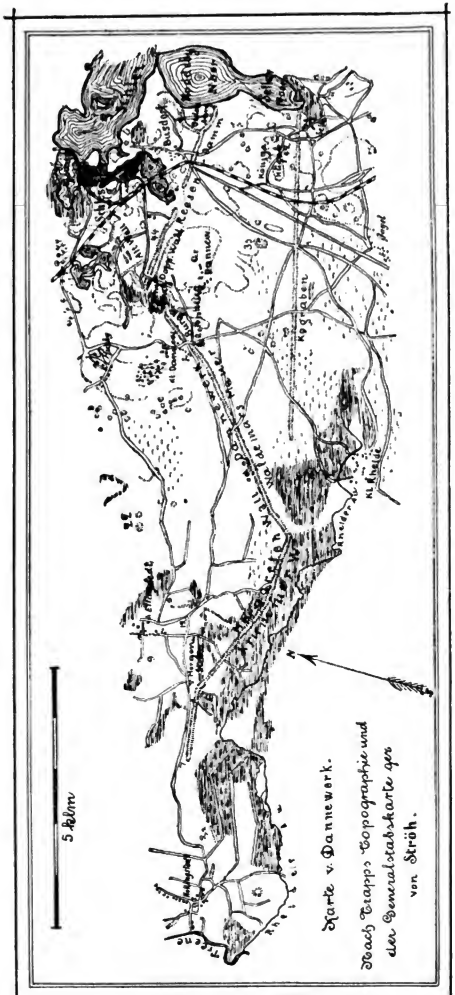
Um sich von dem jetzigen Stande des alten Walles zu überzeugen, möchte ich die Leser d. Bl. zu einem Ausflnge dorthin, wenigstens in Gedanken, einladen, es ist, nebenbei gesagt, diese Tour auch in anderer Beziehung lohnend.

Unterwegs möge aber folgende kleine historische Abschweifung zur Orientierung vorausgehen, wobei ich vorzüglich auf die Topographien von Schröder und von Trapp als meine Gewährsmänner verweise.

Die zimbrische Halbinsel bildet bekanntlich nach ihrer Lage die Brücke für den Völkerverkehr zwischen Nord und Süd, zwischen Deutschen und Skandinaviern. Beide Völker, wenn auch urprünglich verwandt, stehen sich von Anfang der historischen Zeit an meistens feindlich gegenüber. Die nordischen Völker waren von jeher argwöhnisch gegen den mehr erstarkenden südlichen Bruderstamm und schon früh darauf bedacht, sich gegen dessen Vordringen zu schützen. Zu solchem Zweck hatte einst der Chinese seine weltberühmte Mauer aufgeführt, der Britte die Piktenmauer errichtet und die Römer den weitgestreckten Römerwall

*) Die umstehende Karte stellt die Gegend des Danewerks nach der Karte aus Trapps Topographie, also vor 1864 dar; nur die Eisenbahnlinie, die Höhenzahlen und die Namen sind nach den Generalstabskarten nachgetragen. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind sehr genau auf Blatt 57 (Rendsburg) der Karte des deutschen Reichs verzeichnet.

Digitized by Google



erbaut; was lag näher, als daß auch hier die Dänen ähnlich vorgingen, zumal unsere Halbinsel dafür so günstige Verhältnisse bot. Von Osten her dringt das breite Gewässer der Schlei tief ins Land hinein und von Westen die busenförmig erweiterte Eider mit der wasserreichen Treene und deren ausgedehnten angrenzenden Sümpfen, sodaß für eine Landarmee mit den damaligen Hülfsmitteln nur eine schmale, etwa meilenlange Passage von Süd nach Nord übrig blieb.

Als nun (um 800) Karl der Große mit harter Hand das deutsche Volk zu einigen strebte und unter seiner Leitung von Sieg zu Sieg führte, da herrschte im Norden der König Gottfried, wohl der einzige Fürst, den Karl respektierte. Er ist denn auch, wie allgemein angenommen wird, der Gründer des später so gewaltigen Schutzwerkes gewesen. Er

Digitized by Google

ließ von der Spitze des von der Schlei nach Süden eindringenden Selker Noors bis an die Sümpfe der Reiderau*) einen fast eine Meile langen Wall aufwerfen mit einem Graben davor, den Kurgraben (Wacht- oder Wehrgraben) mit einem festen Waffenplatz im Osten, und einen gleichen im Westen bei dem darnach benannten Dorfe Kurburg. Gestützt auf dieses Werk glaubte Gottfried dem großen Karl trotzen, ja, angreifend gegen ihn vorgehen zu können, woran er jedoch durch einen jähen Tod gehindert wurde.

Gegen anderthalb Jahrhunderte später (um 940) unternahm es die energische und weitschauende Gemahlin Gorm des Alten, Thyra Danebod, das begonnene Werk in ganz neuer Gestalt und in größerem Maßstabe auszubauen. Sie beorderte die waffenfähige Mannschaft von Schonen, Seeland, Fühnen und Laaland zur Arbeit daran, während die Bewohner der Halbinsel für die Bespeisung dieser Menschenmenge zu sorgen hatten. Sie ließ sich auf einer bewaldeten Insel in dem jetzt ausgetrockneten Danewerker See eine hölzerne Burg, die Thyraburg, erbauen und leitete in eigener Person von da aus die drei Jahre dauernde Arbeit. Von der alten Kurburg zog sie, in nordöstlicher Richtung, an den Dörfern Klein- und Groß-Danewerk vorbei nach dem, jetzt auch trockenen, inneren Arm des Bustorfer Sees, und von da an Bustorf vorüber an das Haddebyer Noor einen gegen 40 Fuß hohen, starken Wall mit Graben und stellenweise noch mit einem kleinen Wall als Brustwehr davor. An dem Haddebyer Noor teilte sich der Wall in zwei bogenförmige Arme, an welchen die „Oldenburg" lag, eine Feste zum Schutze der ein- und ausschiffenden Streitkräfte. In das Innere des Walles wurden Baumstämme kreuz und quer hinein gelegt, um ein Durchstechen desselben zu verhindern. Ebenso wurde die Front mit aufrecht stehenden Balken besetzt, um einem Erstürmen vorzubeugen.

Zwei Hauptwege, die beiden Hauptverkehrsadern zwischen Süd und Nord, wurden von dem Wall geschnitten, nämlich: der alte „Heerweg," der sich durch die Dörfer Kl.-Danewerk, Hüsby, Schuby und Lührschau, in einem Bogen um die Stadt Schleswig herumzieht (ein südlicher Zugang zur Stadt war nicht vorhanden, der Gottorfer Damm über die Schlei ist viel jünger) und der westlich abzweigende Wegezug über Hollingstedt nach Husum und weiter. — An den Durchgängen beider Wege wurden starke hölzerne Thore, mit Türmen und anderen Werken versehen, angebracht, ersteres, das Oster-Kalegat (oder Viglesport), bei Kl.-Danewerk und letzteres, das Wester-Kalegat, bei Kurburg. Eine Verbindung zwischen beiden Thoren ging, und geht noch, außerhalb, d. h. südlich, des Walles. Auch wurden in gewissen Entfernungen auf dem Walle Wachttürme und Waffenplätze angebracht und die Thyraburg durch Zugbrücken mit dem Walle in Verbindung gebracht.

Ob sie auch den nach Westen streichenden, etwas niedrigeren Wall bis Hollingstedt, den sogenannten Krummwall, errichtet hat, der durch das Austrocknen der Reider Wiesen nötig wurde, und der auf Balken ruhen soll, ist wohl nicht ausgemacht; möglicherweise ist dieser jüngeren Datums.

*) Die Karte des deutschen Reichs schreibt: Rheide und Rheider Au.

Digitized by Google

Wieder anderthalb Jahrhunderte später, nachdem Kaiser Otto die Durchgänge und vorstehenden Balken mit Feuer vernichtet und so den Wall erstürmt hatte, ließ Svend Tveskjäg (985—1014) die äußere Seite des Hauptwalls, von Kurburg bis Kl.-Danewerk, mit einer starken Wand von roh behauenen Granitsteinen, in Lehm gemauert, versehen, und wieder anderthalb Jahrhunderte später ersetzte Waldemar der Große (1157—1182) diese inzwischen verfallene Wand durch eine 10 Ellen hohe und 3 Ellen dicke Mauer von großen Ziegelsteinen, ruhend auf den Granitsteinen der alten Wand. Er ließ ferner den Wall auf dieser Strecke oben mit Ziegeln belegen und mit einer gemauerten Brustwehr versehen. Die Stellen, wo die erforderlichen Ziegeleien gewesen, sind noch auf der Hüsbyer Feldmark erkennbar an den beim Pflügen u. s. w. sich findenden großen Ziegelsteinen. Ebenfalls wurde von ihm die Feste Kurburg verstärkt und mit Laufgräben versehen, wie auch das feste Thor bei Kl.-Danewerk noch mehr gesichert.

Endlich, 100 Jahre später, legte die Königin Margaretha (Sprengheft, auch die schwarze Margaretha genannt), die Gemahlin Christophs I. (1252 bis 1259), die letzte bessernde Hand an das Nationalwerk, weshalb auch ein großer Teil desselben, oft auch das ganze, im Volksmunde noch „Margarethenwall" genannt wird.

So stand denn nun um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Werk fertig da, an dem — jedenfalls außer mehreren nicht genannten Fürsten — 5 Herrscher in 500 Jahren stark gearbeitet haben. Es bestand, von Westen nach Osten, der Reihe nach aus folgenden Werken: den festen Plätzen bei Hollingstedt an der Treene, dem größtenteils auf Balken ruhenden Krummwall längs den Reider Wiesen bis Kurburg, dem festen Platze Kurburg zum Schutze des Wester-Kalegats, der Waldemarsmauer bis Klein-Danewerk, dem festen Platze hier zur Sicherung des Oster-Kalegats, dem Burgwall, der Thyraburg, dem Doppelwall, nördlich von Groß-Danewerk, dem Riesenwall (Reisendamm) bis Bustorf und der Feste Oldenburg am Haddebyer Noor, in einer Gesamtausdehnung von reichlich 2 Meilen.

Beachten wir nebenbei noch, daß, teilweise in Verbindung mit dieser Hauptbefestigung, teilweise selbständig, im Laufe der Zeit einzelne Schutzwerke nördlich von der Danewirke, sowie ein alter Wall zum Schutze Schwansens, und namentlich der von Knud Laward (um 1120—30) gegen die Wenden angelegte Wall zwischen Eider und Levensau, die sogenannte „Landwehr," und andere Werke vorhanden waren, und daß die Landstrecke zwischen Eider und Danewirke unbewohnt lag, dem Feinde also kein Unterkommen und keinen Schutz gewährte: so war nach der Meinung damaliger Zeit und mit Rücksicht auf die damalige Kriegsführung das dänische Reich gegen Süden sicher geschlossen. Mit der Danewirke aber war jedenfalls ein Werk geschaffen, das die Bewunderung der Zeitgenossen herausforderte und die Dänen mit gerechtem Stolz erfüllte.

Nachdem dieses vorausgeschickt, sind wir wohl am Bahnhofe vor Schleswig angelangt und können unsere Wanderung beginnen. Wir steigen den Weg nach

Digitized by Google

Groß-Danewerk, teilweise über Fußsteige führend, an den noch erkennbaren Resten eines „alten Walls“ und dem „Kolonnenwege“ von 1864 vorbei, auf die Höhe hinauf. Zurücksehend gewinnen wir einen überraschend schönen Ausblick über die Schlei, die Stadt und vor allem über das von Wald und Wasser umgebene Schloß Gottorf. Im Vordergrunde des Bildes breitet sich ein wechselndes Terrain aus mit Höhen, Schluchten und kesselförmigen Vertiefungen, welche meistens noch als „Dieken“ und „Seen“ bezeichnet werden, womit auf ihren früheren Zustand zurückgewiesen wird. Wenn auch heute das reichliche Gebüsch der Abhänge und Schluchten, sowie ein gut Teil Wald zwischen uns und der Stadt verschwunden sind, so ist dennoch das Gesamtbild ein selten schönes und lohnt in reichem Maße die geringe Mühe des Aufsteigens. Vor etwa 50 Jahren war es noch schöner, und ich habe damals an schönen Sonntagmorgenstunden mich oft daran erfreut.

Wir verfolgen den Weg weiter bis zum Dorfe Klein-Danewerk, treten hier in den verengten alten „Heerweg“ und stehen nach wenig Schritten, am Fuße des Dorfwaldes, in dem Durchbruch der Danewirke, dem „Osterkalegat,“ dessen frühere Befestigung noch 1658 so stark war, daß die kaiserlichen Truppen dieselbe benutzen konnten.

In dem unmittelbar am Durchbruche stehenden Wirtshause „Rotenkrug“ machen wir Halt, einer freundlichen Wirtschaft, welche vor der Zeit der Chausseen und Eisenbahnen eine der belebtesten Stationen an der Verkehrsstraße bildete. An der Nordgrenze des großen Wirtschaftsgartens zieht sich der Wall entlang, und hier ist noch in einer ziemlichen Strecke der letzte, etwa 1 m hohe Rest der alten Waldemarsmauer vorhanden, in welcher die großen Ziegelsteine nach etwa 700 Jahren noch wohl erhalten sind.

Auf den Wall hinaufsteigend sehen wir ihn, leider hin und wieder durch Abgraben stark verschmälert, auch hie und da durch Benutzung des Materials zu den Schanzen von 1864 durchbrochen, immer aber noch in stattlicher Höhe, sich nach Westen hinziehen, wiederholt, zur besseren Begrenzung der Felder, mit Zäunen und kleinen Erdwällen längs und quer versehen.

Ein Fortwandern längs dem Kamme ist daher schwierig, und wir folgen lieber dem Fahrwege, der in einem Bogen außerhalb des Walles die beiden Hauptthore verbindet, nach dem ½ Stunde westlich belegenen Dorfe Kurburg. Hier haben wir auf einer ziemlichen Strecke den Wall von etwa 30 Fuß Höhe vor uns. Der noch recht tiefe Graben davor liegt voller Haufen Feld- und Ziegelsteine, den bei Feldarbeiten immer wieder auftauchenden Resten der Waldemarsmauer. Westlich vom Wirtshause erhebt sich eine flache Höhe, jedenfalls von der alten Befestigung des „Westerkalegats,“ auf welcher 1864 eine dänische Schanze stand, die aber, wie alle andern, ausgeebnet worden ist. Von dieser Höhe sehen wir deutlich nach Westen den „Krummwall“ in der Richtung auf Hollingstedt hinstreichen, freilich etwas niedriger, weil wohl gesunken, immer aber doch noch 10—20 Fuß hoch. Er bildet die unabsehbare dunkle Grenzlinie, die ich in den Kinderjahren so oft an der Grenze unserer

Digitized by Google

Feldmark gesehen habe, welche an die vielen Sagen erinnerte, die damals noch im Munde der Alten lebten und so gerne erzählt wurden.

Wir kehren nach Rotenkrug zurück und setzen unsere Wanderung nach Osten fort. Der Weg führt uns eine kleine Strecke neben dem Wall hin, der hier am Rande einer Tannenanpflanzung in die Wiese (den „See") hineinsticht, wo ein, jetzt leider entwaldeter Hügel die Stätte der Thyraburg zeigt. An diesem schönen landschaftlichen Bilde vorbei kommen wir in das stattliche Dorf Groß-Danewerk, unter dessen vielen neuen Gebäuden, ähnlich wie in den umliegenden Dörfern, kaum noch ein altes Sachsenhaus (Rauchhaus) zu finden ist, während solche vor 40—50 Jahren hier fast ausschließlich vorhanden waren. — Vom Dorfe gehen wir, den etwas stark spolierten Wall links lassend, zur Rendsburger Chaussee hinaus, schneiden hier beim Klosterkrug den alten „Kograben" und folgen der Chaussee bis Bustorf, wo sie den, leider nach und nach stark verschmälerten „Riesenwall" durchbricht. Angesichts des südlich gelegenen „Königshügels" mit dem österreichischen Denkmal von 1864 schwenken wir rechts ab und steigen auf die bewaldete, mit noch deutlich erkennbaren Erdwerken versehene „Oldenburg," an deren Fuß der Wall mit seinen beiden Bögen den Abschluß bildet.

Von dieser Höhe herab übersehen wir noch einmal das schöne Bild, das sich uns, gegen Norden gewendet, darbietet. Zu unseren Füßen steht die kleine Haddebyer Kirche, angeblich die älteste unseres Landes, weiterhin in der Schlei die historische Möweninsel, um die Schlei die ausgedehnte Stadt Schleswig mit der gegenüber liegenden ehrwürdigen Domkirche, jetzt von dem fertigen 112 m hohen Turme überragt. Zur Linken erhebt sich das interessante Schloß Gottorf, inmitten des mehr und mehr austrocknenden „Burggrabens," des breiten Binnengewässers der Schlei, von Bäumen umgeben und dem höher gelegenen (Walde) „Tiergarten" begrenzt.

Wir steigen in den Wirtschaftsgarten zu Haddeby hinab und verfügen uns nach kurzer Rast wieder zum Bahnhof.

So ragt denn noch ein gut Teil der alten Danewirke in die Gegenwart hinein. Sorge, Mühe und Millionen an Geld hat dies Werk gekostet, der Macht der Deutschen und des Deutschtums hat es aber nicht zu wehren vermocht. Die Stammesverwandtschaft der sich hier berührenden Völker, die Verwandtschaft der hüben und drüben regierenden Fürstenhäuser, vor allem aber der Einfluß deutscher Bildung und Kultur lassen sich durch noch so hohe Erdwälle nicht halten und hemmen. Einzelne Zusammenstöße haben in alter und neuer Zeit an der Danewirke stattgefunden, ohne vom Norden her abgewehrt werden zu können; manche Kämpfe haben sich außerhalb derselben abgespielt, die meisten aber sind hinter der Danewirke, im Innern der Halbinsel, geführt, und der schließliche Sieg des Deutschtums ist auf den Gefilden Düppels und Alsens errungen.

Hat also die Danewirke ihren Erbauern auch wenig genützt, so ist es

Digitized by Google

immerhin sehr zu wünschen, daß sie als ein Denkmal tausendjährigen Ringens zweier Völker um ihre Selbständigkeit und ihre Kultur bis in die fernste Zukunft erhalten bleibe.

Über die Abstammung der Propsteier.*)

Unter dieser Überschrift bringt die letzte Nummer der „Heimat" einen Aufsatz, welcher die bisherigen Ansichten über die vielumstrittene Herkunft der Propsteier zusammenstellt, dabei aber der von dem † Pastor A. Jessien in Elmschenhagen vertretenen Ansicht, „daß die Propsteier Hessen seien," ein solches Gewicht beilegt, daß es mir geboten erscheint, dieser irrigen Meinung entgegenzutreten und einmal das Historische von dem Hypothetischen zu scheiden.

Geschichtlich steht fest:

1. daß die Besiedelung der Propstei durch deutsche Kolonisten mit dem Jahre 1216 ihren Anfang genommen hat. (Vergleiche Urkundensammlung der schleswig-holsteinlauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte Band 1 S. 191.)

In diesem Jahre belehnt der Graf Albert von Orlamünde den Ritter Marquard von Stenwer mit der sogenannten Satzenwiese (an der Kolberger Heide) und einem Teile der Propstei (zwischen der Hagener Aue und Schwartbuck) zu dem Zwecke, hier deutsche Kolonisten anzusiedeln. — Nachdem Adolf IV. den Albert von Orlamünde bei Mölln besiegt und sein väterliches Erbe wiedergewonnen hatte, wurde dem Ritter das Lehen wieder entzogen und dem um 1220 gegründeten Kloster Preetz zugewiesen. Wie viele Dörfer und Hufen Marquard von Stenwer angelegt hat, ist unbekannt, aber 1240 sind acht Ortschaften in der Propstei vorhanden.

2. steht historisch fest, daß vor 1216 wendische Anbauer in der Propstei bereits angesessen gewesen sind. (Vergleiche Urkundensammlung Seite 191 und „Heimat" Juli-August-Heft 1894, Seite 159 f.) Zu den Kosten nämlich, welche dem genannten Ritter bei der Rodung des Waldes um die slavischen Anbauer herum entstehen, will der Graf $^2/_3$ beitragen, der Ritter soll $^1/_3$ dazu geben.

Wendische Anbauer sind also vorhanden, und von ihrer Austreibung ist nirgends die Rede. Es handelt sich nun um ihre ungefähre Anzahl. Jessien spricht von „einigen," was er aus den eben angeführten Worten der betreffenden Urkunde schließen zu können glaubt. Im übrigen sei die Gegend noch unbebaut und unbevölkert gewesen. — Beweisen kann Jessien diese Behauptung aber keineswegs. Daß die Zahl dieser wendischen Anbauer im Gegenteil nicht unbeträchtlich gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß sie in mehreren Dörfern wohnten. Noch heute nämlich weisen die in der Propstei gelegenen Dörfer Fiefbergen, Krummbek, Beutfeld und Stakendorf Spuren slavischer Banart auf, sind also von Slaven angelegt und bewohnt gewesen. Ferner ist es nach Helmold zweifellos, daß die Wenden nach dem Verheerungszuge Heinrichs von Badewide (1138/39) in dem nördlichen, heute noch sogenannten Wagrien zusammengedrängt wurden. Der Urwald, von dem Helmold sagt, daß er sich ununterbrochen von Schleswig nach Schwerin (also auch durch die Propstei) erstreckt habe, wird wohl nicht so lückenlos gewesen sein, daß ohne vorhergegangene Rodung Menschen dort nicht zu wohnen vermocht hätten.

3. ist geschichtlich bezeugt, daß der Preetzer Propst Friedrich, welcher vorher Mönch des Benediktiner-Ordens in „Herfevelde," dann von 1246 bis 1250 Prediger in Wanna im Hadeler Siethlande gewesen war, Kolonisten nach der Propstei berufen und ihnen einen erblichen Besitz in dem Walde und auf der Wiese zwischen der Hagener Aue und Schwartbuck gegeben hat. (Vergleiche Urkundensammlung Band 1 S. 384.) — Jessien folgert nun so: Herfevelde muß Hersfeld in Hessen sein. Der Propst ist also ein Hesse gewesen und hat als solcher wahrscheinlich seine engeren Landsleute bevorzugt. Als weitere Stützpunkte seiner Ansicht führt Jessien das Vorkommen des Namens Arp in der Propstei an, der schon bei den alten Katten (= Hessen) häufig gewesen wäre

*) Aus der „Kieler Zeitung" Nr. 16 631, zweites Blatt, abgedruckt.

Digitized by Google

(Tacitus, Annalen), und daß der Ackerbau bei den Katten zur Zeit der Kolonisation Ostdeutschlands gerade in schönster Blüte gestanden habe.

Namentlich dieser letzte Stützpunkt des Jessenschen Hypothesengebäudes ist so schwach und naiv, daß man im Ernst nicht darauf einzugehen braucht. Aber auch mit Hypothese 1, auf der doch das ganze Gebäude ruht, ist es nicht besser bestellt. — Herseveldse ist nicht Hersfeld (ehemals: Herolfesfeld) an der Fulda, sondern das Kloster Harfefelde im ehemaligen Erztift, dann Herzogtum Bremen. Der Propst Friedrich ist also ein Niederdeutscher. Einer weiteren Widerlegung bedarf es jetzt im Grunde kaum noch. Hätte der Propst Hessen, das heißt Hochdeutsche aus einer Gegend, wo auch auf dem platten Lande hochdeutsch gesprochen wird, als Kolonisten herangezogen, so würde das dem Propsteier Platt gewiß anzumerken sein. Und wo bleiben denn schließlich die Einwohner der schon vorher vorhandenen acht Ortschaften? — Daß bei Tacitus ein Chattenfürst namens Arpus vorkommt, ist freilich richtig. Wenn der Name ein spezifisch hessischer sein sollte, so wäre nachzuweisen, daß er in Hessen auf dem plattenLandenoch heute häufig vorkommt. Ein solcher Beweis ist bisher nicht geliefert worden.

So weit die historischen Nachrichten. Es handelt sich nun um die Frage, woher denn die Kolonisten des Marquard von Stenwer und des Propsten Friedrich stammen.

Weil die Kolonisten im übrigen Ostholstein größtenteils aus den Niederlanden und Westfalen gekommen sind, so hat man, und mit Recht, angenommen, daß auch die Propsteier aus diesen Gegenden stammen. Dafür sprechen Orts- und Familiennamen, die teils auf die Niederlande, teils auf die Westfalen hinweisen (zum Beispiel Schneekloth und Schlappkohl auf die Niederlande, Bentfeld auf Westfalen). Will man auf diesem Gebiete zu besseren Resultaten gelangen, so möge man die Namen der Hufner aus möglichst früher Zeit feststellen und zu ermitteln suchen, welche Hufner- und Kätnerfamilien etwa seit der Reformation — denn weiter reichen die Kirchenbücher in unserem Lande nicht zurück — im Lande sitzen und welche später eingewandert sind.

Aber woher stammt denn schließlich die eigentümliche Tracht der Propsteier? Ist sie niederländischer Herkunft, so wäre zu erwarten, daß sie auch in der Eutiner Gegend, wo sich nachweislich seit 1142 Holländer angesiedelt haben, vorkäme. Das ist aber nicht der Fall. Möglich wäre jedoch, daß sie auch hier einst Sitte war, dann in Wegfall geriet, dagegen sich in der von der Außenwelt mehr abgeschiedenen, etwas entlegenen Propstei behauptete. Eine zweite Möglichkeit aber ist die, daß die Tracht der Propsteier wirklich wendischen Ursprungs ist, mit der sich niederländische Sitte hier verquickt haben mag.

Die Propsteier sind eben aus verschiedenen Elementen gemischt, welche in ihrer Vereinigung einen besonderen, unleugbar etwas fremdartigen Bevölkerungstypus darstellen.

Wenn wir uns nun fragen, welches von den verschiedenen Elementen der Propsteier Bevölkerung das Gepräge verliehen hat, so sei es gestattet, das Urteil eines Mannes anzuführen, welcher anerkanntermaßen einer der tüchtigsten Kenner unseres Landes gewesen ist. Der vor einiger Zeit verstorbene Professor K. Jansen äußerte einst in einem Gespräch mir gegenüber: er lasse es sich garnicht ausreden, daß aus den Propsteiern mit ihrer Tracht und namentlich ihrer Gesichtsbildung und der fahlen Gesichtsfarbe der wendische Typus hervorsehe.

Dr. Gloy.

Mitteilung.

Zu den „Politischen Reimen" („Heimat" 1892 S. 42). Beim weiteren Sammeln von Volksreimen habe ich nachstehende interessante abweichende Form vom alten Spottreim gegen die Dänen erhalten:

Piep, Bülster, piep!
Die'n Schimmel büs du quit.
Vör Swerin hebbt wie dree Dag legen,
Bi Gadebusch is din Schimmel bleben.

War Bülster eine historische Persönlichkeit? ein dänischer Anführer?

Holm bei Uetersen. Eschenburg.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 5 u. 6. Mai—Juni 1895.

Das Leben des litterarischen Kreises in Holstein vor 100 Jahren.

Von Oberlehrer **J. Krumm** in Flensburg.

Bekanntlich hat Schleswig-Holstein an der großen litterarischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts nicht geringen Anteil genommen. Im Lande oder doch an seiner Grenze lebten Klopstock, Claudius, Voß, Stolberg, Gerstenberg, der Dichter des Ugolino, und Boie, der Begründer des Hainbundes. Um diese Männer scharte sich ein Kreis litterarisch interessierter Menschen, und an ihnen bildete sich die strebende Jugend jener Zeit. Vor allem sind das Haus von Claudius in Wandsbek und die von Voß und Stolberg in Eutin solche Mittelpunkte. Ähnliche Kreise aber, wenn auch von geringerer Bedeutung, sind in Lübeck, Plön und Kiel, auf dem Lande nimmt der Adel, vor allem die Reventlow's und Moltke's, an diesen Bestrebungen regen Anteil.

Wer sich über diesen Kreis genauer unterrichten will, findet genug Material in den einzelnen Biographien. Ich benutze den Stoff, um eine kleine Skizze zu zeichnen von der ganzen Art des Lebens in diesem Kreise. Dabei schöpfe ich außer aus den Biographien der hervorragendsten Dichter selbst aus den Lebensbeschreibungen von zwei jüngeren Männern, von Barthold Georg Niebuhr, dem Historiker, und von Friedrich Perthes, dem Begründer der Perthesschen Buchhandlung. Zur Ergänzung des Bildes ist dann noch herangezogen die Biographie von G. Fr. Schumacher, einem Schulmann, der allerdings diesem Kreise ferner steht, aber Zeitgenosse ist und die Zeit repräsentiert.

Es ist ein merkwürdiges Bild, das sich hier zeigt, um so merkwürdiger, wenn man den dunkeln Hintergrund mit ins Auge faßt, von dem es sich abhebt, die Unfreiheit, Armut und Gedrücktheit des Lebens der Nation zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Wer von hier aus in unsern Kreis hineinschaut, dem wird zuerst auffallen die merkwürdig bunte Zusammensetzung. All' die Unterschiede, welche früher die Gesellschaft geteilt haben, sind hier thatsächlich weggefallen. So fällt weg der Unterschied des *Standes*, der *Geburt*.

Hier verkehren unterschiedslos Adel und Bürger. Voß, der Schulmeister, der Sohn des Leibeigenen, ist der Freund des „Cheruskerbluts", Regierungs-

Digitized by Google

präsidenten Grafen Friedrich von Stolberg, sogar Frau Rektor und Frau Regierungspräsident halten gute Freundschaft miteinander, täglich gehen die Besuche von Haus zu Haus, und alle frohen Familienfeste werden miteinander gefeiert. In der bescheidenen Häuslichkeit des Wandsbecker Boten verkehren alle, vornehm und gering, und alle singen das Lob seiner Rebekka, der Zimmermannstochter, des Bauernmädchens, wie Claudius selbst sie meistens nennt. Bei allen gern gesehen ist der liebenswürdige, fein und stark empfindende Perthes. Er steht mit den höchsten adeligen Kreisen, Männern und Frauen in der lebhaftesten und intimsten Korrespondenz. Als Perthes zum ersten Mal mit dem Grafen Adam Moltke von Rütschau zusammengetroffen war, schrieb er an seine Frau: „Welch' ein Mensch, welche Kraft und welches Bändigen der Kraft, ich wollte, Du könntest ihn sehen, diesen tollen Moltke, wie sie ihn nennen. Mir steht er so hoch wie einer und hat ein liebes, köstliches Weib." Wenige Monate später waren beide Männer in dem nächsten und offensten Freundesverhältnis. „Danken Sie der Gräfin für ihren lieben Brief", schrieb Perthes an Moltke, „Caroline — seine Frau — und ich mögen erstaunlich gern lesen, was sie schreibt, und ich wollte, ich hätte sehr viel Interessantes und Wichtiges mit ihr zu korrespondieren." Vielfach kam Moltke nach Hamburg, und dann war es um die Ruhe der Nacht für Perthes geschehen. Abends zwischen 9 und 10, wenn Perthes aus dem Geschäft heimgekommen war, fand Moltke sich ein, und nach wenig Augenblicken schon saßen beide Männer in heftigem, leidenschaftlichem Gespräch, und mehr wie einmal mußte die aufgehende Sonne die nie einig Werdenden erinnern, daß es Zeit sei aufzubrechen. Einst, es war im Jahre 1803, hatte das Gerücht, Perthes werde seine Zahlungen einstellen müssen, Moltke in Florenz, wo er sich damals befand, erreicht. „Mit allem, was ich habe, helfen Sie sogleich meinem Freunde, wenn ihm noch zu helfen ist," schrieb Moltke seinem Geschäftsführer in Hamburg und legte die nötigen Vollmachten bei. Derselbe Moltke war der liebste Jugendfreund Niebuhrs.

Der Standesunterschied verhindert nicht die Entwicklung eines solchen schönen menschlichen Verhältnisses, das auf gegenseitiger Achtung und Zuneigung gegründet war, ebensowenig verhindert dies der Unterschied des Berufes, noch die Art der Bildung. Genußreicher und fruchtbringender Verkehr verbindet den Mann der Wissenschaft und den Mann des praktischen Lebens, Perthes und Niebuhr sind die innigsten Freunde. Perthes fühlte sich unauflöslich an den edlen Sinn und das reiche Gemüt des großen Mannes gebunden, und Niebuhr war von tiefer Achtung erfüllt vor der Lebenskraft und Lebenstüchtigkeit des ungelehrten Freundes. Dem Geschäftsmanne, welchem wissenschaftliche Bildung fehlte, legte Niebuhr den ersten Band seiner römischen Geschichte vor mit den Worten: „Gern möchte ich ohne Rückhalt gesagt wissen, wie Sie mit meinem Buche zufrieden sind. Eine gelehrte Beurteilung verlange ich nicht, aber, wenn die Grundzüge Ihnen gefielen, würde es mich sehr freuen." Auf Perthes' Antwort entgegnete Niebuhr: „Ihr Urteil über den ersten Band meines Werkes hat mir unbeschreiblich wohlgethan. Nehmen Sie es nicht als ein zu viel

Digitized by Google

sagendes Kompliment, wenn ich sage, daß neben Goethes Lob Ihr Gefühl mir genügt."

Allerdings ist Bildung die Einlaßkarte in diese Gesellschaft, aber diese Bildung ist kein bestimmter, auf vorgeschriebenem Wege erworbener Besitz von Kenntnissen, sondern eine lebendig wirkende Kraft des Interesses. In diesem Kreise verkehren der Adelige und der Bürgerliche, der Geschäftsmann und der Gelehrte unterschiedslos, in ihm verkehren auch unterschiedslos der Protestant und der Katholik, der Orthodoxe und der Freigeist. In dem Hause von Claudius, dem offenbarungsgläubigen Protestanten, verkehren die Freigeister Lessing und Voß, der schwärmerische Mystiker und Pantheist Jacobi, die katholische Fürstin Galizin, sogar die westphälischen Adeligen und hohen katholischen Kirchenfürsten, die Freiherrn von Droste. So scharf die Überzeugungen auch von einander geschieden sind, so versteht doch jeder die des andern zu achten und sich in seine Auffassung hineinzudenken. Ein scharfer Mißton ist allerdings einmal in diese Harmonie hineingekommen durch den Übertritt Stolbergs zur katholischen Kirche. Voß, eine schroffe und leidenschaftliche Natur, die auch am wenigsten intellektueller Sympathie fähig war, brach los in seinem Zorn und wandte sich ab von dem alten Freunde. Anders urteilt schon seine Frau in einem Briefe an den Rektor Wolf in Flensburg. Hier und in Äußerungen anderer Angehöriger des Kreises kann man allerdings Schmerz, tiefen Schmerz erkennen über diesen Schritt Stolbergs, aber persönlich ihm zürnen, ihn mißachten konnte außer Voß keiner. Auf der andern Seite hegte Stolberg bis an sein Ende die Gefühle herzlichster Zuneigung und Freundschaft für das Haus von Claudius und Perthes. Die Verschiedenheit der Konfession hinderte die Fürstin Galizin nicht, zugleich mit Klopstock bei Perthes' ältestem Sohne Gevatter zu stehen, und der Weihbischof von Droste schrieb einen Brief an die Witwe des Wandsbeker Boten, der mit folgenden Worten schließt: „Gott behüte Sie, liebe Mama, und uns alle. Beten Sie für mich. Mit kindlicher Liebe Ihr Caspar."

Ihren eigenen Charakter bekommt die Gesellschaft noch dadurch, daß auch die Frauen an den geistigen Bestrebungen der Männer mit feiner Empfindung Anteil nehmen. Zwar sind die meisten Frauen dieses Kreises keine glänzenden Gestalten, sondern sie sind einfache Hausfrauen. Einfach ist Rebekka Claudius. Sie ist die Tochter eines Zimmermanns, ihre Bildung so, wie ein Bürgermädchen einer kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert sie erwerben konnte, und doch wurde sie von allen, auch den vornehmsten Männern und Frauen, die in dem Hause von Claudius verkehrten, verehrt und als Genius des Hauses gepriesen. Dies wäre unerklärlich, wenn nicht Rebekka Claudius eine ungewöhnlich große Fähigkeit der Anempfindung besessen hätte. Ähnlich waren die andern Frauen des Kreises, Caroline Perthes, geborene Claudius, Ernestine Voß und Amalie Niebuhr. Durch Reichtum der Kenntnisse, durch Sicherheit und Feinheit des gesellschaftlichen Auftretens ausgezeichnet war keine von ihnen, aber den Beruf des Weibes haben sie richtig erkannt und sorglich erfüllt. Auf sie alle passen die Worte, die Ernestine Voß einmal ausspricht: „Im Stillen zu wirken,

Digitized by Google

mit Leichtigkeit und Heiterkeit das Haus zu verwalten, die Stirn des Mannes zu erheitern, wenn er des Tages Last getragen, seine Sorgen zu teilen und zu vermindern, war ehemals und ist jetzt der Beruf des Weibes. Geistige Unterhaltung fordern wenig Männer von ihren Frauen, aber ein empfängliches Herz dafür machte manche Ehe auf die Dauer glücklich. Manches Weib wirkte fröhlicher und thätiger in ihrem Beruf, wenn sie in den Mußestunden Hebung der Seele und Vermehrung der Kenntnisse beim Manne fand." Auch außer dem Hause treten die Frauen auf mit ihrem Anspruch auf Anteil an allen geistigen Bestrebungen der Männer. Es tritt dies vor allem hervor in dem äußerst reichhaltigen Briefwechsel zwischen Männern und Frauen, wie er in jener Zeit unterhalten wird. Wer aus unserer Zeit einen Blick in diesen thut, wird erstaunen über den Stoff dieses Briefwechsels und die Freiheit und Unbefangenheit des Tones. Nicht nur die Kleinigkeiten des Lebens werden erzählt, wie es sonst Frauenart ist, sondern ernste Fragen, die die Männer beschäftigen, werden mit Wahrheitsliebe und Offenheit verhandelt. Auch hier zeigt sich dasselbe Bild, dieselben allgemeinen menschlichen Interessen lassen spezielle Unterschiede zurücktreten, auch hier in dem kleinen Kreise ist es zu erkennen, das Ideal des Menschentums erhebt sich über die Besonderheiten des Geschlechtes, des Standes, des Berufes und der Konfession.

So wurde durch dieses Hinwegräumen aller Schranken die Bildung des Menschen am Menschen gefördert, diese Entfesselung des socialen Verkehrs mußte aber auch befördern die Entwicklung eines gesunden, natürlichen Frohsinns. Bei aller Einfachheit, Bescheidenheit, ja Ärmlichkeit der Verhältnisse besitzen die Menschen eine Fähigkeit sich zu freuen, die rührend ist. Vorbildlich für beides ist das Haus von Claudius. Claudius hat Zeit seines Lebens in bedrängten Vermögensumständen gelebt. 1787 entschloß er sich mit kühn wagendem Vertrauen zum großen Schreck anfangs seiner Rebekka zum Kauf eines Hauses. Für des Hauses Notdurft hatte er damals zwei Kühe, vorher hatte er sich mit einer Ziege beholfen. So bescheiden wie das Haus waren die Vergnügungen. Von ihnen erzählt Ernestine Voß: „Häufig besuchten wir Claudius' Schwiegermutter, die eine Wirtschaft für honette Bürgerfamilien hatte und mit ihren zwei unverheirateten Töchtern die Gäste gemütlich zu unterhalten verstand. In ihrem großen Garten waren zwei Kegelbahnen, von denen wir eine in Besitz nahmen. Claudius war Präsident dieser Gesellschaft, ohne seine Erlaubnis wurde niemand zugelassen. Außer dem Wandsbeker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn es einzelne Herren waren. Die Wandsbeker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiel wurde ihnen eine Anzahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier strenges Verbot, nicht einmal Kaffee oder Thee wurde eingeräumt, blos Kaltenhöfer Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwasser, dazu Butterbrot mit Käse und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis 10 Uhr bei Licht und im Mondschein." Weiter berichtet sie: „Abends waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener Untersuchung sich das meiste Essenswürdige

Digitized by Google

fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle spielte ein Stück kaltes Pökelfleisch oder ein Karpfen, den man von dem Fischer selbst im Schloßgarten aus dem Teiche heben sah und ins Schnupftuch gebunden nach Hause trug. Aber auch bei Reisbrei und abgesottenen Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen." Als die beiden Stolbergs Voß besuchen, werden sie von Claudius durch Knittelverse auf Grütze und Karbonade, sein Ideal des Traktierens, eingeladen. Merkwürdige Feste wurden auch in dem Hause von Claudius gefeiert, bei denen Natur und Humor das beste thaten. Das Knospenfest, der Widderschein, der Maimorgen, der Grünzünger, der Herbstling und der Eiszäpfel heißen die neuen Festtage, die nicht nur auf dem Papier gefeiert werden. Ein unverwüstlicher Frohsinn zeichnet Claudius aus. Ihn schildert ein junger katholischer Theologe, der längere Zeit das Glück hatte, in seinem Hause zu leben: „Vor oder nach dem Abendessen nimmt Claudius einen oben gekrümmten Stecken, seine Haare hängen ihm unfrisiert und ungepudert über den Rock, er ist auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen. So durchstreifen wir das angrenzende, angenehme Wäldchen, das er so schön und wahr besungen hat, wo die Kühle der Luft und der schön glänzende Mond, der durch geteilte Blätter scheint, öfters in unsere Gespräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen scheint. Oder wir stehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und warten stille den Zeitpunkt ihrer Entwicklung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unsere Gesellschafter sind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare der Erscheinung und winkt immer auf den Schöpfer. Da ists, als wenn wir um einen Altar ständen, man kann es jedem im Gesicht lesen, daß er von innen opfert. Vorgestern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback. Ich möchte nur die Bocksprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herum machte und die Kinder mit lautem Gelächter hinterdrein. Mancher würde denken, so müßte der Respekt der Kinder gegen den Vater verloren gehen. Aber die Thatsache widerlegt es; denn Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet diese Kinder vor allem aus, sie erfreuen und ergötzen sich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn umsomehr." Auch von dem Verkehr zwischen Voß und Stolberg werden Züge berichtet, die dieselbe Einfachheit und denselben anspruchslosen Frohsinn zeigen. 1777 weilte Voß zwei Monate vor seiner Hochzeit im Hause seiner Schwiegereltern in Flensburg. Die Braut nähte von vier Uhr morgens an der Ausstener, die sie ganz allein anfertigen wollte, während Voß emsig an seiner Übersetzung der Odyssee arbeitete. Wenn aber Nachmittags ihm die Sonne allzu heiß aufs Zimmer schien, so wurde sein Arbeitstisch in die Küche neben die Stühle von Mutter und Tochter gestellt. So wurden sie einst von Friedrich Stolberg und seiner Schwester Katharine überrascht, und das gräfliche Paar freute sich sehr,

Digitized by Google

als es den kleinen Kreis durch seine Gegenwart erweitern durfte. In der ersten Eutiner Zeit waltete noch derselbe Geist der Einigkeit. In jugendlicher Heiterkeit sangen die Frauen gemeinschaftlich Schulzesche Lieder, während Voß sie begleitete auf dem Klavier und Stolberg horchend zur Seite saß. Noch oft dachte Voß später jener traulichen Agnesschmäuse — Agnes war der Name von Stolbergs Frau — „da noch ein Pfannkuchen mit Lauch etwas bedeutete, da noch neben Scherzen ein Schwank sich ausnahm, da wir uns homerischen Kykeon mischten, Stolberg nach dem Buchstaben aus Rotwein, Honig, Mehl und geriebenem Käse, welcher Mischmasch durcheinander gerührt ihm und der Schwester antik schmeckte, ich nach dem Geiste, griechischen Honig und Blume des Mehls übersetzend in zerkrümelte Zuckerplätzchen und dafür gelobt von Agnes und Erneſtine, die den geraspelten Käse im Glase zurückließen."

So einfach war das äußere Leben, um so reicher aber ist das innere. Dieser Reichtum des inneren Lebens ist allen Menschen dieses Kreises gemeinsam, verbindet sie und bildet die Grundlage des Verständnisses. Von dem Inhalte dieses inneren Lebens können uns am ehesten einen Begriff geben die Briefe von Perthes und Niebuhr. Sie zeigen, daß nicht ästhetische, sondern sittliche Fragen in erster Linie diese Menschen beschäftigen. Wir finden bei ihnen ein tief eingewurzeltes Bestreben, sich über den eigentlichen Beruf des Menschen klar zu werden, ein unablässiges Ringen der Gedanken, bis der Mensch in einer festen religiösen oder philosophischen Überzeugung seine Ruhe findet, ein fortwährendes Beobachten seiner selbst und Bekämpfen seiner Neigungen, ein nie ablassendes Streben nach Vervollkommnung. So schreibt Perthes 1791 an seinen Onkel: „Es ist wahr, himmlische Freude kann nur der genießen, der an seiner Besserung arbeitet, und ich habe solche lichthelle Stunden oft gehabt, wo ich durch das Betrachten der Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke und durch das Gefühl meiner eigenen menschlichen Würde den Vorgeschmack von dem künftig mir bestimmten Ziele genoß. Dann war alles, alles in mir Freude, und ich sah alles neben mir zur Vollkommenheit arbeiten, dann waren alle Menschen meine Brüder, die mit mir zu demselben Ziele arbeiteten." Daneben hatte er wieder Zeiten, in denen er völlig entmutigt jede Hoffnung aufgab, die Bestimmung des Menschen zu erfüllen. „Wahrlich", schreibt er, „ich muß mächtig kämpfen, wenn alles, was Unzufriedenheit gebiert, aus meinem Innern heraus soll, denn alle bösen Neigungen schlafen nur, um bei erster Gelegenheit mit desto größerer Gewalt hervorzubrechen. Ach, und meine Unstätigkeit und mein zu rasches Blut verderben in einer Stunde wieder, was ich jahrelang gebaut habe, und dann gehört eine geraume Zeit dazu, ehe ich wieder zu einer ruhigen, vorwurfsfreien Gemütsverfassung kommen kann." Ein rascher Wechsel folgt so zwischen Gefallen an sich selbst und Verzweiflung; bald fühlt er die Kraft in sich, auch gesteigerten sittlichen Anforderungen gerecht zu werden, dann wieder fühlt er sich jeder Zuversicht auf die eigene Kraft beraubt. Noch ein Beispiel dafür aus einem Briefe an Campe. Perthes schreibt: „Mich zieht besonders Ihre alles umfassende Güte an, welche Sie so anspruchslos über jeden aus-

Digitized by Google

breiten. Dies ist nicht so bei mir, ich sehe immer so viel auf mich selbst, habe so viele Nebenabsichten und ich fürchte, daß meine unstäte Phantasie mich die ächte Lauterkeit des Herzens hat verlieren lassen. Ob sich das wohl wieder ändern läßt, mein lieber Freund? Ach Gott, es wird ja doch wohl möglich sein." Er wünscht sich die stumpfen Nerven, das kalte Blut des Greises, um nur des heftigen Streites zwischen Leidenschaft und Pflicht ledig zu werden. Ein ander Mal schreibt er: „Sie sind so gut, ach daß ich es auch wäre, es ist so schwer gut zu bleiben und so schwer besser zu werden, daß mir schon oft der Zweifel aufgestiegen ist, ob wir denn auch wirklich von Natur gut geboren sind."

So kämpft Perthes. Ebenso kämpft Niebuhr. Er schreibt: „Alles was wir für uns thun können, besteht in der Erhöhung unserer geistigen Vermögen, in ihrer gewissenhaften Bearbeitung, in der Schärfung der Empfänglichkeit, der Verstärkung und Verfeinerung der Urteilskraft und des Verstandes, in der Reinigung der Vernunft und der lauteren Bewahrung des Gewissens. Geschieht dies und war die Natur nicht von Anfang an zu karg gegen uns, was kann uns hindern, höher und höher zu steigen bis zu jener Stufe der Vollkommenheit, die dem beschränkten Menschen gestattet ist? Verschwenden wir unsere Zeit nicht, vergessen und verachten wir das Irdische, mischen wir uns nicht in fremde Dinge und verfolgen unsern Weg, so thun wir, was unsere Pflicht ist." Dabei finden sich dieselben Selbstanklagen. In Briefen an seine Braut klagt er über das Vorherrschen der Phantasie über den Verstand und die daher entstehende Träumerei, das Spielen mit Bildern und die Zerstreuung, welche ihn vom Arbeiten und Denken abhielten. Dann klagt er über Mangel an Obhut über sein Gemüt und die Richtung seiner Gedanken, über verlorene, verscherzte, unentwickelte Gaben seiner Natur und über harte Kämpfe mit eingewurzelten Angewöhnungen. So äußert er sich auf einem Herbst 1794 geschriebenen Blatt: „Ich ließ es heute meine erste Beschäftigung sein über dasjenige, was mir Erfahrung und Nachdenken unter den täglichen Pflichten der reinen Sittlichkeit und Klugheit auszeichneten, weiter nachzudenken und das aufzuzeichnen, was mir als Leitfaden und Regel dienen sollte. Dieser neue Aufsatz ist an die Stelle desjenigen getreten, der in diesem Frühjahr entstand, und ich schäme mich dieses älteren fast, ohne ihn vernichten zu wollen. Es ist mir ein fröhliches Denkmal auf der andern Seite zu sehen, daß ich nicht umsonst gearbeitet habe und wirklich zugenommen habe im Guten und in Kenntnissen. Wie schwach war ich dieses Frühjahr, wie regiert und gelenkt von Leidenschaften und Meinungen! Ich konnte nicht sagen schlechthin, ich will, ich mußte es beschränken und führte darüber nichts aus. Jetzt frage ich mich nicht, denn ich befehle es mir. Die Leidenschaften hoffe ich auch so ziemlich bezwungen zu haben. Eitelkeit ist jetzt der Hauptfeind, den ich zu bekämpfen habe, und Zerstreuung: ununterbrochene Arbeit das einzige Hilfsmittel gegen beides. Diese also muß nicht nachlassen, und muß ich mich daher vor Gesellschaft und Zerstreuung hüten." Auf einem andern Blatt spricht er den heiligen Entschluß aus, seine Seele immer mehr zu

Digitized by Google

reinigen, so daß er sie jederzeit ohne Furcht in den Quell zurückgeben könnte, aus dem sie entsprungen sei." Ähnliche Betrachtungen finden sich bei den andern Menschen dieses Kreises. Mag man nun diese peinliche Selbstbeobachtung lieben oder nicht, den Eindruck hat man doch, wirklich guten Menschen gegenüber zu stehen, die mit redlichem Sinn nach sittlicher Vervollkommnung streben und ausgezeichnet sind durch Reichtum und Feinheit des Innenlebens.

Dieser Reichtum des Innenlebens aber drängt zur Mitteilung an gleichgestimmte Seelen, Freundschaft und Liebe bekommen deshalb in dieser Gesellschaft ihre besondere Bedeutung. Solche Mitteilungen sind naturgemäß nicht für die große Gesellschaft, „hier läuft doch alles darauf hinaus", so urteilt ein Zeitgenosse, „daß jemand sich auf eine lebhafte Weise mitteile, ohne daß von dem, was ihn am tiefsten bewegt oder was mit den ernsteren Richtungen seines Wesens zusammenhängt, etwas zum Vorschein komme", sondern solche Mitteilungen sind beschränkt auf den Freund, die Geliebte. Auch in unserm Kreise nehmen Freundschaft und Liebe mitunter merkwürdige Gestalten an, aber man darf über diesen sentimentalen Thorheiten doch nicht vergessen, daß in den meisten Fällen echtes Gefühl zu Grunde liegt. Vorbildlich ist auch für die Holsteiner Freunde die Freundschaft im Hainbunde. Über Klopstock schreibt Voß an seine Braut: „Klopstock, edler, großer, urdeutscher Mann; in 6 Wochen habe ich Dein Antlitz gesehen, und, Heil mir, Dich umarmen dürfen. Dann ruht Dein Segen auf mir, daß, wenn Deinen Staub der weinende Enkel mit seiner durch Dich tugendhafteren Braut besucht, mein Gesang die heiligen Thränen auffammle und zum ewigen Zeugnis auf den Altar Gottes hinstelle. Dann wird das Gebein der Satansopfer erbeben, und Deutschland von neuem Deutschland, die Wohnung der Redlichen sein." Als Voß Stolberg mit einer dürren, inhaltsleeren Ode angesungen hatte, weint der leicht gerührte gräfliche Dichter Thränen, eine zweite Ode brachte dem Sänger, wie er mit freudigem Stolze meldet, einen Kuß von dem Geliebten ein. Als die beiden Stolberg aus Göttingen scheiden, wird ein Abschiedsfest gefeiert. Man sang Millers Abschiedslied, dann ein Trinklied von Voß, sah sich wehmütig an, fragte zehnmal gefragte Dinge, schwur sich ewige Freundschaft und sang noch einmal das Abschiedslied. Dann ward ein lautes Weinen. Schließlich entfernten sich die Brüder unbemerkt, stumme Sehnsucht ihres Gesprächs und ihres Kraftgesangs nachlassend. So ist die Freundschaft im Hainbund und ähnlich, wenn auch nicht ganz so überschwänglich, ist die Stimmung der Freude in Holstein. So schreibt Perthes: „Mein sehnlichster Wunsch, den ich jetzt habe, ist ein Freund, dem ich mein Innerstes ganz aufschließen könnte, der mich stärkte, wenn ich schwach würde, der mir Mut gäbe, wenn ich an meiner Besserung verzweifle; aber ich finde keinen und doch muß ich mich mitteilen, doch möchte ich manchmal jeden an mein Herz drücken und sagen: „Auch Du bist ein Bild Gottes." Dann später, wie er einen Freund gefunden hat: „Ich genieße jetzt mit vollen Zügen, was ein rasches, feuriges Gefühl genießen kann. Drei Freunde habe ich gefunden voll Geist, Innigkeit, voll reinen, echten Sinnes und ausgezeich-

Digitized by Google

neter, weitumfassender Bildung. Als sie meinen Willen zum Guten, meine Liebe zum Schönen erkannten, als sie sahen, wie ich suchte und strebte, da nahmen sie mich auf, und wie selig bin ich nun; durch sie habe ich erhalten, was mir fehlte, sie wissen, das, was mein Eigenstes ist, lebendig und wirklich zu machen. Mir ist es wie einem Fisch, der vom Lande ins Wasser kommt, Sagen Sie nicht, das sei Schwärmerei; denn deshalb ist ein Gefühl doch noch nicht Schwärmerei, weil der Mensch nur in erhöhten Stunden es in seiner ganzen Stärke fühlt. Solche Stunden sind es ja vielmehr, in denen der Mensch eigentlich Mensch ist." Und an seine Freunde schreibt er: „Wie ist es nur möglich, daß Ihr mich vor allen andern liebt und mehr an mir habt, als ich selbst in mir finde?" Die Sprache mag etwas volltönend klingen, aber echtes Gefühl liegt hier doch sicher zu Grunde.

Ebenso ist es auf dem Gebiete der Liebe, Thorheiten genug, aber auch echtes, inniges Gefühl. Es ist die Werther- und Siegwart-Periode. Noch mehr als Werther hat nach Schumachers Meinung der Siegwart, eine Klostergeschichte von dem Prediger Miller, auf das Gefühl der Nation gewirkt. Schumacher giebt den Inhalt so an: Mariane lebt gezwungen im Kloster. Siegwart, ihr Geliebter, befreit sie nicht etwa, sondern er härmt sich, er grämt sich, klagt, weint, jammert, immer aus der Ferne, ruft den Mond an, aber auch der hat kein Mitleid. Mariane härmt sich zu Tode, und Siegwart weint allnächtlich auf ihrem Grabe, bis auch ihn der Tod auf demselben in seine Arme nimmt. Schumacher fährt dann fort: „Das ist das Ganze, aber es wirkte mit allmächtiger Zauberkraft auf die deutsche Jugend. Dies gab der ganzen jungen Welt jener Zeit, Jünglingen und Mädchen, eine weinerliche Stimmung, eine Schlaffheit, die allen älteren Leuten unerträglich, ihnen selbst aber höchst angenehm war. Liebeshändel waren es nicht, die man suchte, aber am liebsten stille, ferne, unerwiderte Liebe. Ein lachendes und fröhliches Brautpaar war uns ein höchst prosaischer und gemeiner Gegenstand; unglücklich mußte man sein oder sich wenigstens phantasieren, daß man es sei. Gottes schöne Sonne war uns nichts, aber der Mond! ach der liebe, blasse, dämmernde Mond. Halbe Nächte lag man im Fenster oder wandelte in Feld und Garten oder schwärmte im Mond. Thränen mußten vergossen werden, keiner wußte worüber, aber geweint mußte werden; mit stillem, starrem Blick im Winkel sitzen, nicht hören, was uns umgab, auffahren, wenn man uns anredete, das machte jeden so interessant. Trennung und Tod waren die liebsten Bilder der Phantasie, Vergißmeinnicht die einzige geliebte Blume." Das war allerdings eine heillose Wirtschaft. Aber es fehlt auch nicht das Gegenbild, die Ehe erscheint in ihrer höchsten Bedeutung als Mittel der sittlichen Erziehung. Perthes findet die Versöhnung in den streitenden Gegensätzen seiner Natur nur in der Liebe; um aber die Liebe als bleibenden Zustand der Seele für sich gewinnen zu können, bedarf es der Vermittlung einer menschlichen Persönlichkeit, und das ist für ihn seine Frau. So schreibt er an sie: „In mir tobt das Böse und ist mächtig, meine Gebete sind nur Notschüsse und helfen nicht, denn ich bin nicht wie Du durch-

Digitized by Google

drungen von der Heiligkeit des Höchsten, von seinem Lichte und seinem Glanze, aber von Dir, Du meine Heilige, bin ich durchdrungen und durch die Liebe zu Dir werde ich die höhere erlangen, deren ich unmittelbar nicht teilhaftig werden kann." „Halte Du Dich wacker, Du fromme Karoline", heißt es in einem andern Briefe, „und mache mich durch Dich so fromm wie Dich." Perthes' Frau hat dieselbe Gesinnung. Nach ihrer Verlobung schreibt sie an die Fürstin Galizin: „Ich weiß und fühle es zwar auch jetzt, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit ist, aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue, und kann nun nichts weiter als die Augen zumachen und Gott um seinen Segen bitten, und das müssen Sie auch in meinem Namen thun, liebe Fürstin. Mit voller Wahrheit kann ich Ihnen sagen, daß mein lieber Perthes ein guter Mensch ist, der sich selbst noch nicht für formiert hält und weiß und fühlt, daß er mit sich noch nicht fertig ist und da, denke ich, können er und ich gemeinschaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hilfe weiter kommen." Weil die Liebe der Gatten auf dieser sittlich-ernsten Grundlage beruhte, hat sie auch die Probe des Lebens bestanden. Hier hat sich, wie der Briefwechsel zeigt, bis in die späteste Zeit eine merkwürdige Zartheit und Innigkeit des Gefühls erhalten.

Dies tiefe, starke Gefühl ist überhaupt das Zeichen der Zeit, darin besteht ihre Stärke und ihre Schwäche. Auch der leblosen Natur wendet sich dies Gefühl zu. Claudius ist der richtige Naturschwärmer. Voß schreibt: „Wir sind den ganzen Tag bei Bruder Claudius und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Rasenstück im Schatten und hören den Kuckuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns mit losgebundenen Haaren und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife oder schwatzen oder dichten etwas Gesellschaftliches für den Boten." Ebenso kennt Perthes keinen größeren Genuß als auf dem Rasen liegend sich seinen Gedanken zu überlassen. So schreibt er: „Bruder, zu liegen in der stillen Natur, nicht zu wissen, was man denkt und empfindet, und es doch so klar zu wissen. Da, wo jedes Blatt, jeder Grashalm mir Freund sein und ich aus jedem Träume ziehen kann und weinen möchte in süßem Schmerz, da wird's dem Menschen klar, daß Gott die Seele ist in allem." Auch das Naturgefühl treibt hier überall seine Blüten, die schönsten bekanntlich in den Gedichten von Matthias Claudius.

Noch auf einem Gebiet, welches bei uns ganz für den Verstand reserviert scheint, tritt dieses überschwängliche Gefühl hervor, dem der Politik. Raum zu politischer Bethätigung war nicht vorhanden, Einsicht in die politischen Gesetze fehlte, es blieb nur übrig auch hier eine Schwelgerei in Gefühlen, eine unklare Begeisterung für Vaterland und Freiheit. Sehr häufig stand das praktische Leben mit den zur Schau getragenen Gefühlen wenig im Einklang, vor allem in Holstein tritt dieses hervor. Bekanntlich ist*) die politische Gesinnung der

*) Vgl. K. Jansen, Uwe Jens Lornsen C. 1.

Digitized by Google

Holsteiner in der Zeit charakterisiert auf der einen Seite durch deutsches Nationalgefühl, auf der andern Seite durch dänischen Patriotismus, die sich ganz gut miteinander vertragen. 1801 nach der Seeschlacht von Kopenhagen schreibt Niebuhr, der sonst so durchaus deutsch fühlte: „So erhebt uns der ganz beispiellose Heldenmut, den unsere Leute zeigten, und giebt uns eine wehmütige Freude voll Liebe, die uns wohlthut und mit vielen Banden an unser Volk bindet und froh macht, mit ihm zu dulden.“ Ebenso wetteifern bei aller Schwärmerei für die abstrakte Freiheit die Schleswig-Holsteiner mit den Dänen in Loyalität, in jener unbegrenzten Ehrfurcht vor der Person des Königs, wie sie das vorige Jahrhundert charakterisiert. So schreibt Schumacher, nachdem er die Festlichkeiten zur Feier der Anwesenheit des Kronprinzen in Altona umständlich beschrieben: „In unsern Tagen (den vierziger Jahren), wo die Jugend König und Königtum verachtet, würde es ein leeres Gaukelspiel sein, bei dem jeder nur sein persönliches Vergnügen im Auge hätte. Wir aber waren als Royalisten erzogen, um den Namen König und Kronprinz schwebte uns ein Heiligenschein, und es schien uns etwas wahrhaft Großes und Herrliches, dem künftigen Herrscher so nahe zu treten und persönlich von ihm beachtet zu werden.“ Schon aus diesem Widerspruch von deutschem Nationalgefühl und dänischem Patriotismus, von Freiheitsschwärmerei und dem Kultus der königlichen Person sieht man, wie wenig diese Menschen bei ihrem Schwelgen in Gefühlen fähig waren die Wirklichkeit zu sehen, wie wenig diese Gefühle auch das Handeln beeinflußten. Dasselbe tritt hervor bei der Beurteilung des großen politischen Ereignisses der Zeit, der französischen Revolution. Fast alle Angehörige unseres Kreises sind begeisterte Anhänger der französischen Revolution, nur Niebuhr, dessen feiner Natur alles Gewaltsame widerstrebte, verhielt sich von vornherein ablehnend und blieb unberührt von dem Freiheitstaumel der übrigen. Klopstock verkündete mit Prophetenstimme: „Großes ist geschehen für Gesetzlichkeit der Obermacht. Aber Größeres steht bevor, Kampf der Patricier und Plebejer durch Europa. Die Fürsten im Dunstkreis der Patricier werden verkehrt sehen und verkehrt handeln. Nach vielem Elend wird Vernunftrecht walten vor dem Schwertrecht.“ Voß, eine Plebejernatur in seinem Stolz und in seinem Haß, jubelte allem zu, was die Herrschsucht der privilegierten Stände, die er selbst erfahren hatte, beschränken konnte. Perthes schreibt im Jahre 1792: „Die Franzosen thaten gewiß recht daran, daß sie sich des himmelschreienden Druckes entledigten, und ich freue mich als Mensch und Weltbürger über die Fortschritte der französischen Armee, aber als Deutscher möchte ich weinen, und ewig wird es uns Schande bringen, der guten Sache erst durch Zwang nachgegeben zu haben.“ Auf Stolberg machte die Revolution denselben Eindruck. Er schrieb im Jahre 1790: „Über Frankreich freue ich mich, obwohl mancher Gallicismus die herrliche Sache der Freiheit befleckt, dennoch von ganzem Herzen. Ich fühle mich nie kosmopolitischer als jetzt und möchte das macte virtute ausrufen von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Kanal bis zur Garonne. Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruchs fühlte,

Digitized by Google

was ich in meinem ersten Gedicht „Die Freiheit" mit lallender Poesie mich zu päanen unterwand, das wird jetzt Volkseinsicht. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, der in dauernde Tafeln die Schmach der sklavischen Panegyristen und der Götzen eingräbt, welche man groß nennt, „weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf dem sie hoch standen." Ebenso zählt Graf Adam Moltke zu den begeisterten Anhängern der französischen Revolution.

So urteilten damals die Höherstehenden; was Wunder, daß das Volk von einem Taumel der Begeisterung ergriffen wurde. Am 14. Juli 1790 feierte man in Hamburg zur Erinnerung an den Sturm der Bastille ein allgemeines Freiheitsfest, daß ein Augenzeuge so beschreibt: „Es wurde außer der Stadt gefeiert. Alles, was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen. Kein Edelmann außer mir, dem Grafen Dohna und Ramdohr aus Celle war eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen Strohhüte mit dem Nationalbande, auch Schärpen und Ordensbänder davon, die Damen gaben dann auch den Herren Stücke von diesem Bande. Als ich ein Stück erhielt, machte ich meinen Orden los und heftete statt dessen dies Band an, was allgemeinen Beifall fand. Wir hatten auch Musik. Ein Chor von Jungfrauen sang dazu ein vom Kaufmann Sieveking verfertigtes Lied, dessen Refrain von uns allen wiederholt wurde. Wir blieben von zehn Uhr des Morgens an den ganzen Tagen zusammen. Die drei schönsten jungen Weiber sammelten für die Armen, Klopstock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gesundheiten getrunken, unter andern auf baldige Nachfolge in Deutschland und Abschaffung des Despotismus. Vor und nach Tische wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag, und es wurde manche Thräne der Rührung vergossen. Alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer, die hier sind, wurden eingeladen." Ebenso war die Stimmung in Kiel. Auch hier begleiteten die Älteren mit größtem Interesse und Mitgefühl die Ereignisse der französischen Revolution, die Jugend, die Studenten trieben in ihrer Weise die Sache weiter. „Sahen wir freilich", erzählt Schumacher, „in die Verhältnisse der inneren Staatseinrichtungen nicht tief, um das Ganze auch nur oberflächlich zu begreifen, so sprach es uns doch an als das Größte und Herrlichste, was die Welt noch geboren. Wehte doch das Panier der Freiheit hinüber von jenseits des Rheins, und wer Student gewesen ist, weiß, welche Zaubergewalt dieses Wort allein von jeher in den Kreisen der akademischen Jugend ausgeübt hat. Wenn auch das Wesen der bürgerlichen Freiheit unter hunderten kaum einem klar geworden, so glaubt er doch den Begriff gefaßt und die hehre Göttin in seinem Innern geschaut zu haben. Jedes Gesetz, was eine Willkür beschränkt, schien ihm ein unerträglicher Druck, jedes Umgehen dieses Gesetzes sein Menschenrecht, jeder offene Trotz gegen dasselbe eine Großthat, jeder Fürst als solcher war ihm ein Tyrann, der Große des Landes als solcher ein Gegenstand des Hasses und jeder Bekämpfer desselben ein Wohlthäter der Menschheit. So schwärmten, räsonnierten, faselten wir in unsern Kreisen auf dem Zimmer und in größeren Kommersen, auf dem

Digitized by Google

Kaffeehause und dem Marktplatze. Aber bei dem Reden blieb es, daran, die Ideen der französischen Revolution in die That umzusetzen und reformierend in den Gang der Dinge einzugreifen, daran dachte niemand. „Fluch den Palästen, Friede den Hütten", so schrieben wir als Motto in unsere Stammbücher, so riefen wir beim nächtlichen Nachhausegehen durch die stillen, einsamen Gassen. „Es lebe die Freiheit, nieder mit den Tyrannen," so brüllten wir durch die Nacht; aber wenn wir die Paläste gehörig verflucht hatten, so ließen wir sie ruhig stehen, und man fand am andern Morgen auch keine Scheibe davon geknickt. Wenn wir die Tyrannen in die Unterwelt hinabgewünscht hatten, so überließen wir es ihnen selbst, sich nun den nächsten Weg dahin zu suchen, und hatten das Unsrige gethan. Wir sangen in exaltierter Stimmung die Marseillaise: »Allons enfants de la patrie«, aber gingen doch nicht weiter als zu Bette, »mourir pour la patrie«, aber wir starben fürs erste doch nur den Scheintod in den Armen des Schlafes, aus dem man flink und munter am andern Tage wieder aufsteht. Einige trugen öffentlich französische Nationalfarbe und Cocarde, einer hatte sich an seinem Pulte eine Krone von Metall als Fußschemel machen lassen und schrie, während er oben studierte, von Zeit zu Zeit nach unten stampfend: »A bas les tyrans.« Sein Tyrannensymbol ließ sich das ruhig gefallen, und so war er zufrieden." All diese Aufregung wurde praktisch nur für eins gefährlich, eine allerdings unschuldige Revolution hat sich damals vollzogen. Zopf und Perrücke sind dem veränderten Zeitgeist zum Opfer gefallen, und die französische Revolution erwarb sich zu ihren sonstigen Feinden die erbitterte Feindschaft der Kieler Friseurinnung.

Sonst blieb alles beim Alten. Hier auf dem Gebiete der Politik zeigt sich eben die besondere Schwäche der Menschen des vorigen Jahrhunderts, das mangelnde Verständnis für die Wirklichkeit und die Scheu in den Gang der Dinge einzugreifen. Wer diese Menschen in ihrem ganzen Werte, ihrer ganzen Liebenswürdigkeit kennen lernen will, muß sie in ihrem kleinen Kreise, ihrem Innenleben belauschen. Wer aus unserer Zeit in jene zurückschaut, wird zunächst geneigt sein, über die augenfälligen Thorheiten zu spotten und die Zeit arm und unbedeutend zu schelten, je länger und genauer er aber hinsieht, desto klarer wird ihm die Erkenntnis kommen, daß diese Zeit bei ihren leicht erkennbaren Mängeln doch auch manches vor unserer voraus hat. Auch hier kann sich die Wahrheit bestätigen, daß der moralische Fortschritt in der Geschichte nie rein ist, sondern Fortschritt und Rückschritt in einem notwendigen inneren Zusammenhange stehen.

Digitized by Google

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl** in Kiel.

IV. 6. Grallae, Watvögel.

Systematische Übersicht der Gattungen.

I. Zehen ohne halbmondförmige Hautlappen (vgl. Fig. 83).

A. Es ist eine vierte höherstehende, oft sehr kleine, hintere Zehe vorhanden (vgl. Fig. 83).

Kralle der Mittelzehe am Innenrande kammartig gezähnt . . . . . **30. Reiher, Ardea** L.

Mittelkralle ganzrandig.

Schnabel stark aufwärts gebogen (Fig. 84) . . . . . **12. Säbler, Recurvirostra** L.

Zwischen Mittel- und Außenzehe eine Bindehaut, welche (aus dem Winkel bis zum Rande gemessen) wenigstens 3 mm breit ist.

Nackter Schnabel (in der Mundspalte gemessen) über 4 cm lang.

Schnabel stark abwärts gebogen (Fig. 82). Kopf zwischen Auge und Schnabelwurzel nackt . . . . . **32. Ibis, Ibis** Temm.

Kopf bis zur Schnabelwurzel befiedert . . . . . **10. Brachvogel, Numenius** Lath.

Schnabel entweder abwärts gebogen oder gerade oder doch kaum aufwärts gebogen.

Schnabel wenig gebogen oder gerade.

Schnabel am Ende 4 cm breit, gerundet . . . . . **33. Löffelreiher, Platalea** L.

Schnabel zugespitzt.

Vor und hinter dem Auge ein nacktes Feld; der Schnabel wenigstens 4 cm lang . **31. Storch, Ciconia** Temm.

Die Umgebung des Auges überall befiedert; Schnabel bis etwa 12 cm lang.

Anliegender Flügel über 40 cm lang; die langen Deckschwingen gekräuselt oder zugespitzt . . . . . **29. Kranich, Grus** Pall.

Flügel unter 25 cm lang; die Schwingen alle einfach.

Die vom Nasenloch ausgehende Furche reicht kaum über die Schnabelmitte hinaus; Schnabelfirste meist unter 6,5 cm lang . . . . . **7. Wasserläufer, Totanus** Bechst.

Die Nasenfurchen bis zu $^3/_4$ der Schnabellänge reichend; Schnabelfirste meist über 6,5 cm lang . . . . . **9. Pfuhlschnepfe, Limosa** Meyer.

Schnabel sehr schlank (Fig. 81).

Die aus dem Nasenloch entspringende Längsfurche verläuft kaum über die Hälfte der Schnabellänge . . . . . **7. Wasserläufer, Totanus** Bechst.

Die Nasenfurche fast bis zu $^3/_4$ der Schnabellänge reichend (Fig. 81).

Nackte Schnabelfirste unter 25 mm, anliegender Flügel etwa 11 cm lang . . . . . **8. Uferläufer, Actitis** Ill.

Schnabelfirste über 25 mm, Flügel etwa 16 cm lang . . . . . **6. Kampfhahn, Pavoncella** Leach.

Schnabel unter 4 cm lang.

Schnabel weniger schlank (Fig. 86).

Schwanz tief ausgeschnitten, seitliche Federn etwa 4 cm länger als die mittleren; nackte Schnabelfirste unter 2 cm lang . . . . . **21. Brachschwalbe, Glareola** Gm.

Schwanz nicht ausgeschnitten; Schnabelfirste über 2 cm lang.

Kopf mit Haube; Rücken einfarbig dunkel gefärbt, grün glänzend **17. Kiebitz, Vanellus** Meyer.

Kopf ohne Haube; Rücken schwarz und weiß gefleckt, ohne grünen Schiller . . . . . **18. Kiebitzregenpfeifer, Squatarola** Cuv.

Die Bindehaut zwischen Mittel- und Außenzehe unter 3 mm breit.

Mittelzehe mit Kralle länger als die nackte Schnabelfirste.

Ueber dem Schnabel eine zwischen den vorderen Augenrand vorragende nackte Platte; Mittelzehe mit Kralle über 6 cm lang.

Mittelzehe mit Kralle etwa 11 cm, anliegender Flügel über 25 cm lang; das Nasenloch nur doppelt so breit als lang . **26. Sultanshuhn, Porphyrio** Temm.

Mittelzehe mit Kralle bis 7 cm, anliegender Flügel etwa 18 cm lang; das Nasenloch dreimal so lang als breit . . . . . **27. Teichhuhn, Gallinula** Lath.

Keine nackte Platte über dem Schnabel; Zehen kürzer.

Nackte Schnabelfirste 35—45 mm lang . . . . . **23. Wasserralle, Rallus** L.

Schnabelfirste 20 bis 25 mm lang.

Mittelzehe mit Kralle unter 3 cm lang; Schnabel schlanker (Fig. 80 u. 85)

Anliegender Flügel unter 11 cm lang; die vom Nasenloch ausgehende Furche über $^3/_4$ der Schnabellänge hinausreichend (Fig. 80) . . . . . vgl. **Strandläufer, Tringa** L. 4.

Flügel über 14 cm lang; Nasenfurche nur bis zur Schnabelmitte reichend (Fig. 85) . . . . . **15. Steinwälzer, Strepsilas** Ill.

Mittelzehe mit Kralle über 3 cm lang; Schnabel weniger schlank

Schulterschwingen (vgl. Fig. 54) bis ans Ende der ersten Schwinge reichend . . . . . **24. Wachtelkönig, Crex** Bechst.

Die Schulterschwingen fassen wenigstens $1^1/_2$ cm der ersten Schwinge frei . . . . . **25. Sumpfhuhn, Ortygometra** Leach.

Mittelzehe mit Kralle kürzer als die Schnabelfirste.

Die Federn gehen an der Vorderseite des Beines bis zur Fersenenge; der anliegende Flügel ist etwa 18 cm lang . . . . . **1. Schnepfe, Scolopax** L.

Beine nicht bis zum Lauf befiedert; Flügel bis 14 cm lang.

Schnabelfirste über 4 cm lang; mitten unter dem Unterschnabel verläuft eine Längsfurche fast bis zur Spitze . . . . . **2. Bekassine, Gallinago** Leach.

Schnabel unter 4 cm lang; die Furche der Unterseite kaum über $^3/_4$ der Schnabellänge reichend (Fig. 80 c).

Schnabel in der Mitte der Länge fast 4 mm breit . . . . . **3. Sumpfläufer, Limicola** Koch.

Schnabel nicht flach gedrückt, in der Mitte kaum über 2 mm breit.

Die vom Nasenloch aus verlaufende Furche bis $^3/_4$ der Schnabellänge reichend (Fig. 80) . . . . **4. Strandläufer, Tringa** L.

Die Nasenfurche höchstens bis $^3/_4$ der Schnabellänge reichend . . . . . vgl. den **Wasserläufer, Totanus** Bechst. 7.

Digitized by Google

B. Es sind nur drei Zehen vorhanden, die Hinterzehe fehlt vollkommen.

Lauf vorn mit querüber verlaufenden Tafeln, vorn keine Längsteilung.
- Lauf kaum länger als die Mittelzehe mit Kralle . . 5. **Sanderling**, Arenaria Bechst.
- Lauf doppelt so lang als die Mittelzehe mit Kralle . . . . . 20. **Rennvogel**, Cursorius Lath.

Lauf vorn mit eckigen Tafeln, wenigstens in der Mitte vorne mit Längsnaht.

Die Bindehaut zwischen Mittel- und Innenzehe weit breiter als diejenige zwischen Mittel- und Außenzehe; Schnabel sehr kurz (Fig. 87) . . . . . 22. **Trappe**, Otis L.

Die äußere Bindehaut breiter als die innere; Schnabel schlanker (Fig. 86).
- Schnabel über 50 mm lang, um die Hälfte länger als die Mittelzehe mit Kralle.
  - Schnabel länger als der Lauf . . . . . 14. **Austernfischer**, Haematopus L.
  - Schnabel halb so lang als der Lauf . . . . . 13. **Strandreuter**, Himantopus Bechst.
- Schnabel unter 40 mm lang, nicht oder kaum länger als die Mittelzehe mit Kralle.
  - Die Bindehaut zwischen Mittel- und Innenzehe (aus dem Winkel bis zum Rande gemessen) mindestens 4 mm breit; Lauf über 7 cm lang; die 2. Schwinge am längsten . . . . . 19. **Trief**, Oedicnemus Temm.
  - Innere Bindehaut nicht 2 mm breit; Lauf bis 4 cm lang; die 1. Schwinge am längsten . 16. **Regenpfeifer**, Charadrius L.

II. Wenigstens die Mittelzehe an der Innenseite mit 2—3 halbmondförmigen Hautlappen (Fig. 83).

Mittelzehe innen mit zwei Hautlappen und davor im Zehenwinkel mit Schwimmhaut (Fig. 83); anliegender Flügel unter 15 cm lang . . . . . 11. **Wassertreter**, Phalaropus Lepechin.

Mittelzehe innen mit drei Hautlappen, ohne Schwimmhaut, Flügel über 20 cm lang . . 8. **Wasserhuhn**, Fulica L.

Übersicht der Watvögel nach der Lebensweise:

Es sind hier ebenfalls berücksichtigt die am Wasser lebenden Vögel anderer Ordnungen.

I. Es leben von Würmern, Insekten, Krebsen, Mollusken und Pflanzenstoffen und fressen selten auch kleine Frösche und Fische:

A. Es leben fast ausschließlich von tierischen Stoffen:

a. Schnabel zart, nicht zum Umwenden größerer Steinchen tauglich; bohren nicht oder nur im weichen Schlamm:

α. Es lieben Sümpfe, nasse Wiesen oder schlammige und steinige Ufer:

Es gehören dem hohen Norden an und schwimmen fast nur auf dem Meere . . . . . 11. **Wassertreter**, Phalaropus Lep.

Es leben an bewachsenen Orten versteckt oder schwimmen Nahrung suchend fast andauernd auf dem Wasser:

Zwischen Schilf und Gebüsch oder im Grase versteckt oder auf See schwimmend:

Kleine Vögelchen, welche im Schilf umherklettern u. ihre Nahrung suchen:
- Es lebt nur von Insekten und Würmern . . . . . **Rohrsänger**, Acrocephalus Naum.
- Es leben von Insekten und Sämereien, aber besonders von Insekten . . . . . **Bartmeise**, Calamophilus Leach.
- besonders von Sämereien . . . . . **Rohrammer**, Emberiza L.

Größere Vögel, welche zwischen Schilf meist am Boden laufen oder schwimmen oder sich im Grase verstecken:
- Es gehen mehr am Tage ihrer Nahrung nach, schwimmen geschickt und lieben schilfbewachsene Ufer:
  - Es schwimmt auf freiem Wasser mit schilfbewachsenen Ufern . 8. **Wasserhuhn**, Fulica L.
  - Es lebt nur im Schilf kleinerer Teiche . . . . . 27. **Teichhuhn**, Gallinula Lath.
- Es sind Dämmerungs- oder Nachttiere, welche nicht Schilf, wohl aber Seggen, Gras, Kulen oder Buschwerk lieben:
  - Es lebt in sumpfigen Wäldern und Gebüsch . . . . . 1. **Schnepfe**, Scolopax L.
  - Es lieben weder Wälder noch Gebüsch:
    - Es leben im dichten Grase oder zwischen Sumpfpflanzen, selt. auch im Getreide:
      - Auf sumpfigem Boden lebend; Nest über dem Wasser oder über Morast . . . . . 21. **Wachtelkönig**, Crex Bechst.
      - Auf blumenreichen Wiesen, später auch im Getreide; Nest im Grase . . . . . 24. **Wachtelkönig**, Crex Bechst.
    - Es leben auf schlammigem Boden mit Fußspuren und Kulen:
      - Es suchen die Nahrung: Insekten, Schnecken und Pflanzenteile, auch Sämereien, über der Erde . . . . . 25. **Sumpfhuhn**, Ortygometra Leach.
      - Es holen mit dem langen Tastschnabel Würmer aus dem Schlamm und fressen selten Sämereien . . . . . 2. **Bekassine**, Gallinago Leach.

Es leben an kahlen oder kurz bewachsenen Stellen, nicht versteckt, meist gehend oder watend, seltener schwimmend:

Es waten mit ihren langen Beinen oft bis an den Leib im Wasser; die kleineren Arten schwimmen auch freiwillig:
- Südliche Tiere, bei uns selten Gäste:
  - Größere Art, welche auch kleinere Frösche und Fische frißt und auch auf die Felder geht . . . . . 32. **Ibis**, Ibis Temm.
  - Kleinere Art, die nur wirbellose Tiere, selten auch Fisch- und Froschlaich frißt und nur an Gewässern lebt . . . . . 13. **Strandreuter**, Himantopus Bechst.
- Nördlichere Tiere, bei uns oder nördlich von uns brütend:
  - Es kommt nur an der Meeresküste vor und frißt besonders sehr kleine Wassertierchen, welche er, mit dem gebogenen Schnabel über den Schlamm hinfahrend, fängt . . 12. **Säbler**, Recurvirostra L.
  - Es fressen größere Tiere und brüten meist nicht am Meeresstrande . . . . . 7. **Wasserläufer**, Totanus Bechst.

Es gehen selten tief ins Wasser und schwimmen nur im Notfall:
- Es fängt besonders fliegende Insekten an kahlen Ufern . . . . . **Bachstelze**, Motacilla L.
- Es fressen fast nur kriechende oder schwimmende Tiere:
  - Es leben besonders an schnellfließenden Gewässern mit Gebüsch:
    - Es taucht Nahrung suchend auch vollkommen unter . . . . . **Wasseramsel**, Cinclus Bechst.
    - Es taucht nicht . . . . . 8. **Uferläufer**, Actitis Ill.
  - Es leben besonders auf feuchten Wiesen oder an stehenden Gewässern und meiden Gebüsch:
    - Es zieht nur von November bis Februar fort und nistet im April und Mai . 17. **Kiebitz**, Vanellus Meyer.
    - Es zieht von September bis April fort und nistet im Mai und Juni . . . . . 9. **Kampfhahn**, Pavoncella Leach.
  - Es lieben die Ufer der süßen Gewässer oder die Meeresküste:
    - Es lieben wenigstens auf dem Zuge, die Meeresküste:
      - Es holt mit dem langen Tastschnabel die Nahrung teilweise tief aus dem Schlamm . . . . . 9. **Pfuhlschnepfe**, Limosa Meyer.
      - Es sucht die Nahrung mehr auf dem Boden . . . . . 4. **Strandläufer**, Tringa L.
    - Es meidet den unmittelbaren Meeresstrand . . . . . 3. **Schlammläufer**, Limicola Koch.

Digitized by Google

β. Es lieben Wüsten, Steppen, trockene Heiden u. Felder oder rein sandige Ufer:

Es lebt in den Wüsten Arabiens, bei uns selteuer Gast . . . . . **20. Rennvogel, Cursorius** Lath.

Es lebt auf den Steppen Südosteuropas, bei uns ebenfalls selten . . **21. Brachschwalbe, Glareola** Gm.

Es lebt auf unfruchtbarem, dürren Boden besonders in den Mittelmeerländern, bei uns vereinzelt auch brütend, früher auch größere Wirbeltiere . . . . . **19. Trief, Oedicnemus** Temm.

Es leben und brüten bei uns auf unfruchtbaren, sandigen Heiden, auf trockenen Äckern oder an sandigen Ufern, oder nördlich von uns:

- Es wechseln am Tage öfter trockene Äcker und sandige Ufer und fressen auch Beeren: Es brütet im hohen Norden und kommt bei uns nur auf dem Zuge vor . . **18. Kiebitzregenpfeifer, Squatarola** Cuv.
- Es geht weniger nach Norden hinauf . . . . . **10. Brachvogel, Numenius** Lath.
- Es leben auf dürrem Gelände und gehen wenig ans Wasser, andere an sandigen Ufern: Es nistet im Norden und kommt bei uns nur auf dem Zuge vor. . **5. Sanderling, Arenaria** Bechst. Es brütet bei uns . **16. Regenpfeifer, Charadrius**.

b. Es besitzen einen festen, spitzen Schnabel, mit dem sie Steine umwenden und in den festen Sand einbohren; (kommen nur an den Meeresküsten vor):

Es nistet an sandigen oder steinigen Orten . . . . . **15. Steinwälzer, Strepsilas** Ill.

Es nistet auf kurzem Rasen . . . . . **14. Austernfischer, Haematopus** L.

B. Es fressen in erster Linie Pflanzenstoffe, grüne Blätter und Sämereien und leben besonders auf ebenen Feldern:

Auf den ausgedehnten fruchtbaren Ebenen des Südostens brütend, bei uns selten . . . . . **22. Trappe, Otis** L.

Auch bei uns in unzugänglichen Sümpfen brütend . . . . . **29. Kranich, Grus** Pall.

II. Es fressen besonders Wirbeltiere:

Es suchen ihre Beute gehend oder watend:

- Es kommen mehr an stehenden und fließenden Gewässern vor . . . . . **30. Reiher, Ardea** L.
- Es kommen mehr in Sümpfen, Wiesen oder auf Feldern vor: Es lebt von ganz kleinen, meist nicht über 3 cm langen Fischen . . . . . **33. Löffelreiher, Platalea** L.
- Es lebt von großen Fröschen oder Fischen . . . **31. Storch, Ciconia** Temm.

Es gehen ihrer Nahrung fliegend oder auf erhabener Warte lauernd nach:

Es geht am Tage oder in der Dämmerung auf Nahrung aus:

- Es taucht nicht und lebt im Schilf von Wasser- und Sumpfvögeln . . . . . **Rohrweihe, Circus** Lacep.
- Es tauchen und fressen nur Fische, Insekten u. s. w.: Größte Art, die im Winter bleibt und dann auch andere Nahrung zu sich nimmt . . . . . **Seeadler, Haliaetus** Sav.
- Mittelgroß, nur Fische fressend und im Winter fortziehend . . . . . **Flußadler, Pandion** Sav.
- Klein, frißt kleine Fische und Insekten . . . . **Eisvogel, Alcedo** L.

Es geht nachts auf Beute aus . . . . . **Sumpfohreule, Otus** Cuv.

1. Die Waldschnepfe, Scolopax rusticola L., N. 211, 1—3, ist auf dem Zuge, gegen Anfang April und im October in niedrig liegenden, nicht zu dichten Wäldern häufig. Einzelne Vögel bleiben zuweilen auch im Winter und ebenso sind einzelne Paare brütend beobachtet (Hohenwestedt). Das Nest findet man von April bis Mai in lichten Wäldern. Es ist eine Bodenvertiefung mit wenig Moos ꝛc. und enthält (2—) 4, auf graugelblichem Grunde grau, olivengelblich und bräunlich gefleckte, 40—42 mm lange Eier.

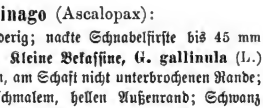


Fig. 79. Schnabel der Waldschnepfe.

2. Die Arten der Gattung **Gallinago** (Ascalopax):

Kopf oben mit dunklem Mittelstreif; Schwanz 12federig; nackte Schnabelfirste bis 45 mm lang. N. 210, 1 u. 2 . . . . . **Kleine Bekassine, G. gallinula** (L.)

Kopf oben schwarz, mit hellem Mittelstreif; Schwanz 14—16federig; Schnabelfirste über 5 cm lang.

- Obere Flügeldeckfedern mit weißem, am Schaft nicht unterbrochenen Rande; die 1. Schwinge mit sehr schmalem, hellen Außenrand; Schwanz 16federig. N. 208, 1—2 . . **Doppel-Bekassine, G. major** (Gm.)
- Obere Flügeldeckfedern mit gelblichem, am Schaft unterbrochenen Rande; Außenfahne der 1. Schwinge bis über die Mitte hinaus ganz weiß. N. 209, 1—3 . . . . **Mittlere Bekassine, G. gallinago** (L.)

Die **mittlere** oder **gemeine Bekassine** oder **Sumpfschnepfe, G. gallinago** (L.) zieht von Oktober bis April fort, nur einzelne Vögel überwintern auch bei uns. Sie brütet überall auf sumpfigen Wiesen und Mooren. Das Nest findet man im Mai, meist auf einer Kufe. Es ist eine Vertiefung mit wenigen Hälmchen und enthält (3—) 4 Eier, welche 37—39 mm lang sind und auf ockerbräunlichem bis olivengrünlichem Grunde gelbbraun bis schwarz gefleckt sind. Das bekannte Meckern der Bekassine soll nach Altum dadurch erzeugt werden, daß die seitliche Schwanzfeder ein stärkerer Luftstrom trifft.

Digitized by Google

Die **kleine Bekassine, G. gallinula** (L.) ist auf dem Zuge im April und September ziemlich häufig, überwintert und brütet aber selten. Das Nest und die Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich, aber kleiner.

Die **große** oder **Doppel-Bekassine, G. major** (Gm.) zieht von Oktober bis April südlich und ist auf dem Zuge nicht selten. Sie brütet von Mai bis Juni einzeln im Westen Schleswigs. Nest und Eier sind wieder denen der gemeinen Bekassine ähnlich, aber bedeutend größer.

Nach der Lebensweise kann man die 3 Arten folgendermaßen unterscheiden:

- Es liebt besonders nasse, tiefe Sümpfe mit höheren Sumpfpflanzen und niedrigen Erlen- oder Weidenbüschen . . . . . **G. gallinago** L.
- Es lieben die nicht zu nassen Sümpfe mit Kusen und niedrigen Sumpfpflanzen oder Gräsern:
  - Größere Art, die besonders in ausgedehnten Sümpfen Osteuropas, bei uns nur in der Nähe der schleswigschen Westküste brütet und keine Sämereien frißt . . . . . **G. major** (Gm.)
  - Kleinere Art, welche besonders zahlreich auf den Tundren Nordasiens, bei uns nur einzeln brütet und außer kleinem Getier auch Sämereien frißt . . . . . **G. gallinula** (L.)

3. Der Sumpfläufer oder Schlammläufer, Limicola pygmaea Lath. (platyrhyncha), N. 207, 1—2, wird von April bis September einzeln getroffen, wurde aber noch nicht brütend beobachtet.

4. Die Arten der Gattung **Tringa**:

- Anliegender Flügel 15 cm lang und darüber; die mittleren Schwanzfedern kürzer, aber nicht dunkler als die seitlichen. N. 183, 1—3 . . . . . **Isländischer Strandläufer, T. canutus** L.
- Flügel unter 14 cm lang; die mittleren Schwanzfedern am längsten.
  - Anliegender Flügel höchstens 10 cm lang.
    - Die äußerste Schwanzfeder rein weiß; der Lauf unter 18 mm lang. N. 189, 1—3 . . . . . **Temmincks Strandläufer, F. temminckii** Leisler.
    - Die äußerste Schwanzfeder wenigstens auf der Außenfahne grau; der Lauf über 18 mm lang. N. 184, 1—3 . . . . . **Zwergstrandläufer, T. minuta** Leisler.
  - Anliegender Flügel über 11 cm lang.
    - Die nackte Schnabelfirste über 36 mm lang, gebogen; obere Schwanzdeckfedern weiß oder weiß mit dunklen Querbändern. N. 185, 1—3 . **Bogenschnäbliger Strandläufer, T. subarcuata** Güld.
    - Schnabel unter 36 mm lang, nicht oder kaum gebogen; obere Schwanzdeckfedern dunkel, meist mit hellen Rändern.
      - Die Beine gelb, in der Jugend hellgelblich; die äußerste Schwanzfeder nicht länger als die nächsten.
        - Die Wurzelhälfte des Schnabels ebenfalls gelb; Gefieder oben ohne Metallglanz. N. 188, 1—3 . . **Meerstrandläufer, T. maritima** Brünn.
        - Der Schnabel braun; Gefieder oben metallisch glänzend. Amerika, einmal auf Helgoland . . . . . T. rufescens Vieill.
      - Die Beine stets schwarz oder schwärzlich; die äußerste Schwanzfeder länger als die 2—3 folgenden.
        - Nackte Schnabelfirste über 33 mm lang. N. 186, 1—3 . . **Alpenstrandläufer, T. alpina** L.
        - Schnabel unter 33 mm lang. N. 187, 1—3 . . **Schinz' Strandläufer, T. schinzii** Brehm.

Digitized by Google

Der **isländische Strandläufer, T. canutus** L. (islandicus) zieht im April und Mai, im August und September durch und ist an der Nordsee gemein, im September auch an der Ostsee häufig.

Der **Zwergstrandläufer, T.** (Actodromas) **minuta** Leisl. ist im April und September auf dem Zuge anzutreffen, am häufigsten im September an der Nordsee.

Temmincks Strandläufer, T. (A.) **temminckii** Leisl. kommt im Frühling etwas später, im Herbst etwas früher als die vorhergehende Art, namentlich an der Nordsee vor.

Der **bogenschnäblige Strandläufer, T.** (Pelidna) **subarcuata** Güld. zieht im April, Mai, August und September durch und ist besonders an der Nordsee häufig.

Der **Alpenstrandläufer, T.** (P.) **alpina** L. (cinclus) ist besonders auf dem Herbstzuge an beiden Meeren häufig, seltener während der Brutzeit. Man findet das Nest auf Mooren; es ist eine kleine Vertiefung mit wenigen Halmen. Die (3—) 4 Eier sind licht ockerbräunlich, hellbraun bis schwarz gefleckt, 30—34 mm lang.

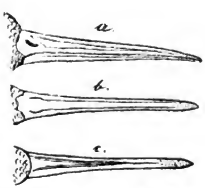


Fig. 80. Schnabel vom Alpenstrandläufer: a von der Seite, b von oben, c von unten.

Schinz' Strandläufer, T. (P.) **schinzii** Brehm. ist wohl nur Varietät der vorhergehenden Art.

Der **Meerstrandläufer, T.** (Arquatella) **maritima** Brünn. wird den Winter über einzeln an der Nordsee, sehr selten an der Ostsee beobachtet.

Nach der Lebensweise kann man die Tringa-Arten folgendermaßen unterscheiden:

- Es brüten im höchsten Norden; die Eier noch unbekannt, die Nestjungen einer Art auf 82½° N. gefunden:
  - Es frißt mit Vorliebe kleine Schnecken und wird deshalb wohl zur Brutzeit an felsigen Ufern vorkommen . . **T. canutus** L.
  - Es frißt Würmer, Krebschen und Insekten . . . . . **T. subarcuata** Güld.
- Es brüten in bekannten Gebieten zum Teil bis Schleswig-Holstein südwärts:
  - Es brütet an felsigen Küsten, nährt sich besonders von kleinen Mollusken und zieht im Winter zum Teil nicht nach Süden, deshalb bei uns seltener . . . . . **T. maritima** Brünn.
  - Es brüten in ebenen Ländern, ziehen im Winter südlich und nähren sich von Würmern, Amphipoden ꝛc.:
    - Es nisten auf Mooren in der Nähe der Meeresufer, auch bei uns: . . . . . **T. alpina** L. . . . . **T. schinzii** Brehm.
    - Es lieben weniger die Meeresküsten und brüten im Norden Europas und Asiens:
      - Nordöstlichere Art . . . . . **T. minuta** Leisl.
      - Südwestlichere Art . . . . . **T. temminckii** Leisl.

5. Der **Sanderling, Arenaria** (Calidris) **arenaria** (L.), N. 182, 1—3, kommt im April und im August bis Oktober an den Küsten vor und ist auf dem Herbstzuge häufig.

6. Der **Kampfhahn, Pavoncella** (Machetes) **pugnax** (L.), N. 190—193, ist namentlich auf Sumpfwiesen, in der Nähe des Meeres häufig und zieht von

Digitized by Google

September bis Mai bis Mittelafrika. Während das Weibchen einem Strandläufer sehr ähnlich ist, besitzt das größere Männchen zur Brutzeit einen verschieden gefärbten, breiten Kragen und am Kopfe dicht stehende Warzen. Die 3 bis 8 Männchen eines Gebietes versammeln sich an einem etwa $1^1/_2$ m breiten Kampfplatz, um hier jedes genau seine Stelle einzunehmen und abwechselnd zu zweien mit einander zu kämpfen, ohne indes mit dem weichen Schnabel sich irgend eine Verletzung beibringen zu können. Die Nester sind 100 Schritte und darüber vom Kampfplatz entfernt. Es sind einfache Bodenvertiefungen mit wenigen Halmen, welche (3—) 4 ockerbräunliche, gelbbraun bis schwarz gefleckte, etwa 41—45 mm lange Eier enthalten.

7. Die Arten der Gattung **Totanus**:

Der Lauf (von der Mitte des Gelenkknopfes bis zur Oberseite der Zehen gemessen) unter 4 cm lang, höchstens um $^1/_3$ länger als die Mittelzehe mit Kralle; Farbe der Füße grüngelb bis blaugrün.

- Der Schaft der 1. Schwinge hinter der Mitte weiß; die mittleren Schwanzfedern der Länge nach hell und dunkel quergebändert; anliegender Flügel bis 13 cm lang. N. 198, 1—3 . **Bruch-Wasserläufer, T. glareola** (L.)
- Der Schaft der 1. Schwinge braun; die Wurzelhälfte der Schwanzfedern reinweiß; Flügel über 14 cm lang. N. 197, 1—3 . . **Punktierter Wasserläufer, T. ochropus** (L.)

Der Lauf über 4,5 cm lang, etwa um die Hälfte länger als die Mittelzehe mit Kralle.

Farbe der Füße blaugrünlich; die Federn, welche den Schwanz von unten berühren, weiß, selten mit einzelnen Fleckchen; Schnabel etwas aufwärts gebogen.

- Die nackte Schnabelfirste über 4,5 cm, der anliegende Flügel über 17 cm lang. N. 201, 1—3 . . . . . **Heller Wasserläufer, T. glottis** (L.)
- Der Schnabel unter 4,5 cm, der Flügel unter 15 cm lang. N. 202, 1—3. Südosteuropa und Asien; einmal auf Helgoland und einmal bei Hamburg . . . Teich-Wasserläufer, T. totanus (L.) (stagnatilis).

Farbe der Füße rot, in der Jugend heller oder gelblich; untere Schwanzdeckfedern an der Spitze dunkel gebändert oder gefleckt; Schnabel gerade.

- Nackte Schnabelfirste über 5 cm, anliegender Flügel über 16 cm lang; Oberschnabel ganz dunkel; alle Schwingen dunkel, höchstens weiß gefleckt. N. 200, 1—3 . . . . . **Dunkler Wasserläufer, T. fuscus** (L.)
- Schnabel unter 5 cm, Flügel unter 15 cm lang; Oberschnabel wie der Unterschnabel an der Wurzel rot; die mittleren Schwingen vorherrschend, oft ganz weiß. N. 199, 1—3 . **Rotbeiniger Wasserläufer, T. gambetta** (L.)

Der **helle Wasserläufer, T. glottis** (L.) ist besonders auf dem Herbstzuge, im August und September, an der Nordsee häufig, von April bis Juli selten, an andern Orten immer selten.

Der **dunkle Wasserläufer, T. fuscus** (L.) brütet, ebenso wie der vorhergehende, nicht bei uns, sondern wird nur im April, August und September auf dem Zuge beobachtet.

Der **rotbeinige** oder **Meer-Wasserläufer, T. gambetta** (L.) (calidris) ist von April bis September an der Westküste sehr häufig, seltener in den übrigen Teilen des Landes. Er brütet im Juni sehr zahlreich in den Wiesen der Marsch und auf den Halligen. Das Nest ist eine kleine Bodenvertiefung im Grase, mit wenigen Halmen ausgelegt. Die 4 Eier sind etwas

Digitized by Google

kleiner und schlanker als Kiebitzeier, 42—47 mm lang, sehr licht ockergelb, mit schwarzen und einzelnen grauen und olivenbräunlichen Flecken.

Der **Bruch-Wasserläufer, T. glareola** (L.) (littorea) brütet auf den Mooren und Heiden des Mittelrückens ziemlich häufig und zieht von September bis März bis Mittelafrika. Das Nest findet man im Mai, besonders auf Kusen; es ist eine Vertiefung, die mit wenigen Halmen ausgelegt ist. Die 4 Eier sind bleicholivengrünlich, mit einzelnen rötlichen und aschgrauen und zahlreichen dunkelolivenbraunen Flecken.

Der **punktierte Wasserläufer, T. ochropus** (L.) ist selten, auf Waldsümpfen und Brüchen besonders des Ostens und zieht von September bis März bis nach Mittelafrika. Das Nest findet man von Mai bis Juni meist zwischen Weidengebüsch oder im hohen Grase, immer am Boden. Die 4 Eier sind olivengrünlich, dunkelbraun gefleckt.

Nach der Lebensweise kann man die Wasserläufer folgendermaßen unterscheiden:

Es brüten nördlich und kommen bei uns nur auf dem Zuge vor; größere Arten, die außer Arthropoden, Würmern und Mollusken auch kleine Fische und Frösche fressen:
- Kleinere Art, die am weitesten nördlich (in Europa und Asien) brütet und bei uns, auf dem Zuge, seltener beobachtet wird . . . . . **T. fuscus** (L.)
- Größere Art, welche etwas südlicher, schon in Schottland brütet und bei uns auf dem Zuge zahlreich gefunden wird, namentlich an der Nordsee . . **T. glottis** (L.)

Kleinere Arten, welche mehr südlich, auch in unserm Gebiete brüten und sich wohl ausschließlich von Insekten, Krebsen, Mollusken und Würmern nähren:
- Es liebt Sümpfe mit Buschwerk und höheren Wasserpflanzen bestanden und geht auch in sumpfige Wälder . **T. ochropus** (L.)
- Es liebt die freien sumpfigen Moore und Heiden des Mittelrückens von Schleswig-Holstein . . . **T. glareola** (L.)
- Es liebt die Nähe der Meeresküste und brütet deshalb zahlreich in den sumpfigen Marschländereien des Westens und auf den Halligen . . . . . **T. gambetta** (L.)

8. Die Arten der Gattung **Actitis:**

- Die Unterseite in der Mitte reinweiß; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder höchstens mit Spuren von dunklen Querflecken vor der Spitze. N. 194, 1—3 . . . . . **Fluß-Uferläufer, A. hypoleucos** (L.)
- Die Unterseite mit eirunden, schwarzen Flecken; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder mit 4 schwärzlichen Querbinden. N. 195, 1—3. Nordamerika; soll zweimal auf Helgoland gesehen sein . . . . . Gefleckter Uferläufer, A. macularia (L.)

Der **Fluß-Uferläufer, A. hypoleucos** (L.) findet sich zur Brutzeit, von Mai bis Juni, einzeln an rasch fließenden Gewässern, auf dem Zuge trifft man ihn häufiger, auch an den Meeresküsten. Von Oktober bis April zieht er bis nach Mittelafrika. Das Nest findet man an Flußufern, meist unter einem Weidenbusch, am Boden. Es ist aus Halmen gebaut, schön gerundet und enthält 4 licht ockergelbliche, fein grau und rotbraun bis schwarzbraun gefleckte, etwa 34 mm lange Eier.

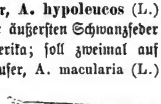


Fig. 81. Schnabel vom Uferläufer; b derselbe von oben.

Digitized by Google

9. Die Arten der Gattung **Limosa**:

Die Schwanzfedern sind schwarz, an der Wurzel weiß. N. 212 u. 213 . . . . . **Schwarzschwänzige Pfuhlschnepfe, L. aegocephala** (L.)

Die Schwanzfedern dicht schwarz und weiß quergebändert.

- Der Schnabel bei alten Tieren doppelt so lang, bei jungen $1^1/_2$mal so lang als der Lauf; Sommerkleid gelbbraun. N. 214, 1—3 . . . . . **Rostgelbe Pfuhlschnepfe, L. meyeri** Leisler.
- Der Schnabel bei alten Tieren kaum mehr als $1^1/_2$mal so lang, bei jungen oft nicht länger als der Lauf; Sommerkleid rotbraun. N. 215, 1—3 . . . . . **Rostrote Pfuhlschnepfe, L. lapponica** (L.)

Die **geisköpfige Pfuhl- oder Uferschnepfe, L. aegocephala** (L.) (melanura, limosa) nistet im Mai auf den Niederungen zwischen Sorge und Eider; auf dem Zuge ist sie weiter verbreitet, an der Nordsee häufig. Zieht von Oktober bis März nach den Mittelmeerländern. Das Nest findet sich auf einem trockenen Hügelchen oder einer Kufe nicht weit vom Wasser; es ist eine Bodenvertiefung mit wenigen dürren Halmen. Die (3—) 4 Eier sind etwa 52 mm lang, olivenbraun, mit wenig hervortretenden, olivengrünen und braunen Flecken.

Die **rostrote Pfuhlschnepfe, L. lapponica** (L.) (rufa) kommt bei uns nur auf dem Zuge vor, besonders im Mai, August und September, am häufigsten an der Nordsee.

Die **rostgelbe Pfuhlschnepfe, L. meyeri** Leisl. wird jetzt gewöhnlich für eine Varietät der roten Art gehalten.

Nach der Lebensweise kann man unsere Arten also folgendermaßen unterscheiden:

- Südlichere Art, welche in Deutschland überall brütet und an den mit niederen Pflanzen bewachsenen Ufern der stehenden, süßen Gewässer lebt . . **L. aegocephala** (L.)
- Es brüten im hohen Norden Europas und Asiens und kommen auf dem Zuge fast nur an den Meeresküsten vor, wo sie zur Ebbezeit auf den Watten, sonst auf den Marschweiden in großen Scharen sich finden: . . . . . **L. lapponica** (L.)
- . . . . . **L. meyeri** Leisl.

10. Die Arten der Gattung **Numenius**:

Kopf oben dunkelbraun, mit hellem Mittelstreif; Schnabel unter 10 cm lang. N. 217, 1 u. 2 . . . . . **Kleiner Brachvogel, N. phaeopus** (L.)

Kopf oben überall grau, dunkel gefleckt; Schnabel über 10 cm lang. N. 216, 1 u. 2 . . . . . **Großer Brachvogel, N. arcuatus** (L.)

Der **kleine oder Regen-Brachvogel, N. phaeopus** (L.) kommt bei uns nur auf dem Zuge vor, besonders im Mai und August, an der Westküste ziemlich häufig.

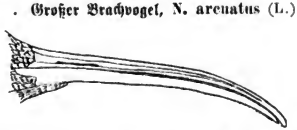


Fig. 82. Schnabel vom kleinen Brachvogel.

Der **große Brachvogel**, in Schleswig-Holstein **Regenpfeifer** genannt, **N. arcuatus** (L.), kommt im April, August und September auf dem Zuge häufig vor, besonders zwischen den Inseln der Nordsee und an Binnengewässern in der Nähe der Ostküste. Zwischen den Dünen von Sylt brüten im Mai einzelne Paare. Das Nest ist eine mit

Digitized by Google

wenigen Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Es enthält (3—) 4 etwa 65 mm lange, auf olivenbräunlichem Grunde dunkler olivenbraun, grau und spärlich schwarz gefleckte Eier.

Nach der Lebensweise kann man die beiden Arten folgendermaßen unterscheiden:

Kleinere Art, welche im nördlichsten Europa und Asien brütet (vom nördlichen Schottland und Skandinavien an) und bei uns nur auf dem Zuge vorkommt . **N. phaeopus** (L.)
Größere Art, welche in Europa und Asien weiter südlich brütet (von Mittelskandinavien bis Norddeutschland und auf gleicher Breite durch Asien) . . . **N. arcuatus** (L.)

(Fortsetzung folgt.)

Alte Schwertscheidenbeschläge.*)

Von Direktor **Sauermann** in Flensburg.

Dem patriotischen Vorgehen eines hiesigen Bürgers verdankt das Museum die Überweisung einer Anzahl ebenso interessanter als wertvoller Silberarbeiten. Der rechtzeitige Ankauf von seiten des Spenders verhinderte die beabsichtigte Veräußerung nach dem Auslande.

Für die hiesige Sammlung haben einzelne dieser alten, mannigfach gestalteten Metallarbeiten, es sind Schwertscheidenbeschläge ꝛc., einen ganz besonderen Wert, weil sie die Anwendung einer ursprünglich nur als Holzbildnerei ausgeübten Technik, nämlich derjenigen des Keilschnitts, bekunden. Obgleich es sich zeigt, daß ihre Linienführung wahrscheinlich durch antike Vorbilder, wie Mäanderzüge ꝛc., beeinflußt worden ist, bieten dieselben doch vielfache Ähnlichkeit sowohl was die technische, als auch die formale Ausführung betrifft, mit jenen in der „Heimat," Heft 3 und 4, Seite 51, abgebildeten ältesten und ursprünglichsten Kerbschnitzereien unseres Landes.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Herstellung dieser keilartig geformten Vertiefungen mit dem Schnitzmesser des Graveurs, dem Grabstichel, zur Durchführung gebracht ist. Weniger ist dies jedoch für die Wertschätzung der Arbeiten von Belang, als vielmehr die Annahme, daß sie höchst wahrscheinlich den bestehenden, am Hausgerät oder an Architekturteilen vorhandenen Holzschnitzereien nachgebildet sind. — Die Verfertiger oder auch die Besteller dieser Arbeiten wird man bei einem Volke suchen müssen, das diesen eigenartigen Formen eine

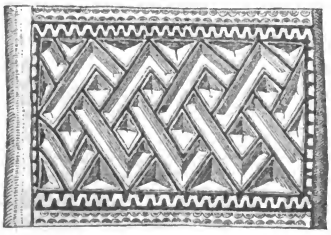


Fig. 16. Schwertscheidenbeschlag.

*) Aus dem Bericht über Verwaltung und Ankäufe des städtischen Kunst-Gewerbe-Museums in Flensburg, S. 35—38. Flensburg 1894.

Digitized by Google

besondere Vorliebe entgegengebracht hat. Wenn dieses thatsächlich der Fall, dann würde ihre Ausführung möglicherweise von Völkerschaften wie den Alemannen oder Franken herrühren, die gleiche Formen aus ihrer nordischen Heimat nach Plätzen überbrachten, die bis dahin unter römischer Kultur gestanden hatten. Das große technische Können, sowie das künstlerische Verständnis, das sich an diesen Arbeiten kund giebt, bestärken zu solcher Annahme, denn welches Volk sollte auch die Fähigkeit an sich besitzen, solche ebenso schwierigen als vollendet durchgeführten Techniken, wie sie hier zur Darstellung gelangt sind, wie Niellen, Tauschierarbeiten ꝛc. ohne römische Lehrmeister herstellen zu können? Wohl waren die Sturzwellen der Franken, Goten, Alemannen imstande, die Herrschaft der Römer auszulöschen, aber sie vermochten nicht die Industrie, die von ihnen in den eroberten Ländern geschaffen war, zu vernichten. Die sich ansiedelnden Völker übernahmen zu den von ihnen mitgebrachten, alle die noch aus römischer Zeit in Übung befindlichen Techniken mitsamt den Zierformen, wie Flechtbänder, Mäander u. s. w., wie wir sie an den vorliegenden Arbeiten so vielfach und in so edler Weise angewendet sehen. — Wenn man sich fragt, wie diese Arbeiten hier ins Land gekommen, dann wird kaum eine andere Deutung möglich sein, als daß sie entweder als Beute ins Land gebracht oder daß sie auf friedlichem Wege, etwa durch den Tauschhandel, nach hier gelangt sind. Dies kann aber nur nach Vernichtung der römischen Herrschaft

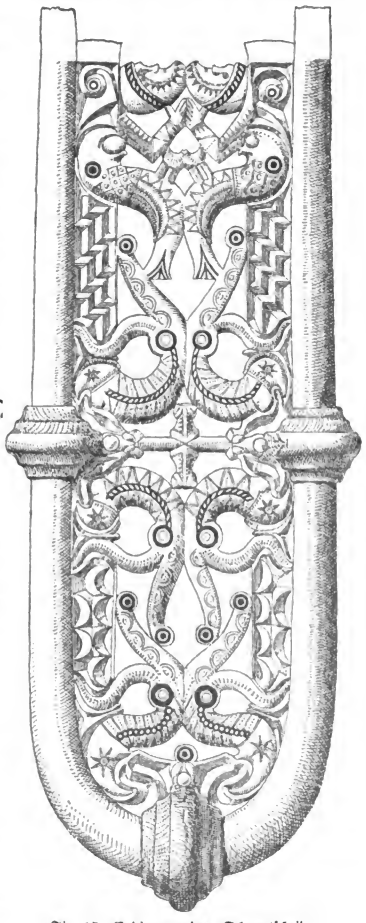


Fig. 17. Endigung einer Schwertscheide.

Digitized by Google

außerhalb Italiens vor sich gegangen sein, so daß die Annahme berechtigt erscheint, daß wir es hier mit Arbeiten zu thun haben, die aus der Zeit, die zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert liegt, herstammen.

Der abgebildete Schwertscheidenbeschlag (Fig. 16) kann als ein charakteristischer Beleg dessen angesehen werden, was vorhin über die Verwendung des Keilschnitts in Metall des Nähern ausgeführt worden ist. Auch das Vorbild für die kleinen im Zickzack gearbeiteten Bandmotive, die das Hauptlinienmuster umgeben, entstammt der Holzschnitzerei. Infolge ihrer leichten Herstellungsart und ihres wirkungsvollen Aussehens hat die Gotik sie bei ihren Möbelschnitzereien häufig zur Anwendung gebracht. (Vergleiche Fig. 2 und 4 aus dem Aufsatz Mittelalterliches Holzmobiliar, „Heimat" 1895, Heft 3 und 4, wo diese Bandmuster als Teilungsmotiv für die breiten Lisenen benutzt sind.)

Das hauptsächlichste Stück dieser alten Silbersachen ist in Fig. 17 wiedergegeben. Es ist der untere Beschlag, die Endigung einer Schwertscheide. In seiner formalen Anordnung zeigt er eine höchst eigenartige Zusammenstellung, indem phantastische Drachenleiber von verschiedener Gestalt mit geometrischen Ornamenten zu einem Muster vereinigt sind. Durch einen kräftigen Rundstab ist derselbe umgeschlossen. An den beiden Enden, wie in der Mitte sind die Stäbe durch flachrunde Bänder mit Schlangenköpfen umfaßt.

Die Zwischenräume, die sich bei dieser Zusammenstellung von Tiergestalten und Ornament ergeben, sind in sehr geschickter Weise durch Keilschnitt-Ornamente ausgefüllt. Die Tierleiber ähneln denjenigen an weit späteren Arbeiten des romanischen und gotischen Stils. Höchst eigenartig erscheint die Zusammenstellung am obern Teil dieses Beschlages, wo auch unter andern die ganz außer Beziehung zu den übrigen Formen stehende Anbringung zweier Masken auffällt. Wir verweisen dabei auf die in der „Heimat", Heft 3 u. 4, S. 51, gebrachte Abbildung der alten Kerbschnitt-Truhe, wo unmittelbar neben dem Schloßblech zwei solcher Masken, auch ganz ohne Beziehung zu dem übrigen Zierrat, angebracht sind. Vielleicht ist es ein Zufall, vielleicht gelingt es, eine Deutung dafür zu bringen.

Zur technischen Herstellung der Arbeiten sei noch bemerkt, daß sie aus einer Silberplatte mittels Grabstichel und Säge gebildet worden sind.

Alle diese Formen, halb nordisch, halb antiken Charakters, sind mit interessanten, ganz verschiedenen Gravierungen überarbeitet, mit Niellen in Form antiker Flechtbänder, mit Vergoldungen in den sorgfältigsten Abstufungen ausgeziert, alles zeigt in sprechender Weise, mit welchem hohen künstlerischen Verständnis die Verfertiger solche Arbeiten zu behandeln wußten.

„Schildbürger" in unserer Heimat.*)

Von **Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

Die Jagler.

Vor ganz alten Zeiten hatten die Jagler noch niemals einen Storch gesehen. Als sich nun eines Tages ein solcher im Kornfeld zeigte, erschraken sie, fürchteten

*) Über die Thorheit der Schildbürger giebt es viele lustige Schwänke, ähnliche oder gleiche Stücklein erzählt man von den Bewohnern verschiedener Ortschaften unseres Heimats-

Digitized by Google

sich vor dem fremden Gaste und gedachten ihn zu töten. Aber niemand mochte darauf losgehen. Nur Waghals war nicht bange; er ließ sich eine Heugabel geben und wollte den Storch erstechen. Doch die Bauern waren besorgt, daß er zu viel von dem schönen Korn niedertreten würde. Darum holten sie schnell eine Bahre herbei und trugen ihn hin. Sie kamen auch wirklich dem Storch so nahe, daß er mit der Heugabel zu erreichen war. Doch Waghals rührte sich nicht. Da riefen die Träger: Waghals stick! — Aber Waghals meinte: Weer'n dick so bangn as mick, denn sä 'u nich: Waghals stick!*)

Die Kisdorfer.

1. Karklohe.

Bei Kisdorf liegt die Einzelhufe Karklohe. Über den Ursprung dieses Namens weiß die Sage folgendes zu berichten:

In alter Zeit sollte in dortiger Landesgegend eine Kirche erbaut werden. Es war aber Streit zwischen Kisdorf und dem heutigen Kaltenkirchen, weil beide Orte die Kirche haben wollten. Endlich einigten sie sich dahin, daß beide Ortschaften ihre Vertreter gemeinschaftlich einen Bullen treiben ließen. Und es wurde abgemacht, daß die Kirche dort stehen sollte, wo das Tier sich zuerst lagern würde.**) — Als nun der Bulle nach langem Treiben sehr müde war, wollte er sich bei der Einzelhufe hinter Kisdorf niederlegen, und die Kisdorfer waren schon sehr erfreut. Aber im selben Augenblick schlugen die Kaltenkirchener so unbarmherzig auf den Bullen los, daß er vorwärts mußte. So brachten sie ihn noch mit großer Mühe bis nach Kaltenkirchen.

Dort aber fiel er nieder und blieb tot liegen. Also wurden die Kisdorfer betrogen. Sie nannten aber den Platz bei ihrem Dorfe, auf dem die Kirche rechtmäßiger Weise hätte stehen müssen, Karklag. Dieser Name ist dann mit der Zeit in Karklohe verändert worden.

2. In de Sengel.

Ein Teil des Dorfes Kisdorf führt noch heutigen Tages den Namen: „In de Sengel." Auch über die Entstehung dieses Namens weiß die Sage Auskunft zu geben:

In alten Zeiten, als Bauervogt Hans noch das Regiment in Kisdorf führte, hatte der Ort einst sehr von den Mäusen zu leiden. Diese Plage war um so schlimmer, weil man zu der Zeit noch keine Katzen in Kisdorf hatte.

Da kommt eines Tages ein Fremder ins Dorf. Als der von der Not der Leute hört, teilt er ihnen mit, er besitze ein Tier, das sie von dieser Plage befreien könne.

---

landes, so in Holstein von den Kisdorfern, Büsumern, Neuenkirchenern, Hanerauern, Fockbeckern und Bisforstern, in Schleswig von den Rømbern, den Jaglern, den Gablern, den Hostrupern. Vergl. Müllenhoff Sagen ꝛc., Seite 92—97 und Kopisch, „Die Histörchen" in „Allerlei Geister", Berlin 1848, S. 182.

*) Andere Sagen von den Jaglern, Müllenhoff Sagen ꝛc., S. 92.

**) Vergl. Müllenhoff, Sagen ꝛc., Seite 112.

Digitized by Google

Die Kisdorfer bedenken sich nicht lange und kaufen das Tier für einen hohen Preis. Bald danach liefert der Fremde den Mänsetöter ab und nimmt die bedingte Zahlung in Empfang. Die Kisdorfer fühlten sich glücklich und bewirteten den Fremden aufs beste. Als er jedoch kaum den Ort verlassen hat, fällt ihnen ein, daß sie noch garnicht wissen, womit das Tier gefüttert werden muß. In größter Eile werden ihm nun zwei Boten zu Pferde nachgesandt, die sich danach erkundigen sollen. Zufällig blickt der Fremde unterwegs um sich und sieht die Reiter nahen. Er glaubt aber, den Kisdorfern sei der Handel leid geworden und spornt sein Pferd zu schnellerem Laufe an, sodaß die Boten ihn nicht einholen können.

Nach längerem vergeblichen Bemühen rufen sie endlich aus der Ferne: „Wat fritt dat Tier?" „Melk un Müs!" antwortete der Verkäufer. — Die Boten verstehen jedoch „Land un Lüd."

Als nun die Kisdorfer diese schlimme Botschaft hören, kriegen sie Angst und wollen lieber das arge Tier töten, ehe es schlimmen Schaden anrichtet. Sie wollen nun die gekaufte Katze mit Knütteln totschlagen, können aber des flinken Tieres nicht habhaft werden. Da meint Bauervogt Hans, man müsse das Haus anzünden, damit das Tier verbrenne. Das geschah. — Aber die Katze flieht ins Nachbarhaus. Man zündet auch dies an. Die Katze flieht weiter, die eifrigen Kisdorfer immer hinterher und zünden ein Haus nach dem andern an. Erst, nachdem ein großer Teil des Dorfes niedergebrannt ist, gelingt es, die Katze zu töten.

Die Kisdorfer nannten aber später den neuerbauten Dorfteil „In de Sengel".*)

3. Wie die Kisdorfer den Bullen aufs Dach zogen.

Einst hatte Bauervogt Hans mit frischem Roggenstroh decken lassen. Es war aber schlecht gedroschen worden und nach einiger Zeit wuchs die grüne Saat auf der Dachfirste. Dies sieht Hans und meint, es sei doch jammerschade um den schönen Roggen. Er läßt die Kisdorfer zusammenkommen um zu hören, was sie dazu meinen. Aber sie wissen keinen Anschlag zu machen. Endlich meint einer, es müsse eine schöne Weide für den Dorfbullen geben. Dem stimmten die andern bei. Aber wie soll man den Bullen hinaufschaffen. Dazu giebt Hans den Ausschlag: Man muß oben auf dem Dache eine Rolle anbringen und dann den Bullen hinaufziehen. Gesagt, gethan! Dem Bullen wird ein Strick um die Kehle geschnürt und dann beginnt man zu ziehen. Aber dem Bullen geht dabei der Atem aus und als er ziemlich oben ist, verendet er und läßt dabei die Zunge aus dem Halse hängen. Das sieht Hans und ruft: Nu rit man noch mal düchtig to! He lickt all ut.**)

4. Wie die Kisdorfer den Brunnen maßen.

Die Kisdorfer hatten einen Brunnen gegraben. Den hatten sie sehr tief machen müssen, um Wasser zu bekommen. Nun hatten sie Lust seine Tiefe aus-

*) Vgl. Müllenhoff Sagen rc., S. 93: Die erste Katze in Gabel. Die Sage wird gleichfalls von den Büsumern (und Schildbürgern) erzählt.

**) Die Fockbecker ließen eine Kuh auf der Firste grasen. Müllenhoff Sagen rc., S. 97.

Digitized by Google

zumessen. Weil es aber noch keinen Maßstab gab, so sollte es nach „Kerlslängen" geschehen. Hans packt also mit beiden Händen die über dem Brunnen liegende Welle. Dann muß sich einer nach dem andern hinablassen, und jeder hält sich an den Füßen seines Obermannes. Als nun schon acht Mann hangen und die Last groß für Hans wird, ruft er: So Jungs! — Nu hölt fast! Ick mut eerst mal in de Hänn spiegn. Awer ick segg ju, dat ji recht defftig anpackt, dat wi nich fallt.

5. Die Kisdorfer und der Storch im Buchweizen.

Einst ging Bauervogt Hans über Feld. Da sah er einen Storch in seinem blühenden Buchweizen spazieren. Darüber erschrak er, denn dieses Tier hatte man in Kisdorf noch nie gesehen. Voll Angst lief er heim und beratschlagte mit seinen Leuten, wie man das Tier vertreiben könnte. Man beschloß, den Storch mit einer Bahre aus dem Buchweizen zu tragen.

Als sie aber mit ihrer Bahre beim Felde anlangen, thut ihnen der schöne Buchweizen leid, den sie dabei vernichten, und Hans meint, es sei das beste, wenn sie hindurch schwimmen. Er also voran und die andern hinterdrein. So rudern sie mit Armen und Beinen, und der letzte schleppt die am Fuße befestigte Bahre hinter sich her. Als sie jedoch dem Storch nahe kommen, erhebt der sich und fliegt davon. Verwundert schauen die Kisdorfer ihm nach.

Mit Verwunderung sehen sie aber auch den Schaden, den sie im Buchweizen angerichtet haben, und Hans meint: Lät uns man op'n auner Stell dörfwimmen, dat wie dat schöne Körn nich ganz dal drückt.*)

6. Das Pferde-Ei.

Einst kommt Bauervogt Hans in seinen Pferdestall und findet hinter seiner Stute einen Kürbis. So etwas hat er noch nie gesehen, und glaubt nun, daß seine Stute ein Ei gelegt habe. Erfreut ruft er seine Frau: Mudder! Komm flink mal rut! Uns Tät hettn grot Ei leggt.

Verwundert sieht auch sie dieses Pferde-Ei. Aber beide wissen nun nicht, was damit zu machen ist. Endlich beschließen sie, daß die Frau das Brüten übernehmen soll. Das geschieht nun.

Vier Wochen lang brütet sie geduldig, und noch immer zeigt sich kein Leben im Ei. Hans beruhigt sie: Sitt du man noch 'n acht Däg. Du weetst, dat din Göös veer Weeken sitt, un dit is 'n Peer-Ei.

Als aber auch nach diesen acht Tagen alle Mühe vergeblich ist, da glauben beide, daß das Ei verdorben sei. Hans will es daher bei Seite schaffen, und um nicht weiter Anstoß zu erregen, geht er damit zu Holz und wirft es an den ersten besten Baum. Um den Baum herum aber steht Gebüsch und darunter hat ein Hase geruht. Dieser springt erschrocken auf und rennt davon. Hans sieht ihn und glaubt, es sei ein Füllen aus dem Ei gesprungen. Er lockt:

*) Vergl. die Jagler. Die Fockbecker vertrieben den Storch aus dem Flachsfelde.

Digitized by Google

Hide! Hide! Komm! Din Möhm is hier!*) Doch der Hase kehrt sich nicht daran. Verdrießlich kehrt Hans endlich wieder heim und sagt zu seiner Frau: Harrst doch man noch 'n acht Däg länger setn. Füst so 'n Fahln as uns ol Tät!**)

Geschichte der holsteinischen Elbmarschen.***)

„Die Werke, welche, zum Teil von hochbedeutenden Männern, über unsere Landesgeschichte geschrieben sind, haben fast ausschließlich die Darstellung der nationalen Kämpfe gegen Dänen und Wenden und die allgemeinen, weltgeschichtlichen Gesichtspunkte im Auge, während sie die eigentümliche Entwickelung der einzelnen Landschaften, insbesondere der Elbmarschen, kaum berühren. Und doch sind auch im Innern des deutschen Stammes unserer Provinz so manche, noch jetzt deutlich erkennbare, scharfe Gegensätze zwischen Angeln und Friesen, Ditmarsen und Holsaten, endlich auch zahlreichen holländischen Kolonisten wirksam gewesen, wie wohl kaum in einem anderen gleich großen Teile des deutschen Vaterlandes. Diese Verhältnisse aufzuklären, bedarf es noch mancher Arbeit, und ein nicht geringer Teil derselben wird auf die Geschichte unserer Elbmarschen zu verwenden sein." Mit diesen Worten bezeichnet der Verfasser die Aufgabe, deren Lösung er sich als Ziel gesetzt, und die er, soweit dieses gegenwärtig möglich war, gelöst hat. Der Umstand, daß die Frage nach der staatsrechtlichen Stellung der Herzogtümer eine endgiltige Beantwortung gefunden hat, ermöglicht es ihm, sein Hauptaugenmerk den Wandlungen, die dieser Landstrich durch die Angriffe der Wogen erfahren hat, der Besiedelung und dem Ausbau desselben, den auf die Sicherung des Besitzes gerichteten Bestrebungen und den zu diesem Zwecke geschaffenen Einrichtungen und endlich dem unter derartigen Verhältnissen erwachsenden Volksleben zuzuwenden, wobei er aber nicht unterläßt, die politischen Schicksale je nach der Ergiebigkeit der zur Verfügung stehenden Quellen zu schildern und, soweit angängig, den Wortlaut der Quellen in den Text zu verweben. Die Anhänge bringen zahlreiche, zum allergrößten Teile bisher unbekannte Urkunden, die uns einen Einblick in das Volksleben der früheren Zeiten gewähren, und darum auf ein allseitiges Interesse Anspruch erheben dürfen. Das Werk zieren Abbildungen nach den Platten für Professor Haupt's Bau- und Kunstdenkmäler und eine auf den Ergebnissen der topographischen Landesaufnahme beruhende, aber in manchen Punkten berichtigte Karte von Theodor Ahsbahs, welche dadurch besonderen Wert erhält, daß bei den einzelnen Ortschaften das Jahr, in dem sie zuerst erwähnt werden, und bei

*) Hide = Lockruf für ein Füllen. Möhm = Mutter.

**) Die Sage wird auch von den Fockbeckern erzählt. Doch ist es bei ihnen ein Käse, den ein Händler verloren hat.

***) Von Prof. Dr. Dr. Detlefsen. In zwei Bänden. Glückstadt, 1891—1892. Im Selbstverlage des Verfassers. 447 und 516 Seiten nebst einer Karte (1 : 100 000), Lex.-8°. Preis für Mitglieder des Vereins bei direktem Bezuge vom Verfasser 10 M.

Digitized by Google

den untergegangenen Ortschaften auch das Jahr der letzten Erwähnung eingetragen ist.

I.

Die Elbmarschen verdanken ihre Entstehung der vereinigten Einwirkung des Meeres und des Elbstromes. Die erste Kunde von ihnen stammt aus der Zeit der Römerkriege. Da Ptolemäus von Mündungen der Elbe im Plural spricht, dürfen wir annehmen, daß die Anschwemmungen erst zu Inselbildungen geführt hatten, sodaß die Marsch damals (und bis in das 12. Jahrhundert hinein) ein Delta bildete. Die viel zitierte Schilderung des Plinius giebt uns Aufschluß über die Lebensweise der damaligen Bewohner, und die in den Museen zu Meldorf und Kiel aufbewahrten Einbäume zeigen uns, daß zu der Zeit, da diese Einbäume gebraucht wurden, die Gegend um den Kudensee in weiter Ausdehnung schiffbar war. Die Ansiedelungen liegen noch in manchen Gegenden auf Wurten, deren einige gewiß uralt sind und, wie die am Obendeich bei Glückstadt, mutmaßliche Reste von Kelleranlagen aufgewiesen haben. Weitere Aufschlüsse geben die geographischen Namen; so zeigt die Gruppe von Namen auf -hoe (= Wald), daß die Marsch zur Zeit, da diese Namen entstanden, bereits Wälder trug.

Zu den Zeiten Karls des Großen kommt neues Licht in die Geschichte der Marschen. Eine Zusammenkunft der Grafen Karls mit den dänischen Großen sollte dazu dienen, gegenseitige Klagen nach Billigkeit auszugleichen. Sie fand im Jahre 809 zu Badensliot statt, welcher Ort als Beidensleth an der unteren Stör gedeutet wird. Zur Sicherung des nordelbischen Bezirks gründete Karl Itzehoe; unter Ludwig dem Frommen begann die Missionsthätigkeit durch Ebo von Rheims und Ansgar, die oft in Welanao Aufenthalt nahmen und hier sich von den Anstrengungen der Missionsreisen ausruhten. Bereits zu Ansgars Zeiten entstand die Taufkirche zu Heiligenstedten als eine der ersten vier Kirchen des Hamburger Sprengels; die Kapelle zu Welna ist aber wahrscheinlich erst in jüngerer Zeit entstanden. Auf die nun folgenden Einfälle der Dänen wird die Anlage der Bökelnburg und der Kaksburg zurückgeführt, da dieselben offenbar als Schanzen und Wachtposten gegen Feinde erbaut sind, die zu Schiff durch die Auen der noch uneingedeichten Wilstermarsch sich nahten. Die Kirche zu Heiligenstedten blieb die einzige Kirche an der Stör, erst 1164 wird die Kirche zu Wilster genannt; dagegen waren die inneren Teile der Wilstermarsch wahrscheinlich teilweise nach Hohenaspe zehntpflichtig, und auch die uralte Kirche von Schenefeld scheint ihren Sprengel bis in diese Gegend ausgedehnt zu haben, während von einem Hinübergreifen der ditmarsischen Kirchspiele in die Wilstermarsch keine Spur zu finden ist.

Mit der fortschreitenden Besiedelung der Elbmarschen mußten auch umfassendere Vorkehrungen zum Schutze gegen das Meer getroffen werden. Der Deichbau ist nicht erst durch holländische Einwanderer des 12. Jahrhunderts begonnen worden. Nach Helmold waren die Sachsen der Altmark mit der Kunst des Deichbaues vertraut, und es ist also nicht anzunehmen, daß den Sachsen

Digitized by Google

der Elbmarschen diese Kunst unbekannt gewesen sei; da die Besiedelung zu jener Zeit aber noch lückenhaft war, war eine vollständige Eindeichung der Elbmarschen wahrscheinlich nicht erfolgt, um so weniger, als zunächst die höher gelegenen Punkte (am linken Ufer der Stör von Borsfleth bis Hodorf und am rechten von Wewelsfleth bis Kampen, in der Haseldorfer Marsch bei Haselau, Haseldorf und Hohenhorst) besiedelt wurden. Die ältesten Ansiedelungen haben größtenteils kurze Ackerstücke von unregelmäßiger Form, welche zeigt, daß die ersten Anbauer die Gräben durchaus im Anschluß an die zufällige, natürliche Abdachung ihres Landes und an die ursprünglich vorhandenen kleinen oder größeren Wasserläufe zogen, die es umgaben oder durchschnitten. Verhältnismäßig niedrige Deiche werden diese Gebiete geringen Umfangs eingeschlossen haben, deren Entwässerung durch einfache Siele möglich war. [Bemerkenswert ist, daß die Sklaverei noch nicht aufgehoben war; bis zum Jahre 1144 (bezw. 1164) lassen sich noch Sklaven in der Marsch nachweisen.]

Als Beweis für die fortschreitende Besiedelung dient der Umstand, daß sich bis 1227 nicht weniger als 23 Ortschaften urkundlich nachweisen lassen. In Verbindung hiermit haben nicht allein natürliche Ursachen, sondern noch mehr Menschenhände große Veränderungen in der Entwässerung der Marsch durch die Auen herbeigeführt, sodaß in jeder der drei Hauptmarschen Auen gänzlich oder teilweise eingegangen oder völlig verlegt sind; aber noch viel gründlicher haben die Menschen mit den Fleeten aufgeräumt. Die Auen sind allerdings auch teilweise verschwunden, aber doch auch die verschwundenen noch nachweisbar; die 23 aufgezählten Fleete sind aber fast ausnahmslos nicht mehr nachzuweisen. Statt ihrer mündet jetzt eine große Anzahl von gegrabenen, gradlinigen „Wetterungen“ vermittelst Schleusen, die das Wasser unter den Deichen hindurchführen, in die Elbe selbst, und von diesen Wetterungen trägt keine den Namen eines jener Fleete. Durch diese eigentümliche Thatsache erscheint der Schluß berechtigt, daß die Entstehung der Wetterungen mit dem Verschwinden der Fleete in unmittelbarem Zusammenhang steht, und da die Anlage des Entwässerungssystems mit seinen Gräben und Wetterungen nur bei einer vollständigen Sicherung durch Deiche geschaffen werden konnte, so muß der einheitlich durchgeführte, die ganzen Marschdistrikte umschließende Deichbau den Untergang der Fleete herbeigeführt haben. Ein Vergleich mit den Fleeten der hamburgischen Elbinseln und Dithmarschens läßt erkennen, daß die ursprünglichen Fleete der Elbmarsch teils Verzweigungen der Elbe und ihrer Nebenflüsse, teils alte, natürliche Wasserläufe, die neben den Auen her in die Elbe gingen oder sich in die Auen selbst ergossen, darstellten.

Von den ursprünglichen Seen ist nur noch der Darrsee vorhanden (die Bracken der Wilstermarsch sind erst durch die Sturmfluten von 1720 eingerissen); mehr oder weniger sicher lassen sich noch in der Wilstermarsch der Fleetsee, Arnesse, Sladen, Dammesleet, Rotmaresvlete (Rumfleth), Bredina (Vaaler Moor) und in der Haseldorfer Marsch das Wieflet (bei Sonnendeich) nachweisen, während die Kremper Marsch keine Spur von Seen aufzuweisen

Digitized by Google

hat. Der damalige Zustand der Marsch entsprach völlig den Angaben, die Danckwerth über die alte Karte der Haseldorfer Marsch macht, nach der diese zu Vizelins Zeiten vorwiegend aus Inseln und Pfützen bestanden habe. Die Eindeichung machte aber schon früh diese Inseln landfest, die Fleete und Seen verschlickten, und die entstandenen Deiche, Gräben und Wetterungen verliehen der Marsch ein ganz verändertes Aussehen. Am längsten hielten sich die alten Zustände am Rande der Kremper Marsch, wo wir noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts südlich von der Rhinmündung eine größere Insel fanden, die durch Rhin, Spleth, Schleuergraben und das wasserreiche Moor bei Moorhuden von der übrigen Marsch getrennt war und erst ganz allmählich landfest wurde.

Die Einwanderung der Niederländer, die wohl durch Übervölkerung ihrer Heimat und die verlockenden Aussichten auf Besitzerwerb zum Zuge gegen Osten gedrängt wurden, beförderte die Besiedelung der außendeichartigen Marschländereien, die noch als Besitz der ganzen Gemeinde angesehen wurden. Auf niederländischen Ursprung weisen die drei Ruten breiten Ackerstücke, welche sich durch ihre regelmäßige Anlage von den kleinen, unregelmäßigen Ackerstücken der altsächsischen Ansiedelungen unterscheiden und den südlichen Teil der Wilstermarsch, die Kremper und die Haseldorfer Marsch ausmachen, während die nördliche Wilstermarsch das System der breiteren, aber kürzeren „Fennen" zeigt, wie es in den schleswigschen Marschen bekannt ist. Die ursprünglichen Grenzen der Dörfer verlaufen, soweit sie sich nicht alten Gewässern und Fleeten anschließen, gradlinig. Die ganzen Bezirke wurden in das System der Gräben einbezogen und die Gräben an besonders tiefen Stellen verbreitert, vertieft und der Anzahl nach vermehrt. Die Deichanlagen wurden erhöht und vermehrt; an die Stelle der alten Klappsiele oder Schotten traten die Schleusen, deren Name schon auf fremden Ursprung weist. Die Anlage der kostbaren Schleusen, Deiche und Wetterungen hatte feste Bestimmungen für ihre Unterhaltung zur Folge. Die Lasten wurden nach der Größe, nicht nach der Güte oder dem Werte, auf die einzelnen Grundstücke der zu diesem Zwecke gebildeten Wasserlösungskommüne verteilt. Soviel wie möglich erfolgte die holländische Besiedelung und Bedeichung der Marsch nach Kirchspielen, die in mehrere Dorfschaften von annähernd gleichem Flächeninhalt zerfielen. Die Häuser der Dorfschaft liegen meistens in langer Reihe an der Hauptstraße des Dorfes, die entweder dem Deiche oder der Wetterung folgt, weil neben dem Deiche das Land am höchsten ist oder neben der Wetterung die ausgeworfene Erde zur Anlage von Wurten dienen konnte. Am unteren Ende eines Dorfes liegen oft 3—4 Höfe seitwärts von der Dorfstraße neben einander, die den Namen Riep (d. h. Seitenweg) tragen.

Auf die holländischen Einwanderer ist das hollische Recht zurückzuführen. Dasselbe war nur ein Gewohnheitsrecht und ist nie in einer zusammenfassenden Übersicht niedergeschrieben. Als Christian I. es durch Patent vom 2. November 1470 aufhob und es durch das Holstenrecht ersetzte, ließ er das mit den Schutzeinrichtungen der Marschen aufs engste verbundene Deichrecht ausdrücklich

Digitized by Google

bestehen. Später ist es mehrfach bestätigt worden, und erst das 18. und 19. Jahrhundert haben auf diesem Gebiete gründliche Veränderungen hervorgerufen. Der „Deichgrefe" fällte nicht das Urteil, sodaß die Deichgeschwornen nur als Zugabe zu betrachten sind, sondern er leitet nur die Verhandlungen sowohl beim Gericht als bei der Schauung und der Pfändung; die Geschwornen aber finden das Recht. Neben oder unter dem Deichgrefen stehen die Hauptleute, deren Obhut die Entwässerungsanlagen anvertraut sind, die aber auch an der Deichschau teilnehmen. Die älteste Urkunde, die Aufschluß über das Deichwesen der alten Zeit gewährt, ist der Spadelandbrief vom Jahre 1438.

A. P. Lorenzen.

Vierter Jahresbericht
über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg.

Der Verein ist im verflossenen Jahre eifrig bemüht gewesen, die Flora Hamburgs und Umgegend genau zu durchforschen und den Pflanzenbestand derselben festzustellen. Eine größere Zahl von Exkursionen ist nach den verschiedenen Teilen Holsteins und Hannovers unternommen worden, so nach Burg in Dithmarschen, Reinfeld und Umgegend, Geesthacht-Lauenburg, Stade-Hechthausen, Bargteheide-Jersbek, Friedrichsruhe-Hahnenkoppel, Lübeck-Schlutup, Segeberg-Ihlsee, Trittau-Hahnenheide, Cuxhaven und Ahrensburg-Volksdorf.

Der Besuch der abgehaltenen Winterversammlungen war ein recht guter. Vorträge wurden gehalten von Herrn J. Schmidt: über die Flora der Färöer und Islands; von Herrn C. Kausch: über die Eichen Hamburgs; von Herrn G. Pieper: über die Flora der Tertiärzeit; von Herrn W. Zimpel: über die Adventivflora Hamburgs; von Herrn W. Schmidt: über das Liebesleben der Pflanze; von Herrn F. Erichsen: über die Flora Siebenbürgens.

Für die Bibliothek des Vereins ist eine größere Anzahl floristischer Werke angeschafft. Das Ergebnis unserer Arbeit entsprach nicht der aufgewandten Zeit und Mühe, denn nur für sehr wenige Pflanzen unserer Heimat konnten neue Standorte festgestellt werden. In erster Linie ist das Vorkommen von Ononis arvensis L. (O. hircina Jacq.) zwischen Jenfeld und Rahlstedt im Kreise Stormarn erwähnenswert. In älteren Florenwerken unseres Gebietes finden wir inbezug auf diese Pflanze diverse Standorts-Angaben, die Knuth in seiner Flora von Schleswig-Holstein zusammengestellt hat, während Krause in Prahls „Kritischer Flora" dieselben mit Stillschweigen übergeht. Da jetzt aber die Pflanze mit Sicherheit im Gebiet nachgewiesen ist, so dürfen wir hoffen, daß dieselbe auch noch an anderen Stellen zu finden sein wird.

Ebenso wichtig ist die Entdeckung von Goodyera repens Lindl. Diese seltene Orchidee, die bislang nur einmal bei Neumünster aufgefunden worden ist und, nach mündlichen Mitteilungen des verstorbenen Prof. Reichenbach, in der Umgegend von Mölln vorkommen soll, ist im verflossenen Sommer von Herrn Japp, Förster zu Brunsmark, wirklich in der Gegend von Mölln auf-

Digitized by Google

gefunden und mir in einigen Exemplaren zugestellt worden, so daß ich mich veranlaßt sehe, von diesem hochwichtigen Funde hier Mitteilung zu machen.

Für Botrychium Lunaria Sw. ist ein neuer Fundort bei Ohe im Kreise Stormarn nachgewiesen.

Valeriana dioïca L. var. silvatica Schmidt (a. A.) ist in einer quelligen Gegend im Walde bei Burg in Dithmarschen gefunden.

Außerordentlich reich war im letzten Jahre die Adventivflora Hamburgs entwickelt. Obgleich noch lange nicht alle gesammelten Pflanzen bestimmt sind, ist die Zahl der bekannten neuen Arten doch schon doppelt so hoch, als sie in früheren Jahren war. Hauptfundstätten waren die Dampfmühle bei Wandsbek und die Wollkämmerei am Reiherstieg, woraus ersichtlich, daß die Einschleppung durch ausländisches Getreide und fremde Wolle stattfand. In der Umgebung der neuen Mühle bei Wandsbek wurden nicht weniger als 192 Pflanzen gesammelt, die unserer Flora nicht angehörten, unter denen viele nur in wenigen Exemplaren vorkamen.

Zum ersten Male wurden aufgefunden: Althaea pallida W. K., Asphodelus fistulosus L., Avena tenuis Mnch, Avena hybrida Peterm., Apera interrupta P. B., Astragalus hamosus L., Ammobium alatum R. Br., Bunias Erucago L., Bidens bipinnata L., Centaurea depressa M. B., Crucianella angustifolia L., Chloris barbata Swtz., Chrysanthemum coronarium L., Eragrostis poaeoides P. B., Erysimum odoratum Ehrh., Erucastrum incanum K., Erodium malacoides Willd., Ervum Lenticula Schreb., Fumaria Vaillantii Loisl., Lupinus angustifolius L., Helianthus Maximiliani Schrad., Malva nicaeensis L., Malva verticillata L., Medicago mollissima Lam., Melilotus sulcatus Desf., Oenothera odorata Jq., Polycarpon tetraphyllum L. f., Polypogon maritimus Willd., Ranunculus parviflorus L., Ricinus communis L., Saxifraga tridactylites L., Saponaria porrigens L., Solanum rostratum Dunal., Tagetes glandulifera W. K., Trifolium patens Schreb., Trifol. Molinieri Balb., Trifol. nigrescens Vis und Valerianella rimosa Bast.

Aus der großen Zahl derjenigen Adventivpflanzen, die schon aus früheren Jahren bekannt sind, erwähnen wir hier einige der wichtigsten, als: Aegilops triaristata Willd., Aegilops triuncialis L., Alopecurus utriculatus Pers., Althaea hirsuta L., Amsinkia angustifolia Lehm., Anacyclus officinarum Hoyne, Atriplex tatarica L., Atriplex nitens Rebent., Bifora radians M. B., Bromus brizaeformis Fisch. & Mey., Bromus confertus M. B., Bupleurum protractum Hoffng., Centaurea melitensis L., Chorispora tenella D. C., Claytonia perfoliata Donn., Cuminum Cyminum L., Datura Tatula L., Elymus caput Medusae L., Erodium moschatum Willd., Euclidium syriacum R. Br., Galium cruciatum L., Hordeum jubatum L., Hordeum maritimum With., Herniaria hirsuta L., Lallemantia peltata Fisch. & Mey., Lepidium graminifolium L., Linaria genistaefolia L., Medicago minima L., Milium vernale M. B., Myagrum perfoliatum L., Orlaya grandiflora Hoffm., Phalaris paradoxa L., Phleum asperum Vill., Phleum graecum Boiss. & Heldr., Phleum tenue Schrad., Plan-

Digitized by Google

tago Lagopus L., Polypogon monspeliensis L., Portulaca oleracea L., Rhagadiolus stellatus Gärtn., Senebiera didyma Pers., Silene linicola Gmel., Silene pendula L., Sisymbrium Irio L., Tordylium maximum L., Torilis nodosa Gärtn., Trifolium diffusum Ehrh., Tr. parviflorum Ehrh., Tr. supinum L., Tr. striatum L., Tr. resupinatum L., Trigonella corniculata L., Triticum villosum M. B., Verbascum phoenicium L., Vicia cordata L., V. bithynica L., V. lutea L., V. peregrina L., V. narbonensis L. var. integrifolia Koch. & var. serratifolia Koch., V. tricolor Seb. & Maur. und Xeranthemum annuum L.

Hamburg, im Mai 1895.

Justus Schmidt,
z. Z. 1. Vorsitzender.

Mitteilungen über schleswig-holsteinische Botaniker.

Von R. von Fischer-Benzon in Kiel.

Stirbt ein Botaniker von einigem Ruf, so bringen fachwissenschaftliche Zeitschriften Nachrichten über sein Leben und seine Thätigkeit. Diese pflegen indessen dem größeren Publikum nicht zugänglich zu sein; deshalb bietet es vielleicht einiges Interesse, wenn an dieser Stelle Auszüge aus größeren Nekrologen ꝛc. mitgeteilt werden. Die Mitteilungen über J. F. Drège werden hier zum ersten Male gedruckt.

Jean François Drège.

Er wurde zu Altona am 25. März 1794 geboren. Sein Vater war der Handschuhmacher Isaac Henri Drège, seine Mutter Jeanne Louise, geb. Hubert. Die Vorfahren wanderten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich aus und gründeten mit anderen Reformierten die französisch-reformierte Gemeinde in Altona. Ursprünglich hießen sie de Rège; Seitenverwandte in Berlin schreiben sich noch so.

Jean François erlernte die Gärtnerei in Göttingen, wo er, nachdem er 1812 ausgelernt hatte, am botanischen Garten blieb und Botanik studierte. Später hat er dann in verschiedenen großen Gärtnereien gearbeitet, 1818—19 in Bruck an der Leitha, 1819—20 im Hofgarten zu Nymphenburg, 1821—22 in Riga, dann im botanischen Garten zu Berlin, und kurze Zeit in Petersburg.

1825 ging er mit seinem Bruder Carl, der Apotheker war, nach der Kapstadt. Von hier aus zogen beide Brüder mit einem Ochsenwagen und von einigen Hottentotten begleitet quer durch Südafrika bis Natal, wobei Jean François Pflanzen, und Carl Insekten sammelte. Nach Beendigung dieser Reise unternahm Jean François allein eine zweite Wanderung von der Kapstadt aus, trat mit Ecklon und Zeyher in Verbindung und kehrte 1833 oder 1834 nach Europa zurück. 1835 ging er mit dem größten Teile der gesammelten Pflanzen nach Königsberg, um sie mit dem dortigen Professor der Botanik, Ernst Meyer, zu bestimmen.

In der Folge stand er mit einer großen Zahl von Gelehrten in Briefwechsel, mit Presl in Prag, v. Schlechtendahl in Halle, Kosteletzky in Prag, Lichtenstein

Digitized by Google

in Helmstädt, Nolte in Kiel, Münster in Greifswald, Klotsch in Berlin, Bunge in Dorpat, Steetz in Hamburg, Alph. de Candolle in Genf, Asa Gray in Cambridge, U. S., Regierungsdirektor Sporleder in Wernigerode ꝛc. ꝛc.

In Groß-Borstel bei Hamburg besaß er eine Handelsgärtnerei, mit der er sich neben seinen botanischen Studien beschäftigte. Hier hielt sich Zeyher, der 1846 mit seinen Sammlungen vom Kap zurückgekehrt war, längere Zeit bei ihm auf, um mit ihm die mitgebrachten Pflanzen zu bestimmen. Nach Verkauf der Gärtnerei zog Drège nach Altona, wo er am 3. Februar 1881 starb (Schriftliche Mitteilungen vom Schwiegersohn, Justizrat Jessen in Altona).

Ein Teil der von J. F. Drège in Südafrika gesammelten Pflanzen wurde von Ernst Meyer, Professor der Botanik in Königsberg, bearbeitet in

Commentariorum de plantis Africae australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit Joannes Franciscus Drège, Vol. I. Fasciculus I et II. Lipsiae, Voss. 1835—37. 8°, LXX, 326 p.

Aus dem Titel geht hervor, daß Drège als Mitarbeiter an diesem Werke teilnahm. Selbständig publizierte er 3 Verzeichnisse der von ihm gesammelten Pflanzen, die er zum Verkaufe ausbot:

Catalogus plantarum exsiccatarum Africae australioris, quas emturis offert. 8°. Nr. 1, 20. März 1837, 11 S.; Nr. 2, 20. März 1838, 20 S.; Nr. 3, 24. April 1890, 16 S.

Endlich gab er noch heraus:

Zwei pflanzengeographische Dokumente, nebst einer Einleitung von Dr. E. Meyer, Prof. in Königsberg. Besondere Beigabe zur Flora 1843, Bd. II (Leipzig 1844). 8°. 230 S. und 1 lithogr. Karte von Südafrika.

Johannes Groenland.

Er wurde zu Altona am 8. April 1824 geboren, widmete sich dem Apothekerfach und wurde als junger Gehülfe mit Dr. Gottsche bekannt, der seine Liebe zur Pflanzenkunde mächtig förderte. Später studierte er in Jena, kehrte aber 1849 zurück und trat als Freiwilliger in die schleswig-holsteinische Armee ein. 1853 ging er nach Paris, wo er mit vielen bedeutenden Botanikern in Verbindung trat und wissenschaftlich sehr thätig war. Der deutsch-französische Krieg von 1870 nötigte ihn, Paris zu verlassen. Er kehrte nach Deutschland zurück und fand Anstellung an den landwirtschaftlichen Schulen und der agrikulturchemischen Versuchsstation zu Dahme, Regierungs-Bezirk Potsdam, wo er am 13. Februar 1891 nach 19jähriger Wirksamkeit starb. (Nach dem Nachruf von P. Magnus in der Leopoldina XXVII, 1891.)

Von seinen vielen Arbeiten interessiert uns zunächst die hier im Lande entstandene Arbeit über das Seegras:

Beitrag zur Kenntnis der Zostera marina L., Botanische Zeitung, 9. Jahrgang, 1851, S. 185—192. Mit einer Tafel (Taf. IV).

Carl Moritz Gottsche.

Im 2. Bande von Prahls kritischer Flora ꝛc. sind die Verdienste dieses Forschers um die Kenntnisse schleswig-holsteinischer Lebermose hervorgehoben.

Digitized by Google

Zur Ergänzung und Berichtigung des dort Mitgeteilten sei hier noch angeführt, daß er am 3. Juli 1808 zu Altona geboren wurde und daselbst am 28. Septbr. 1892 starb. Am 5. Dezember 1845 erwählte ihn die Königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede (Oversigt over det Kgl. danske Vidensk. Selskabs Forhandlinger ꝛc. for 1845, Kjøbenhavn 1846, S. 133).

Einen längeren, vom Bilde des Verstorbenen begleiteten Nachruf widmete ihm F. Stephani in der Hedwigia von 1892, Heft 6, S. 269—274; auf S. 275—276 befindet sich ein Verzeichnis der von Dr. Gottsche veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten.

Zum Schlusse sei hier noch eines Landsmannes gedacht, der sich als Gärtner Ruf und Stellung in Rußland erwarb und als Schriftsteller eine Reihe von Arbeiten über Gartenpflanzen herausgegeben hat.

Emil Claussen.

Geboren im Jahre 1836 zu Oldenburg in Holstein, besuchte er die Gärtnerlehre in Kiel und ging später als Gärtner nach Rußland, wo er 1871 Obergärtner am Kaiserlichen Garten zu Nikita bei Jalta in der Krim wurde. Über den Gartenbau in Rußland hat er eine ganze Reihe von Arbeiten teils selbständig, teils in dem „Krimschen Anzeiger für Garten- und Weinbau" veröffentlicht; auch ist er als Mitarbeiter an der »Revue Horticole«, sowie an den „Pomologischen Monatsheften" thätig gewesen. Die russische Regierung zeigte ihm ihr Vertrauen dadurch, daß sie ihn nach Algier und Italien schickte, um dort den Obst- und Weinbau zu studieren. Seinem thätigen Leben machte ein unglücklicher Sturz vom Pferde ein Ende; er starb am 11. September 1891. (Nach „Möllers deutsche Gärtner-Zeitung", Nr. 35, Erfurt, 10. November 1891, S. 376).

Zu Dr. Gloy, Gang der Germanisation in Ostholstein.

„Heimat" 1894, Mai-Juni-Heft.

Der Verfasser der eben genannten Abhandlung sagt, daß das dem Segeberger Kloster bei der Gründung überwiesene Dorf Ritteristorp (Rikerstorp) heute nicht mehr bestehe. Es sei mir gestattet, dieser Ansicht diejenige gegenüberzustellen, welche der in Segeberg verstorbene Pastor Heimreich in seiner kleinen Schrift: „Aus alter Zeit" vertritt. Heimreich führt aus den „Versen über Vicelin" folgende Dörfer an, die der Kaiser dem Kloster bei der Gründung geschenkt hat: Vicus Rikeri (Rikerstorp), Ziusla, vicus Hageri (Hagherstorp), 2 Wittenburna und Moikigga. Er fährt dann wörtlich fort:

„Ziusla ist Schwissel, Wittenburna Wittenborn (es kommen noch 1192 Groß- und Klein-Wittenborn vor), Moikigga Mözen (1192 Moilzen), Haghorstorp Högersdorf, aber Rikerstorp? Gehen wir auf Entdeckungen aus! Zunächst erinnern wir uns daran, daß alle 6 Dörfer, da der Kaiser sie verschenken konnte, 1134 existierten, also daß sie sämtlich slavisch waren und

Digitized by Google

slavische Namen hatten. So hieß Hagherstorf mit slavischem Namen Cuzalina. Ferner ist klar, daß die genannten 6 Dörfer mit ihren Feldmarken zusammenstießen, sodaß das Ganze einen ansehnlichen Güterkomplex bildete. Rikerstorf muß also nördlich oder südlich an diese Feldmarken grenzen. Viele haben deshalb an Schakendorf gedacht. Man hat dafür eigentlich keinen anderen Grund als den, daß diese beiden Namen nicht zu gleicher Zeit vorkommen. Aber wie sollte doch der eine deutsche Name (Schackendorf) den anderen (Rikerstorf) verdrängt haben!' Dazu kommt, daß im Norden die Fortentwicklung sich auch ohne diese Annahme erklären läßt, im Süden aber nicht. Denn schon 1198 wird Leezen erwähnt, und dies war klösterlich; außerdem aber lag westlich von Leezen das gleichfalls klösterliche Richtfrethestorp (1192), welches, wie unten nachzuweisen ist, das heutige Fredesdorf ist; wie sollte nun doch zwischen diesen beiden Dörfern und dem ältesten Güterkomplex eine Lücke gelassen sein! Das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, wir haben also Rikerstorp in dieser Lücke zu suchen. Da aber liegen Krems und Kükels. Krems kann das gesuchte Dorf nicht sein, denn Krems ist nie klösterlich gewesen und gehört auch weder zum Kirchspiel noch zur alten Kirchspielvogtei Segeberg. Letztere beiden Umstände sind sichere Zeichen davon, daß Krems nie mit Segeberg enger verbunden gewesen ist. So bleibt nur Kükels übrig, und das ist ein immer im Besitz des Klosters gewesenes Dorf mit dem slavisch klingenden Namen Kukeltze. Ist es denn nun eine so sehr gewagte Hypothese, wenn man annimmt, daß man diesem slavischen Dorfe, ebenso wie Cuzalin, einen deutschen Namen zu geben versucht hat, daß aber im Lauf der Zeit der alte slavische Name wieder durchgedrungen ist und über den deutschen gesiegt hat? Bei Cuzalin ist das nicht geschehen, das ist Hagherstorp geblieben; dort stand ja auch bis 1155 das Kloster selbst, und der Einfluß des Deutschen war also viel größer. Aber an wie vielen Orten im östlichen Holstein finden wir trotz der deutschen Kolonisation slavische Namen. Darum glaube ich, daß Rikerstorp Kükels ist."

Sobald das Kloster Zeit gewann, fing es an, die ihm vom Kaiser geschenkten, an der Grenze des genannten Güterkomplexes liegenden unbebauten Gegenden zu kolonisieren. So entstanden nach Süden und Westen hin noch vor 1192 Leezen und Richfrethestorp (Fredesdorf), im Norden Varenkroch (Fahrenkrug), Walstede (Wahlstedt), Schackendorpe (Schakendorf), Negernbötel und Fehrenbötel. In der Bestätigungsurkunde, die Christian I. am 9. November 1460 dem Kloster ausstellte, sind die obengenannten Dörfer wieder aufgezählt mit Ausnahme von Fredesdorf, das 1249 dem Bischof von Lübeck verpfändet war. In der letztgenannten Urkunde wird Rikerstorp schon Kukeltze genannt. Da die anderen Namen mit den Namen der früheren Urkunden übereinstimmen, darf man dies wohl als einen Beweis dafür ansehen, daß der slavische Name Kukeltze den deutschen Rikerstorp zu der Zeit schon verdrängt hatte.

Weede. Tonn.

Digitized by Google

Die Pröbengilden.

Von **Dreßler** in Rendsburg.

Die Gilden, deren es in Schleswig-Holſtein recht viele giebt, ſind jedenfalls uralte Vereinigungen, welche dem Gefühl der Nächſtenliebe und eigenen Sicherheit bei Unglücksfällen und Gefahren entſproſſen ſind. Zu dieſen älteſten Gilden gehören auch die ſogenannten Pröbengilden in der Grafſchaft Rantzau, wovon die eine die Kirchſpiele Barmſtedt und Hörnerkirchen, die andere das Kirchſpiel Elmshorn umfaßte. Sie ſind gewiſſermaßen als Grundlage eines geordneten Verſicherungsweſens gegen Feuersgefahr anzuſehen. Die Gildebrüder brachten dem durch Feuer Geſchädigten Schoof, Schechte und Weden und leiſteten Fuhren beim Heranſchaffen des Baumaterials, auch erſetzten ſie ihm durch Hen-, Stroh- und Kornlieferungen den Verluſt und ermöglichten ihm auf dieſe Weiſe nicht nur den ſchnellen Wiederaufbau ſeiner Gebäude, ſondern auch ſein ungehindertes Fortkommen bis zur nächſten Ernte. Dieſe Pröven oder Naturalleiſtungen mögen urſprünglich freiwillige geweſen ſein, erſt ſpäter entſtandene Unzulänglichkeiten führten eine beſtimmte Regelung der Lieferungen nach Hufenzahl herbei. Dieſe erfolgte am 8. Juni 1763. Durch dieſelbe wurde vor allem die Größe der Lieferung für die einzelnen Intereſſenten feſtgeſetzt, ferner ausgeſprochen, daß alle Hausbeſitzer, deren Gebäude mit Stroh und Reth gedeckt waren, beizutreten verpflichtet ſeien.

Die Pröbengilden waren nicht durch die 1740 am 31. Oktober eingeführte allgemeine Brandgilde, wie einige andere Verſicherungsgenoſſenſchaften, aufgehoben worden, ſondern beſtanden noch neben derſelben längere Zeit in der Weiſe, daß die Strohdächer in der Pröven-, die übrigen Teile der Gebäude in der Brandgilde verſichert waren. Ohne Koſtenaufwand konnte das Dachmaterial auf dieſem Wege ſchnell aufgebracht werden, und folglich erhielt ſich dieſe Einrichtung bis zur Mitte unſeres Jahrhunderts. Dadurch, daß die Brandvorſteher zugleich die Aufſichtsbeamten der Pröbengilde waren und die Brandgildeſchreiber das Hauptregiſter derſelben führten, ſind ſie ſchließlich mit der Brandgilde vereinigt worden.

Eigentümlichkeiten der frieſiſchen Sprache.

Von **J. F. Bernhardt** in Eſſebüll.

Wer nicht von Jugend auf die frieſiſche Mundart gehört oder geſprochen hat, dem müſſen unwillkürlich einige abſonderliche Redeweiſen in derſelben auffallen. Da iſt zunächſt die Eigentümlichkeit zu erwähnen, ſich in Hyperbeln zu bewegen. — Eine geringe Anzahl Menſchen, und wären es nur drei oder vier, werden in der frieſiſchen Sprache mit „Biölk" = Volk bezeichnet. Eine Aue oder ſonſt unbedeutende Waſſerſtraße heißt ein „Strum" oder „Strom." Zimmerpflanzen, mögen ſie nun groß oder klein ſein, ſowie unſere Beerenſträucher im Garten werden insgeſamt „Bume" d. i. „Bäume" genannt. Für „gehen" ſetzt der Frieſe ſtets „lup'n" = laufen. — Andere ſeltſame Ausdrucks-

Digitized by Google

weisen, die sich auch in das Plattdeutsche der Friesen übertragen haben, finden sich in Menge. — „Ich thue dem Vieh etwas“ bedeutet: „ich gebe ihm Futter.“ Ebenso wird gesagt: „Man sollte den Handwerksburschen eigentlich nichts thun!“ — „Das Wetter macht sich kalt“ heißt so viel als: „es wird kalt.“ „Darf ich morgen binnen bleiben?“ so frug ein Schüler seinen Lehrer. „Was sollst du denn?“ Antwort: „Ich soll mit nach Bredstedt.“

Zur Heimatsgeschichte.

„Chronik des Kirchspiels Hohenaspe mit Drage, Ottenbüttel, Aspe, Friedrichsruhe und Christinenthal.“ Herausgegeben von H. Hansen, Pastor in Hohenaspe. Im Selbstverlage des Verfassers.

Der Verfasser hat eine große Menge interessanter Thatsachen aus der engeren Heimatskunde gesammelt und zusammengestellt. Von der Zeit, deren Ereignisse uns urkundlich überliefert sind, beginnend, schildert der Verfasser uns anschaulich das Leben und Treiben, alle bemerkenswerten Vorkommnisse in dem Kirchspiel Hohenaspe und einigen damit in naher Beziehung stehenden Ortschaften bis auf die neueste Zeit. — Von besonderem Interesse sind diejenigen Abschnitte des Büchleins, welche die Zeit beschreiben, in welcher der Markgraf Friedrich Ernst von Brandenburg-Kulmbach, ein Hohenzoller, als königl. dänischer Administrator, Statthalter und Generalgouverneur der beiden Fürstentümer Schleswig und Holstein, in Drage residierte. Hier erbaute ihm in den Jahren 1740—1745 der König Christian VI. von Dänemark das prächtige Schloß Friedrichsruhe, das, wie der Volksmund sich noch jetzt erzählt, 99 Zimmer gehabt haben soll. Die Hofhaltung war von großem Umfange. Hatte der Markgraf doch mit Rücksicht auf seine hohe Verwandtschaft (seine Schwester war die Gemahlin des Königs Christan VI. von Dänemark und die Schwester seiner Frau, eine Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg-Bevern, war die Gemahlin Friedrich des Großen) häufig Besuche höchster und allerhöchster Herrschaften.

Es mögen noch einige Kapitelüberschriften folgen. Drage und Aspe. — Die ältesten Herren von Drage. — Die ältesten Herren von Aspe und der älteste Kirchort der Gemeinde Hohenaspe. — Drage und Hohenaspe unter den Familien Ahlefeldt und Rantzau. — Der Edelhof in Ottenbüttel und seine Beziehungen zu Drage und Hohenaspe. — Die Pastoren zu Hohenaspe vor dem Jahre 1757. — Der Grafenmord und seine nächsten Folgen. — Christinenthal, das alte Weddelsdorf ꝛc. — Das vorliegende Büchlein zeugt von großem Fleiße des Verfassers. Es umfaßt 133 Seiten. Der Preis beträgt geheftet 1,30 M. — Möge das Büchlein sich einen weiten Leserkreis erwerben.

Ottenbüttel, im März 1895. J. Lohse,

Mitteilungen.

Häufigkeit und Bekämpfung der Kreuzotter. Den verschiedenen Bodenverhältnissen entsprechend, ist auch die Verbreitung unserer Giftschlange, der Kreuzotter, eine verschiedene. Während sie in einigen Gegenden, wie beispielsweise in den Marschen, gänzlich fehlt, tritt

Digitized by Google

sie in andern Gebieten um so häufiger auf. Am zahlreichsten ist sie wohl in den Heidegegenden anzutreffen. In Ulzburg wurde mir mitgeteilt, daß bei Hinwegräumung eines großen Steinhaufens 34 Kreuzottern zum Vorschein gekommen seien. Bei Winzeldorf im Kreise Pinneberg fand ich im Frühjahr 1881 in einem engumgrenzten Gebiete 13 Exemplare. Von diesen konnten sich 8 an einem Heidwalle neben der Straße und waren auf eine Strecke von etwa 30 m verteilt. Längere Zeit hindurch habe ich sie bei günstigem Wetter täglich aufgesucht. Schließlich haben mein Freund G. und ich die fünf schönsten Ottern vom Heidwalle für unsere Naturaliensammlung eingefangen. Dies ließ sich ohne besondere Umstände leicht ermöglichen, da die Tiere sehr fest lagen. Einer setzte vorsichtig seinen Handstock hinter die Kreuzotter und warf sie mit einem schnellen Ruck auf den Weg. Der andere stand dort in der Nähe bereit, um sie schnell in die Wagenspur zu treiben. Dann hatten wir gewonnenes Spiel und konnten sie leicht zwingen, in den bereit gehaltenen Glashafen zu kriechen. Nachdem derselbe mit Tüchern verbunden war, konnten wir die Tiere ohne Gefahr fortschaffen. Durch die Häufigkeit der Kreuzottern steigert sich aber auch die Gefahr für Menschen und Tiere, und die Erkenntnis dieser Gefahr hat wiederholt den Gedanken auftauchen lassen, zur ernstlichen Bekämpfung des giftigen Reptils zu schreiten. Der landwirtschaftliche Verein zu Kaltenkirchen machte im Jahre 1885 diesen Gedanken zur That, indem er mit einem Prämiensatz von 50 Pfg. für jede eingelieferte Kreuzotter einen Versuch zur Verminderung der Giftschlangen unternahm. Wir Lehrer hatten uns bereit erklärt, die Schuljugend für die Sache zu interessieren und die Auslage der Prämiengelder zu übernehmen. Die gute Belohnung spornte die Kinder zu ziemlich regem Eifer an, sodaß zwei Knaben in Ulzburg an einem schönen Herbsttage jeder 9 Ottern einlieferten. Durch die Güte des Hofbesitzers Herrn Büsch-Kattendorf, derzeitigen Vorsitzenden des Vereins, habe ich nachträglich erfahren, daß die Kosten dieser Jagd 102 M. betragen haben. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Gesamtzahl der eingelieferten Kreuzottern mindestens die Höhe von 225 Stück erreicht hat, denn in den letzten Wochen war die Prämie wegen mangelnder Mittel in einigen Dörfern auf die Hälfte erniedrigt worden. — Der „Hamburgische Korrespondent" vom 15. Januar 1891 brachte einen Aufruf zur Bekämpfung der Kreuzotter im deutschen Vaterlande. In demselben wird auch erwähnt, daß zahlreiche besonnene Forstmänner zur wirksamen Bekämpfung des Tieres eine Prämie von 50 Pfg. für notwendig erachtet haben. Dem gegenüber befürchtet jedoch der Verfasser des Aufrufs, daß Unkundige sich durch einen Preis verlocken lassen könnten, die Gefahr zu sehr herauszufordern oder irrigerweise viele nützliche Kriechtiere zu vertilgen. Soviel ich weiß, sind derartige Übelstände bei dem mitgeteilten praktischen Versuche nicht zu Tage getreten.

Holm bei Uetersen. Eschenburg.

Plattdeutsche Inschriften von einem Mangelholz aus dem Jahre 1601.*)

„Godt heft Alles in siner Hut
Schipper undt Gut."

„Samson was ein starke Man
doch is de starke Man noch stärker
de sin Touge bedwingen kan
Iens Ketelsen. Anno 1601."

„Ick bin ein Konnick van Grotmachten
Ick resi so wol bi dage als bi Nachten
Ick hebbe nen borge noch Kastel im Hemmel.

Unde v... Des hep ick nen.
Del ik bin dodt eft gefangen
Al minschen hebbn na mi ene grodt Vorlangen"
Anno 1601. ×

Die neben diesen letzten Zeilen geschnitzte Windrose kann wohl als Deutung des Rätsels angesehen werden. — Das Mangelholz ist das älteste datierte Stück kleinen Hausrats, das bisher hier zu Lande aufgefunden ist.

Die Fischteich-Anlagen in Schleswig-Holstein sind auf die Kreise, wie folgt, verteilt: Hadersleben mit 9, Tondern 1,70, Apenrade 18, Sonderburg 180, Flensburg 26, Schleswig 12, Husum 8, Eiderstedt 5, Eckernförde 12, Kiel 49, Oldenburg 194, Plön 852, Segeberg 20, Stormarn 298, Lauenburg 73, Pinneberg 22, Steinburg 97, Süder-Dithmarschen 22, Norder-Dithmarschen 14 und Rendsburg mit 109 ha, zusammen 2021,70 ha. Außerdem wird in den Landseen Sankelmark mit 80 ha, Lührschan mit 90 und Borgdorf mit 50 ha regelmäßig eine lohnende Karpfenaufzucht betrieben. F. v. Stemann.

Allg. Fischerei-Zeitung, nach dem „General-Anzeiger für Schleswig-Holstein."

*) Aus dem Bericht über Verwaltung und Ankäufe des städtischen Kunstgewerbe-Museums in Flensburg, S. 9.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 7 u. 8. Juli—August 1895.

Der Sachsenwald.*)

Von Konrektor **Nehl** in Mölln.

Der Name dieses berühmten, uralten, schönen und wertvollen Waldes ist eine ehrende und bleibende Erinnerung an den tapferen Volksstamm, welcher an der Unterelbe der eifrigste Vorkämpfer für deutsche Sitte gewesen ist.

In alten Zeiten war der Sachsenwald viel größer als jetzt; er ging westwärts über die Bille hinaus und erstreckte sich ostwärts bis an die Delvenau, weshalb er von den Slaven Delvunděz (Delvenau-Wald) genannt wurde. Allmählich besiedelte man den größten Teil mit Dörfern und verwandelte den Waldboden in Ackerland; doch ist es wahrscheinlich, daß der Sachsenwald seit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts keine weitere Einschränkung mehr erfahren und seine jetzige Gestalt schon damals erhalten hat.

Der Sachsenwald gehört seit 1228 zu Lauenburg. Im genannten Jahre schloß Gerhard II., Erzbischof von Bremen und Hamburg, mit dem Herzog Albrecht I. von Lauenburg einen Vertrag, worin der Herzog seinen Ansprüchen auf Dithmarschen, die Grafschaft Stade und den Wald zu beiden Seiten der Bille entsagte, dafür aber den Wald auf der linken Seite der Bille bis nach der Lauenburg und an die Elbe vom Erzbischofe als Lehen zurückerhielt. Den rechts von der Bille belegenen Teil, dessen größter, als Wald vorhandener Rest die umfangreiche Hahnheide bei Trittau ist, konnte der Herzog nicht erlangen.

Zweihundert Jahre später ging der halbe Sachsenwald wieder verloren. Herzog Erich V. und seine Brüder hatten nach einem unglücklichen Kriege gegen Lübeck, Hamburg und den Markgrafen von Brandenburg im Perleberger Vertrage 1420 den beiden Hansestädten den halben Nießbrauch im Raume des ganzen Sachsenwaldes für ewige Zeiten abtreten müssen. Nur die Jagd sollte ungeteiltes Recht der Herzöge von Lauenburg bleiben.

Diese verwickelten Besitzverhältnisse bestanden über 120 Jahre. Als aber Franz I. zur Regierung gekommen war, behauptete dieser, der im Vertrage von Perleberg gebrauchte Ausdruck Sachsen- oder Herzogenwald (nemus ducis) sei

*) Erscheint auch im Jahrbuch 1895 des Vereins für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg.

Digitized by Google

nicht der Name für den ganzen Wald, sondern gelte seit alter Zeit nur für den kleinen, bei Kröpelshagen belegenen Forstbezirk, welcher damals Wiedenort oder das lütte Viert hieß und auch noch heute so genannt wird. Demgemäß duldete er die hanseatischen Holzfäller nur in diesem Bezirk; aus allen anderen Teilen des Sachsenwaldes ließ er sie vertreiben. Die beiden Städte erhoben darauf beim Reichskammergerichte zu Speier Klage wegen Friedensbruch und Grenzverrückung. Es ist bezeichnend für die damalige Rechtspflege und das geringe Ansehen, welches das höchste Gericht bei den Fürsten genoß, daß dieser Prozeß 135 Jahre dauerte, von 1549 bis 1684. Fünf regierende Herzöge von Lauenburg, nämlich Franz I., Franz II., August, Julius Heinrich und Julius Franz waren in diesem Rechtshandel nacheinander die Verklagten. Sie wurden wiederholt verurteilt, den beiden Städten den halben Nießbrauch im ganzen Sachsenwalde freizugeben; aber sie kamen immer wieder mit neuen Weiterungen, Einwänden und Berufungen.

Im Jahre 1671, nachdem der Prozeß 122 Jahre gedauert hatte, verloren die Kläger die Geduld und wollten Selbsthilfe gebrauchen. „In Übereinstimmung mit dem lübischen Magistrat, welcher zu diesem Zwecke 150 Mann aufgeboten hatte, beschloß der hamburgische Kriegsrat einstimmig, auf gleiche Art zu handeln und nach Kriegsmanier auftreten zu lassen. Weil jedoch die Leute des Herzogs von Sachsen an Reutern, Schützen, Soldaten und Bauern ziemlich stark waren, und die Stadt Lübeck es für ratsam gehalten, die vorige Mannschaft mit 180 Mann nebst zwei Feldstücken zu verstärken, welche am 21. August 1671 im Sachsenwalde sein sollten, beschloß der hamburgische Kriegsrat am 16. August s. J. eine gleiche Verstärkung, und es sollten, wenn mehr Völker nötig wären, noch 200 Mann von jeder Stadt abgeschickt werden, jedoch mit dem Befehle, sich nur verteidigend zu verhalten und keinen Anlaß zu einiger Feindseligkeit zu geben. Wenn sie aber angegriffen würden, sollten sie mit Vorwissen der hamburgischen Oberalten Gewalt mit Gewalt vertreiben.“ (v. Duve, Mitteilungen, Ratzeburg 1857.) Man weiß nicht, ob diese 1060 Mann und 4 Kanonen wirklich in den Sachsenwald gezogen oder auf dem Papier geblieben sind; es ist uns auch keine Nachricht darüber erhalten, ob es überhaupt zu Thätlichkeiten gekommen ist.

Um ferneren Zwistigkeiten ein Ende zu machen, beantragten die Städte eine Teilung des Sachsenwaldes. Das Reichskammergericht gab diesem Antrage Folge, und unparteiische Kommissare teilten den Sachsenwald in eine nördliche und eine südliche, durch den Ausfluß getrennte Hälfte. Der Herzog von Lauenburg wurde beschieden zu wählen; der andere Teil sollte den beiden Städten zum Eigentum und zur vollen Nutznießung, die Jagd ausgenommen, überwiesen werden. Der Herzog aber wählte nicht, sondern behielt das Ganze. Nunmehr erschien endlich am 14. März 1684 das Endurteil des Reichskammergerichts, dahin lautend, daß die südliche Hälfte Lauenburg, die nördliche aber den beiden Städten gehören sollte. Darauf versuchte Herzog Julius Franz die Sache vom Reichskammergericht ab an den Reichshofrat in Wien zu ziehen. Das war im früheren deutschen Reiche neben dem Reichskammergericht das höchste Tribunal. Unter

Digitized by Google

den achtzehn Räten, welche die Grafen-, die Herren- und die gelehrte Bank bildeten, mußten sechs evangelische sein. Der Reichshofrat hatte seinen Sitz in der Residenz des Kaisers und wurde bei jedem Regierungswechsel neu bestellt. Allein dieser Versuch des Herzogs, den Prozeß ferner zu verschleppen, mißlang. Der Reichshofrat forderte vielmehr im Namen des Kaisers das Reichskammergericht auf, ordnungsmäßig Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, das heißt, Acht und Zwangsvollstreckung über den Herzog von Lauenburg zu verhängen.

Da trat ein Zwischenfall ein, welcher den Sachsenwald für Lauenburg rettete. Herzog Julius Franz, der letzte Askanier, starb 1689 kinderlos, Lauenburg kam an Braunschweig und 1705 an Hannover. Die Erben, mächtiger als der Erblasser, vertraten den Standpunkt, daß Lauenburg ein erledigtes Reichslehen sei, welches unverkürzt auf sie, die gegenwärtigen Lehensträger, übergehen müsse; es sei also trotz Reichskammergericht und Reichshofrat an eine Abtrennung des streitigen Gebietes vom Reichslehen nicht zu denken. Die Hansestädte bemühten sich auch fernerhin vergeblich, ihr Recht zu erlangen. Zwar protestierten sie und unterhielten noch fast hundert Jahre besondere Holzvögte für den Sachsenwald; als aber einer derselben einmal sein Amt praktisch ausüben wollte und Bäume zum Fällen zeichnete, wurde ihm von den lauenburgischen Forstbeamten sein Waldhammer weggenommen und er selbst auf kürzestem Wege über die Grenze geschoben.

So zäh die Herzöge ihren Wald gegen fremde Ansprüche verteidigten, so freigebig waren sie gegen ihre Unterthanen, die in und am Walde wohnten. Die ganze Waldfläche ward in acht Huden eingeteilt und neun Hudemeistern, die zugleich Bauervögte waren, zur Aufsicht übertragen. Für ihre Mühewaltung waren sie von allen Hofdiensten frei, erhielten den gesamten Windbruch für den halben Wert, hatten für ihre eigenen Schweine, deren Zahl vorgeschrieben war, freie Mast im Walde, die sogenannte Dehlzucht, und bekamen für jedes fremde „eingebrannte" Schwein zwei Schillinge an Gebühr. Den Bauern in und um den Sachsenwald wurden folgende Freiheiten zugestanden. Sie hatten auf der ganzen Fläche freie Weide an Laub und Gras für ihr Vieh und die Nutzung des für die Darstellung der Holzkohlen wichtigen Weichholzes, wozu man alle Bäume und Holzarten außer Buchen und Eichen rechnete. Auch gehörten ihnen die Stubben und das Leseholz, soviel sie davon mit Pferden und Wagen herausfahren konnten, desgleichen die Plaggen und die Heide im Walde. Bei solcher Freigebigkeit besaß der Landesherr thatsächlich nur den Grund und Boden, die Jagd, sowie die Buchen und Eichen (und deren zur Schweinemast benutzten Früchte), jedoch mit der Einschränkung, daß er den Bauern das nötige Bauholz für ihre eigenen Gebäude aus den Eichenbeständen jahrhundertelang unentgeltlich und später um einen billigen Preis, den sogenannten Forstzins, verabfolgen ließ.

Trotz dieser Vergünstigungen stahlen die Waldbauern aus Vorurteil und Gewohnheit manche Buche und Eiche, besonders in dem südwestlich gelegenen Rothenhäuser Revier, von wo das gestohlene Holz leicht nach Hamburg gebracht werden konnte. In der Kriegsperiode von 1806 bis 1815 mußte allein das

Digitized by Google

Dorf Escheburg 1000 Reichsthaler Strafgelder für Holzdiebstähle zahlen. Auch das Aumühler Revier hatte viel von Holzdieben zu leiden.

Es ist einleuchtend, daß die weitgehenden Befugnisse der Waldbauern eine rationelle Forstwirtschaft unmöglich machten. Daher erließ Kurfürst Georg Ludwig von Hannover am 11. März 1711 ein Regulativ: Es sollten reguläre Hauungen angelegt werden und diese, bis das junge Holz dem Viehfraße entwachsen sei, in Schonung bleiben. Es sollten nicht über zwei- bis tausend Faden jährlich nachhaltig gehauen und von dem dadurch erhaltenen Knüppelholze den Unterthanen das nötige Backholz, jedem eine nahmhafte Quantität etwa anderthalb Faden, überlassen werden. — Dabei blieb Weide, Weichholznutzung, Leseholzsammeln und Stubbenroden den Unterthanen ferner frei. Die Kühe der Waldbauern mußten sich oft im Winter ihr kärgliches Futter, bestehend in Heide, dürrem Gras und Baumknospen im Freien suchen. Es ist merkwürdig, welche Klugheit die Tiere dabei zeigten. Wenn Holz gefällt wurde, und ein Baum krachend niederstürzte, so rannten die Kühe, ohne auf den Hirten zu achten, der Stelle zu, woher der Schall kam, um von dem gefällten Baume die Knospentracht zu fressen, die sich oben in Licht und Sonne am reichlichsten entwickelt. — In der Folge sind die Gerechtsame der Waldbauern durch Verkoppelungen (Zuteilung von Grund und Boden), sowie durch Ablösungen gänzlich beseitigt worden.

Wenn die Buchen und Eichen reichlich Früchte trugen, wurde die Mast an den Meistbietenden verpachtet oder für landesherrliche Rechnung ausgenutzt. Die Bauern in der Nähe beeilten sich, ihre Schweine herbeizutreiben; der Hudemeister versah die Tiere mit einem Brennzeichen und erhob für jedes Schwein eine Abgabe, wovon er zwei Schillinge erhielt. Dafür übernahm er aber auch die Verantwortung und leistete für etwa abhanden oder durch grobe Fahrlässigkeit der Hirten zu Schaden gekommene Schweine Ersatz. Wenn die reifen Eckern von den Bäumen fielen, Mitte Oktober, begann das Eintreiben. Die Vor- oder Fettmast dauerte bis Mitte Dezember; in dieser Zeit wurden die alten Schweine zum Schlachten fett. Die Nach- oder Faselmast, welche eine billige Ernährung der jungen Tiere bezweckte, währte noch bis zum Februar, in besonders reichen Jahren bis in den März. Abends wurden die Schweine in die Koben, die im Walde hergerichtet waren, getrieben, wobei man sorgfältig darauf achten mußte, daß jedes Stück bei seiner Herde blieb; in einen warmen Stall kamen sie trotz Schnee und Eis nicht. Die Schweinekoben zeigten die Bauart unserer Bienenschauer. Ein vierseitiger Raum wurde von winddichten Wänden, die ein nach innen geneigtes, kleines Schutzdach trugen, eingeschlossen. Nicht nur im Sachsenwalde, sondern auch in anderen Forsten bestand diese Einrichtung; die noch heute übliche Bezeichnung Schweinekoben für manche Forstorte erinnert daran. Bei Vollmast konnten im Sachsenwalde 5835 Schweine „gefeistet" werden, wovon die Landesherrschaft einen Reinertrag von 1278 Rthlr. 20 Schill. und 5 ₰ hatte.

Im Brunstorfer Revier ist früher die Trüffel aufgefunden worden. Der

Digitized by Google

dortige Förster trieb einst seine Schweine in einen jungen Eichenzuschlag und bei dieser Gelegenheit wühlten die Tiere den wertvollen Pilz aus der Erde hervor. Man schaffte darauf abgerichtete Trüffelhunde aus Hannover an; als diese aber im Holze losgelassen und zur Suche angehalten wurden, liefen sie davon und kamen nicht wieder. Weitere Nachforschungen sind unterblieben; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß in manchen Teilen der lauenburgischen Wälder, unter alten Eichen und Buchen Trüffeln vorhanden sind, da man sie auch in den Eutiner Forsten, in dem zum Kasseedorfer Forstdistrikt gehörigen Gehege Großenwildkoppel beim Ausroden von Buchenstubben gefunden und längere Zeit eine jährliche Ausbeute von zwanzig bis dreißig Pfund gehabt hat, die an den Eutiner Hof geliefert worden ist.

Der Sachsenwald ist von jeher sehr wildreich gewesen. Ein glaubwürdiger Mann berichtet, daß er im Jahre 1841 einmal ungefähr achtzig Edelhirsche beisammen gesehen habe; und früher, als auch noch die Wildschweine frei umherliefen, hatten die Bauern am Rande des Sachsenwaldes schwere Arbeit, um das Wild von den Äckern abzuhalten. Sie errichteten Scheupfähle, die mit Löchern versehen waren, worin eine tüchtig stinkende Salbe von Teufelsdreck, Lorbeer- und Franzosenöl alle drei bis fünf Tage aufgefrischt wurde. Auch suchten besonders verordnete Wildwächter die bedrohten Felder zu schützen; aber mit diesen Mitteln vermochte man nicht, dem Übel wirksam zu steuern. Die Erbitterung der Bauern, die oft in einer einzigen Nacht den Ertrag monatelanger Arbeit und Mühe vernichtet sahen, war begreiflicher Weise sehr groß. Als einmal eine Anzahl Sauen ihren Stand in einer großen Schonung des Rothenhäuser Reviers hatte, wurde diese Schonung, wahrscheinlich von Bauern, angezündet, um die Sauen zu vertilgen oder wenigstens nach einer anderen Feldmark zu verjagen. Mancher verschaffte sich durch Wilddieberei einigen Ersatz; die Beute ließ sich in dem nahen Hamburg gut verwerten.

Diese bedauerlichen Zustände machten es möglich, daß sich in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts im Sachsenwalde ein Mann einnisten konnte, der die Wilddieberei als ausschließlichen Erwerb betrieb, von den Bauern als Nothelfer angesehen wurde und die Obrigkeit an der Nase herumführte. Er hieß Eibig, war ein gelernter Jäger und stammte aus dem Lüneburgischen. Dieser berüchtigte Wildschütz des Sachsenwaldes soll übrigens nie einen Mord, Raub oder anderen Diebstahl als Wilddieberei begangen, vielmehr manchem armen Tagelöhner ein Stück Bargeld, manchem kinderreichen Vater oder mittellosen, guten Freund einen Wildbraten gegeben haben. Er räumte unter dem Edelwild zur Freude der Bauern tüchtig auf und kümmerte sich um keine Schonzeit. Sein Auge war scharf, seine Hand stark und sicher. Ein ganzer Sagenkreis ist bei den Anwohnern des Sachsenwaldes über diesen Rinaldini entstanden. Man sagt: Einem ihn verfolgenden, berittenen Forstbeamten schoß er auf achtzig Schritt einen Stiefelabsatz weg, ohne Roß und Reiter zu verletzen, einem anderen einen Knopf von der Uniform, einem dritten jagte er eine Kugel durch den Hut; und einen Gendarmen, der wegen seines rüden Benehmens bei den Bauern ver-

Digitized by Google

haßt war, prügelte er in einer Dorfschenke vor versammeltem Volke tüchtig durch und warf ihn dann auf die Straße. Sein Bild in kleidsamer Jägertracht war auf Pfeifenköpfen und Tassen zu haben, und auf den Jahrmärkten besang man seine Heldenthaten.*) Es wurden förmliche Kesseltreiben auf ihn abgehalten, aber immer da, wo er nicht war; denn keiner verriet, sondern jeder warnte ihn rechtzeitig.

Da wandte der Schwarzenbecker Amtsvogt schließlich, um den gefährlichen Menschen los zu werden — wie es hieß, mit Zustimmung der höchsten, dänischen Behörden — ein Mittel an, das für den Verfolgten und die Verfolger ungefährlich war und Zeugnis ablegt von dem gemütlichen und praktischen Sinn damaliger Zeit. Der Amtsvogt unterhandelte durch Zwischenträger mit Eidig und ließ ihm vorstellen, daß in Amerika sehr viel mehr Wild sei als im Sachsenwalde, und daß dort jeder auf die Jagd gehen dürfe, ohne eine besondere Berechtigung einholen zu müssen. Er, der Amtsvogt, wolle ihm das Reisegeld geben und eine schöne Summe dazu für seine waidmännische Ausrüstung und einen ersprießlichen Anfang in Amerika. Eidig, dem der Boden doch schon anfing heiß zu werden, ging darauf ein, und der Vertrag wurde ehrlich von beiden Seiten gehalten. Eidigs Abreise gestaltete sich zu einem wahren Triumpf in Hamburg; denn seine Freunde aus dem Sachsenwald gaben ihm das Geleit, und die Hamburger wollten den berühmten Mann auch sehen. Bei dieser Gelegenheit ist er sogar von Otto Speckter, einem Hamburger Maler, der das von Hey verfaßte Fabelbuch illustriert hat, gemalt worden. Eidig soll als behäbiger Gastwirt in einer Stadt des Ostens gestorben sein; nach anderer Lesart aber, die vermutlich den Lebenslauf des Helden einheitlich gestalten wollte, ist er im wilden Westen nach mancherlei ruhmreichen Thaten im Kampfe mit Indianern gefallen.

Im vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts wurde die Wasserkraft der Au zum Betriebe zweier Kupfermühlen und einer Eisenfabrik benutzt. Es war aber weniger die Wasserkraft der Au, sondern vielmehr der Holzreichtum des Sachsenwaldes, welcher ein Aufblühen der Metallindustrie daselbst veranlaßte; denn damals gebrauchte man die Steinkohle in den Metallwerkstätten noch nicht, sondern bediente sich ausschließlich der Holzkohlen. Auf jedem Kupferhammer arbeiteten ein Meister und zwei Gesellen. Auf dem Eisenhammer waren zweiundzwanzig Personen thätig: sieben Meister, zehn Gesellen, drei Tagelöhner und zwei Köhler, alle teils Ausländer, teils Landeskinder, die angelernt wurden. Das Roheisen war englischer und schwedischer Herkunft; die angefertigten Waren, nämlich Schiffs-, Mühlen- und Schleusenteile, Ambosse, Pfeiler, Fensterrahmen und Wagebalken, gingen größtenteils nach Hamburg

*) Die erste Strophe eines Drehorgel-Liedes lautete:

Der Wildschütz Eidig war ein Mann
Von seltnem Geist und Gaben;
Doch wandte er sie leider an
Der Obrigkeit zum Schaden.

Digitized by Google

und Lübeck. Als aber die großen Kohlen- und Eisenlager in Westfalen und Rheinland aufgedeckt wurden, zog sich die Metallindustrie dorthin, und die Werke im Sachsenwalde teilten das Los vieler anderer: sie gingen ein. Eine Tuchfabrik, die später am Orte des Eisenhammers angelegt wurde, besteht jetzt auch nicht mehr.

Bis zum Jahre 1871 gehörte der Sachsenwald zum Domanium des Herzogtums Lauenburg. Durch Rezeß vom 19./21. Juni genannten Jahres wurde derjenige Teil des lauenburgischen Domaniums, welcher im Amte Schwarzenbek lag und dessen Hauptbestandteil der Sachsenwald war, freies und unbeschränktes Eigentum des Herzogs von Lauenburg, Kaiser Wilhelm I. Das ganze übrige, sehr beträchtliche Domanium ging in den Besitz des Herzogtums und mit der Einverleibung desselben in den preußischen Staat 1876 in den Besitz des Kreises Herzogtum Lauenburg über, um aus seinen Erträgen die Kreis-Kommunallasten zu bestreiten. Lauenburg ist deshalb einer der reichsten Kreise der preußischen Monarchie. Am 24. Juni 1871 überwies der Kaiser seine Herrschaft Schwarzenbek dem Fürsten Bismarck „in Anerkennung seiner großen Verdienste um das Vaterland als eine Dotation zum Eigentum."

Der Fürst nahm seinen Wohnsitz in Friedrichsruh, mitten im Sachsenwalde, an der Berlin-Hamburger Bahn gelegen. Hier war durch einen Grafen Friedrich von der Lippe, welcher die Jagd im Sachsenwalde gepachtet hatte, ein Jagdhaus mit Nebengebäuden errichtet und bis zu seinem im Jahre 1781 erfolgten Tode von ihm bewohnt worden. Das Jagdhaus war ein geräumiges Fachwerkgebäude mit Strohdach, besaß aber eine vornehme innere Ausstattung an kostbaren Spiegeln, Marmorverzierungen und kunstvoll gearbeiteten Kaminen. Nach dem Tode des Grafen wurde es verkauft. Es wechselte in kurzen Zwischenräumen seine Besitzer, geriet in Verfall und wurde schließlich abgebrochen. An seinem Platze erbaute man in der Folge drei Wirtshäuser. Eins hieß das „Logierhaus"; das zweite führte die schlichte Bezeichnung „Landkrug" und das dritte den pomphaften Namen „Frascati", woraus der Volkswitz „Freßkate" machte. „Logierhaus" und „Landkrug" sind heute noch als Gasthäuser vorhanden; „Frascati" aber, das nach einem Brande schöner und größer wieder aufgebaut worden war, kaufte Fürst Bismarck, ließ es zu einem stattlichen Herrenhause ausbauen und wohnt seitdem darin.

Die dem Fürsten Bismarck gehörende Fideikommiß-Herrschaft Schwarzenbek hat ein Gesamtareal von 7511,20 ha, wovon 6769 ha zur Forstwirtschaft bestimmt sind. Die Volkszählung vom Jahre 1885 ergab 568 Gutsangehörige. Der Grundsteuer-Reinertrag beläuft sich auf 108 936,06 M.

Der wertvollste Teil dieser Herrschaft ist der Sachsenwald mit einem Areal von 6175 ha. Er bildet einen selbständigen Gutsbezirk mit folgenden neun Schutzbezirken: Brunstorf, Saupark, Kröpelshagen, Wohltorf, Aumühle, Rothenbek, Schwarzenbek, Mühlenrade und Ödendorf. Ödendorf ist als Dorf schon vor Jahrhunderten eingegangen, jetzt führen eine Försterwohnung und ein Chausseewärterhaus unweit Möhnsen diesen Namen. Die landwirtschaftlich

Digitized by Google

benutzte Fläche des Sachsenwaldes enthält 428 ha und verteilt sich auf die Dienstländereien der Forstbeamten, das Vorwerk in Schwarzenbek, die Pachthöfe (früheren Revierförsterländereien) Aumühle, Rothenbek, Rothenhaus und Brunstorf, sowie auf die Wassermühle in Aumühle. In den Besenhorster Sandbergen an der Elbe liegt die Pulverfabrik Düneberg, welche der Aktien-Gesellschaft Rottweil-Hamburg gehört; der Grund und Boden ist Eigentum des Fürsten.

Der eigentliche alte Sachsenwald stellt in seiner Grundform ein Dreieck dar, dessen Grundlinie von Westen nach Osten gerichtet ist und die Feldmarken von Wohltorf, Kröpelshagen, Dassendorf, Brunstorf und Schwarzenbek berührt. Die Spitze liegt bei Rothenbek. Die Nordostseite bilden Havekost, Möhnsen und Kasseburg. Die Nordwestgrenze ist die Bille. Dieser Walddistrikt ist $1^1/_2$ Meilen lang, 1 Meile breit und hat $5^1/_2$ Meilen im Umfange. Er wurde früher in 5 Reviere eingeteilt: Schwarzenbek, Brunstorf, Aumühle, Rothenhaus und Rothenbek. Das Mühlenrader Revier, welches von den Feldmarken Basthorst, Mühlenrade, Talkau und Fuhlenhagen eingeschlossen wird, gehört nicht zum alten Sachsenwalde, auch nicht der Forstbezirk Rülau südlich von Schwarzenbek.

Die Oberfläche des früheren Amtes Schwarzenbek bildet im großen und ganzen eine Ebene. An der Südseite, also unfern der Elbe, erheben sich ansehnliche Hügelreihen, die teils plateauartig sind, teils abgerundete Kuppen darstellen. Auch das Aumühler Revier ist teilweise etwas hügelig; sonst erblickt das Auge eine fast horizontale Ebene, in welche die Wasserläufe an manchen Stellen tiefe Schluchten mit jäh abfallenden Rändern eingeschnitten haben. Dies gilt besonders von der Bille, welche bei Grande eine Wassermühle treibt.

Mitten durch den Sachsenwald fließt die Au und teilt ihn in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Sie kommt von Schwarzenbek, hat ein anmutiges Thal, starkes Gefälle und mündet bei Aumühle in die Bille. Die Schwarzen-, Kammer-, Syster- und Ossenbek sind kleine Rinnsale, welche im Winter ihr Wasser in die Au führen, im Sommer aber austrocknen. Jetzt wird die Au nur noch bei Aumühle gestaut, um eine Kornwassermühle zu treiben; früher waren außerdem noch drei Stauwerke vorhanden. Der Staugenteich speiste einen Kupferhammer, der Kupferteich desgleichen, und bei Friedrichsruh befand sich ein Wehr für eine Eisenfabrik.

Der Boden des Sachsenwaldes ist größtenteils sehr kaltgründig, lehmig in den Holzbeständen und moorartig auf den mit Heide überzogenen Blößen. Am kaltgründigsten scheint der Brunstorfer und Schwarzenbeker Bezirk zu sein, während der südwestliche Teil mager und sandig ist. Die Humusschicht ist nirgends über 30 bis 40 cm dick; im allgemeinen befindet sich der beste Boden in der nördlichen Hälfte des Sachsenwaldes. Am nachteiligsten wirkt auf die Vegetation der in 40 bis 80 cm Tiefe häufig auftretende Ortstein (Eisenoxydhydrat) ein. An manchen Stellen liegt in geringer Tiefe fester, blauer Thon. Treffen die Wurzeln der Kiefern auf eine verhärtete Schicht, so sterben die

Digitized by Google

Bäume allmählich ab, weshalb man an solchen Stellen Fichten angepflanzt hat, weil die Wurzeln derselben sich weniger tief, sondern mehr flach ausbreiten. Das Wachstum der Eichen und Buchen auf solchem Untergrunde pflegt in einer bestimmten Zeit ihrer Jugend zu stocken. Die Äste bedecken sich mit langen, weißen Flechten, wodurch sie das Aussehen von Bäumen im Gebirge bekommen. An vielen Stellen zeigen selbst ältere Stämme diese Erscheinung; doch pflegt sich das Übel mit zunehmendem Alter zu vermindern, wahrscheinlich weil die Wurzeln dann jene Schicht durchdrungen haben. Durch solche ungünstige Eigenschaft des Bodens vollzieht sich der Zuwachs an Holz nur langsam; doch machen die Schutzbezirke Aumühle, Rothenbek und Mühlenrade eine rühmliche Ausnahme. Hier zeigen Buchenbestände jeden Alters eine glatte Rinde und die üppigste Vegetation. Diese Forsten können daher wohl einen Vergleich mit den herrlichen Waldungen im östlichen Holstein aushalten; aber von den übrigen Schutzbezirken des Sachsenwaldes läßt sich das nicht behaupten.

Die Moore des Sachsenwaldes sind ganz unbedeutend. Das Langemoor, das Knopermoor und das auf dem Großenruhm oder Viert sind längst aufgeforstet worden. Zum Torfstich wird nur noch das Kasseburger Moor im Rothenbeker Schutzbezirk benutzt. Auch giebt es im Sachsenwalde keine eigentlichen Flugsandstrecken; solche finden sich nur an der Grenze des Kirchspiels Geesthacht.

Der vorherrschende Waldbaum ist die Buche; sie macht vornehmlich den Reichtum des Sachsenwaldes aus, zumal in den Schutzbezirken Schwarzenbek, Aumühle und Rothenbek. Der bessere Lehmboden dient zur Eichenkultur. Im Rothenbeker und besonders im Mühlenrader Revier werden noch einzelne starke Eichen angetroffen; ob aber unter diesen Baumriesen noch stumme Zeugen aus jener Zeit vorhanden sind, als Sachsen und Wenden sich blutig bekämpften und Bär und Wolf im Dickicht auf Beute lauerten, ist zweifelhaft. Die sandigen Flächen sind von jeher mit Nadelholz aufgeforstet worden. Die niedrigen Gründe tragen Birken. In den Thalschluchten trifft man Erlen, Zitterpappeln und Sahlweiden. An lichten oder entblößten Stellen ist der Boden stark zum Heidewuchse geneigt. Überhaupt hat der Sachsenwald keine besondere Mannichfaltigkeit an Holzarten aufzuweisen; Weißbuchen, Ahorn und Eschen kommen nur vereinzelt vor. Die Hülse (Ilex Aquifolium), heutzutage als forstliches Unkraut angesehen, findet man hin und wieder, aber nirgends in bedeutender Größe. Früher ist sie wahrscheinlich verbreiteter gewesen, denn im Schwarzenbeker und Brunstorfer Schutzbezirk giebt es zwei Forstorte des Namens Hülshorst.

In der hannoverschen und dänischen Zeit ist verhältnißmäßig wenig Holz im Sachsenwalde geschlagen worden. Die alt-konservative Forstwirtschaft suchte den herrlichen Hochwald möglichst zu schonen, und viele Stämme standen auf Schaden. Als aber Fürst Bismarck den Sachsenwald erhielt, griff die rationell-kaufmännische Bewirtschaftung Platz, welche aus dem Walde dauernd die größtmöglichsten Erträge zu gewinnen bestrebt ist. Es werden zwar alte, starke und interessante Bäume auch gegenwärtig pietätvoll geschont, alle übrigen aber ver-

Digitized by Google

fallen, wenn sie das zum Abtrieb festgesetzte Alter erreicht haben oder anfangen auf Schaden zu stehen, rücksichtslos dem Beile. Da ferner der Boden jahrhundertelang Buchen getragen hat und an manchen Stellen, wie der Forstmann sagt, buchenmüde geworden ist, so sind solche Waldstrecken durch Kahlhiebe niedergelegt und mit Nadelholz aufgeforstet worden.

Sehr wichtig für die Verwertung des Holzes ist der Umstand, daß die Berlin-Hamburger Bahn, dem Lauf der Au folgend, mitten durch den Sachsenwald geht. Ein flüchtiger Blick zeigt dem Reisenden die ausgedehnten Holzniederlagen in Schwarzenbek und Friedrichsruh. Zwei andere Holzhuden, durch Schienenstränge mit der Hauptbahn verbunden, liegen im Brunstorfer und Schwarzenbeker Revier. Eine große Sägerei in Friedrichsruh zerschneidet das Holz zu Pflasterklötzen, Grubenhölzern, Faßdanben, Holzparquet, Mauerklötzen, Kisten- und Kastenbrettern, Bohlen und Balken. Die Pflasterklötze werden imprägniert und in großen Städten zwischen die Geleise der Pferdebahnen gelegt, weil solcher Holzboden die Hufe der Pferde weniger angreift als Steinpflaster und ein ziemlich geräuschloses Fahren ermöglicht. Anfänglich wurden die Buchenklötze viel begehrt, und eine Sendung ist sogar nach Rom gegangen; aber später hat sich die Nachfrage sehr ermäßigt, denn die Holzpflasterung wird infolge ihrer Vergänglichkeit sehr teuer. Die Grubenhölzer, vierkantig und von verschiedenen Dimensionen, gehen nach deutschen, englischen und schottischen Bergwerken. — Der Sturm vom 12. Februar 1894 hat auch im Sachsenwalde viel Unheil angerichtet, denn ungefähr 40000 Hochstämme sind daselbst gestürzt worden. Da man aber bald mit der Aufräumung und Verarbeitung der Bäume beginnen konnte, so ist der Schaden doch nicht so groß gewesen, wie in manchen anderen Forsten, wo die Stämme, dem Borkenkäfer und der Verwitterung ausgesetzt, lange im Walde liegen bleiben mußten.

An jagdbaren Tieren birgt der Sachsenwald Edelhirsche, Wildschweine, Rehe, Hasen, Dachse, Rebhühner, Wildenten, Schnepfen und Krammetsvögel. An Raubzeug sind vorhanden Füchse, Marder, Iltisse, Fischottern, Habichte, Wanderfalken, Sperber und Raben. Zeitweilig ist an der Bille auch der Nörz oder die Sumpfotter beobachtet worden. Da das Edelwild nur durch einen derben, hohen Lattenzaun oder durch Stacheldraht von den Äckern abgehalten werden kann, so richtet es noch jetzt in den Korn- und Kartoffelfeldern großen Schaden an. Das Schwarzwild wurde am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgerottet. Als sich aber Kronprinz Friedrich von Dänemark (später König Friedrich VII.) mit einer mecklenburgischen Prinzessin vermählte, erhielt er unter anderen Hochzeitsgaben aus Mecklenburg auch einige lebende Wildschweine. Diese sind der Stamm geworden für den im Jahre 1846 im Brunstorfer Revier angelegten Saupark. Derselbe ist mehrmals erweitert worden und sehenswert; er hat eine Größe von 450 ha und enthält 100 bis 150 Wildschweine. Der Park wird oft von Touristen betreten; denn das Schwarzwild ist für gewöhnlich ungefährlich, es ist scheu und weicht dem Menschen schon von weitem aus. Nur der angeschossene Keiler oder eine Bache,

Digitized by Google

welche für ihre ganz junge Nachkommenschaft einen Angriff befürchtet, gehen wütend auf ihn los.

Der Sachsenwald enthält viele Hünengräber. Teils sind es sogenannte Riesenbetten, oberirdische Steinsetzungen, die in vorgeschichtlicher Zeit als Gerichts- und Opferstätten dienten, teils Kegelgräber, teils sogenannte Wendenkirchhöfe, in denen die Urnen nahe beieinander dicht unter der Oberfläche stehen ohne Steinbedeckung und Hügel. Sehenswert sind die beiden Riesenbetten bei Dassendorf. Das eine ist noch wohl erhalten; vom andern aber ist nicht mehr viel vorhanden, da leider viele Steine dieser großartigen Setzung beim Bau der Berlin-Hamburger Chaussee als ausgiebiges Material Verwendung gefunden haben.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist der Sachsenwald ein beliebter Ausflugsort für die Hamburger. Vor dem Bau der Berlin-Hamburger Eisenbahn war allerdings der Verkehr in Friedrichsruh gering, da man teures Fuhrwerk nehmen mußte, um dorthin zu kommen; seitdem aber Friedrichsruh Bahnstation geworden ist, treffen die Hamburger im Sommer an Sonn- und Feiertagen oft scharenweise ein, um das Getöse und den Staub der Großstadt mit der Stille und der reinen Luft des Sachsenwaldes zu vertauschen. Von Friedrichsruh führen schattige, stille Wege in den Wald, und das anmutige Thal der Au ladet Naturschwärmer zu träumerischer Ruhe ein, wenn der Wind in den hohen Kronen der alten Eichen und Buchen säuselt und die Wellen des Baches plätschernd über den Kiesgrund hinwegeilen.

Aus einem alten Bauern-Kalender.

Mitgeteilt von Dr. **Chr. Greve** in Schleswig.

In meinem Besitze befindet sich ein altes aus dem Jahre 1706 stammendes, in Schweinsleder gebundenes Buch, in das mit teils schwer zu entzifferndr Handschrift eine Menge von Vorschriften und Rezepten gegen allerlei Leiden des Körpers eingetragen sind. Dasselbe enthält auch folgende interessante Bauernregeln:*)

Was in allen monathen des jahrs zu verrichten.

Januarius.

Auf den frost soll man alles holtz hauen und einführen, so man das gantze jahr haben muß; ist die ledigste zeit darzu. Gib den hünern grosz brodt, erbsen, habern, so legen sie wohl. Itzt haaren die pferde ab, darum muß man sie wohl warten und futtern. Das rindvieh muß man für weyhnachten besser füttern als hernach. Nun und im folgenden monath muß man das getreyde abdreschen, sonst thun die mäuse drein groszen schaden. Auch muß man allerley höltzern zeug in der haushaltung machen. Hane alle

*) Wo es für den Sinn nötig war, ist die Interpunktion verbessert; außerdem sind alle Worte klein geschrieben, wie meistens auch im Original. Das Übrige blieb unverändert.

Digitized by Google

verdorrte äste von den bäumen und lege mist umb den baum doch das er nicht an den baum komme. Die immen setze von einer stedte auf die andere, mache aber die fluglöcher zu wenn es schneyt sonsten sterben sie im schnee.

Februarius.

Nun muß man sich sonderlich warm halten, mäßig leben, gesunde speise essen, holtz hauen, mist führen. Nach Fab. Sebast. ritze den jungen bäumen mit einem messer den stamm lang hinunter 3 à 4 mal, so wachsen sie fein dicker und stark. Die tag für (= vor) fasten abend oder Matth. tag oder abend säe kohlsorten, wenn es auch außen schnee und frost wäre, schadet nichts werden die besten pflantzen.

Martius.

Nun mache maltz, braue martzbier, wehrmuthbier. Speise die immen, setze mit den stöcken das flugloch nach der sonnen. Mache hopfen und elhornsprößlein sallat. Item die stengel von den großen kletten; schäle die äußerste borke ab vom inwendigen, genieß es als salat; ist für podagra und sonsten gut. Fange fogel in dohnen, schieß wilde gänße und endten; 3 Tage ante plenitum: pfropfe bäume, versetze stämme, beschabe und saubere die bäume; grabe bened-wurtzel die giebt bier und wein einen lieblichen schmack und geruch. Setze merrettig; las viel besen binden, das du den sommer genug hast, den solche dauern lange. Umbgrabe die bäume, gieß wasser in die grube, halt die wurtzel feucht bis sie ausblühen so schadet ihnen kein reif oder frost. Im vollen mond brich die pfropfreyser setze sie im keller in die erde bis schier im folgenden neumond. Wie viel tage man für (= vor) den neuen mond pfropfet, in so viel jahren trägt ein baum. Samle birkenwasser im zunehmenden neuen mond (9. April); bohre ein loch in der birken, stecke ein rohrlein drein, bewinde es mit heede, setz ein glas unter, doch das keine luft kann dazu kommen; es hält sich lange und kan (man) es als bier gähren lassen. Es treibet den stein, reiniget die lunge, leber und milz, löschet den kalten brandt, behütet für alle krankheiten. Sich damit gewaschen nimmt hinweg alle flecken. Verlege den hopfen, lege den schweinen Angeli-kraut und wurtzel in drank so stirbt das gantze jahr kein schwein. Säe im garten kohlsorten, zippeln, petersilie, kressen, latuckrübewurtzel, erbsen, bohnen. Laß die wiesen reinigen und eben machen. Die jungen bäume mus man umb den stamm mit mistlake begießen. Item blut vom viehe um die wurtzel gossen, dünget sie fein und giebt schön obst.

Majus.

Fange fisch mit angeln und regenwürmern. Dito fänget man an die kühe bey das rind zu lassen, so haben sie zu rechter zeit auf lichtmeß kälber. Itz fängt der ahl an zu gehen und wird häufig gefangen sonderlich wenn es donnert. Itz werden die schweine gerne krank so muß man ihnen christwurtz in drank legen. So muß man auch dem rindvieh itz und jährlich 3 mal meisterwurtz mit saltz ein geben. Auf himmelfahrt abend säe gele wurtzel-

Digitized by Google

samen, die wehren am längsten und werden nicht wurmstichicht. Der saamen muß fest in einen beutel gethan und zwischen die betten worauf man schläft, geleget werden damit er auskeime (?); säe ihn den in gantz tief ausgegraben erde. Wenn die kirschen blühen setz kürbis und augurken; den saamen weich ein nacht und tag in milch, setze die spitzen unten; grabe ein beth an das stacket 3 ell tief und breit, lege kurtzen mist drein und die ausgegrabene erde darüber, setze die kürbiskerne drein; binde die ranken in die höhe.

Junius.

Auf pfingsten fangen die immen an auszuschwermen bis auf Margreth: Nun muß man auch die jungen eulen ausnehmen da man vögel mit fängt. Auch von den bösen kröten auf stöcken spießen und in der sonne dürren, so den gift ausziehen, wen man sie in ein tuch drauf bindet. Itz begeben sich die raupen, spinnen und ander ungeziefer von den bäumen aufs graß, darumb halt die schweine und kälber zu hause, oder gib ihnen frühe ein stück butterbrodt, vel. lege ihnen in drank grauen ♃ angel hirsewurm in ein thuch gebunden. Item auf St. Johanni abend drücke und wältze das zippelkraut nieder, so wachsen sie nicht mehr ins kraut. Knöpfe und binde nunmehr auch den knoblauch oben zusammen. Auf Laurent: nimm ihn aus der erden; brüh nun die wallnüsse so du einmachen wilt ab. Nach dem mondenschein und im anfang des mondenscheins nim 3. 5. 7 od. 9 mittelmäßiger größe karpen, die fein bäuchicht sein; die . . . . . rögener setze in einen teich dar täglich das vieh zur dränke aus und eingehet und worein der mist zu lauft, doch muß solcher teich nicht zu flach sondern so tief sein, das er nicht zu grunde fröre; er muß auch über ♂ oder aufs höchste ein morgen landes [nicht] begreifen; drein sind sie wohl zu ziehen. Wilt du sie versetzen, so setze sie erst in einen eymer mit schaafmist, das sie sich wohl dicke saugen, und wenn sie leichen, schmiere sie mit honig; dieses geschieht zwischen Ostern und Jakobi; in solcher zeit leichen alle fisch, drum soll man sie nicht häufig fangen. NB. du must einen rögener mehr als milchener nehmen.

Julius.

In den hundstagen, wenn es heiß wetter ist und die pferde im stall, muß man sie oft tränken; werden sie selten gedränkt, fangen sie sich; zu abends reite sie tief ins wasser wenn sie erst was abgekühlet sein. Das neue heu und rocken ist den pferden ein gift, schläget ihnen in die beine und gehet dünne durch den leib und siehet man das neue korn gantz im koth. Wenn sie jungweitzen aufm felde fressen, ist der pferde gewisser todt. Wenn junge farken jungen flachs essen sterben sie unfehlbar. Auf Jacobi säe rübensaat; in abnehm-mond, wenn man sie äget, muß einer hinter her gehen und die egde oft aufheben sonst eget man die saat zusammen. Wie das wetter auf Bartholome tag ist, so pfleget es den ganzen herbst über zu sein. Wenn es auf Johan und unser lieben frauen tag regnet so regnet es 40 tage hernach.

Weiter ist der Verfasser in seinen Aufzeichnungen nicht gekommen.

Digitized by Google

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl** in Kiel.

IV. 6. Grallae. Watvögel.

(Fortsetzung.)

11. Die Arten der Gattung **Phalaropus:**

Schnabel in der Endhälfte nicht 2 mm breit; anliegender Flügel unter 12 cm lang; die mittleren Schwanzfedern sind nicht 1 cm länger als die seitlichen. N. 205, 1—4. Kommt aus dem hohen Norden selten im Winter an unsere Küsten . . . . . Schmalschnäbliger Wassertreter, P. (Lobipes) lobatus (L.) (cinereus, hyperboreus, angustirostris).

Schnabel in der Endhälfte 4 mm breit; Flügel über 13 cm lang; die mittleren Schwanzfedern fast 2 cm länger als die seitlichen. N. 206, 1—4. Vorkommen wie bei der vorigen Art. . . . Breitschnäbliger Wassertreter, P. fulicarius (L.) (rufescens, platyrhynchus, rufus).

12. Der **Säbler** oder die **Avosette, Recurvirostra avocetta** L., N. 204, 1—2, ist an den Meeren im Sommer nicht selten und zieht von Oktober bis April in die Mittelmeerländer. Er brütet vom Mai bis zum Juni auf Rasenflächen nahe der Meeresküste. Das Nest ist eine Bodenvertiefung mit einzelnen Halmen. Es enthält 3 etwa 46—49 mm lange, licht ockergelbe, nicht sehr dicht schwarz und grau gefleckte Eier.

Fig. 83. Fuß vom Wassertreter.

13. Der Strandreuter, Himantopus (Hypsibates) himantopus (L.) (rufipes, candidus), N. 203, 1—3, wurde zweimal auf Helgoland, einmal bei Hamburg und einmal in Mecklenburg beobachtet.

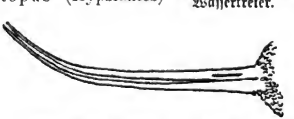


Fig. 84. Schnabel vom Säbler.

14. Der **Austernfischer, Haematopus ostralegus** L., N. 181, 1—3, ist an den Küsten, besonders im Herbst, sehr häufig und zieht von Oktober bis März in die Mittelmeerländer; nur einzelne Tiere bleiben an der Nordsee auch im Winter. Er nistet zahlreich auf den Außendeichen und Halligen der Nordsee, selten an der Ostsee. Das Nest findet man im Mai und Juni auf Wiesen von Meerstrandspflanzen. Es ist eine mit Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Die (2—) 3 Eier sind 48—57 mm lang, hell ockergelb mit schwarzen und grauen Flecken. Der Austernfischer frißt keine Austern, sondern Würmer, Krebse und Insekten.

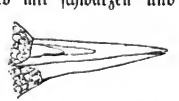


Fig. 85. Schnabel vom Steinwälzer.

15. Der **Steinwälzer, Strepsilas interpres** (L.) (collaris), N. 180, 1—3, ist an den Küsten während der Zugzeit nicht selten und brütet einzeln auf den Inseln der Nordsee, sehr selten an der Ostsee (Bootsand). Er zieht vom September bis zum April in die Mittelmeerländer. Das Nest findet

Digitized by Google

sich im Sande oder Kies zwischen angespültem Tang, selten unter Pflanzen versteckt. Es ist eine Bodenvertiefung mit einzelnen dürren Halmen. Die 3—4 Eier sind etwa 42 mm lang, licht olivenbräunlich, mit dichten, verwaschenen, grauen und olivenbraunen Flecken.

16. Die Arten der Gattung **Charadrius**:

Die Schwanzfedern braunschwarz, mit 5—9 hellen Querbinden; Rücken schwärzlich, weiß und gelblich gefleckt, die hellen Federränder dunkel unterbrochen: Charadrius.

- Die kleinen Federn an der unteren, dem Körper anliegenden Seite der Flügel zum großen Teile rein weiß, die längsten unter ihnen grau. N. 173, 1 u. 2 . . . . . **Goldregenpfeifer, C. pluvialis** L.
- Untere Flügeldeckfedern grau, nur die längsten mit weißlichem Spitzenrand.
  - Schwanzfedern mit 7—8, vorherrschend grauen Querbinden; anliegender Flügel über 17 cm lang. Amerika, einmal auf Helgoland . . . . . C. virginicus Borkhausen.
  - Schwanzfedern mit 5—6, vorherrschend weißen Binden: Flügel unter 17 cm lang. Nordasien, dreimal auf Helgoland . . . . C. fulvus Gm. (longipes).

Die Schwanzfedern ohne oder mit einer Querbinde; die Oberseite des Körpers graubraun, meist mit gelblichen oder weißlichen, nicht unterbrochenen Federrändern.

- Anliegender Flügel über 14 cm lang; die äußerste Schwanzfeder nur am Ende und Außenrande weiß: **Eudromias.**
  - Von der 6. Schwinge ab befindet sich auf der Außenfahne ein weißer, von der Mitte bis zum Grunde reichender Fleck. N. 386, 1 u. 2. Mittelasien, einmal auf Helgoland . . . . . C. asiaticus Pall. (caspius).
  - Schwingen alle mit weißem Fleck auf der Außenfahne. N. 174, 1—3 . . . . . **Mornellregenpfeifer, C. morinellus** L.
- Flügel unter 14 cm lang; die äußerste Schwanzfeder entweder ganz weiß oder nur mit dunklem Mittelfleck auf der Innenfahne: **Aegialites.**
  - Im Schwanz höchstens eine Feder jederseits ganz weiß; beim ausgefärbten Tier die Füße rot und die schwarze Halsbinde nicht unterbrochen.
    - Jederseits zwei ganz weiße Schwanzfedern; beim ausgefärbten Tier die Füße schwarz und die dunkle Halsbinde vorn breit unterbrochen; der Schaft der 1. Schwinge fast ganz weiß; ein weißer Mittelfleck auf der Außenfahne der 6. und 7. Schwinge geht bis zum Rande. N. 176, 1 u. 2 . . . . . **Meerregenpfeifer, C. alexandrinus** L.
    - Die äußerste Schwanzfeder ganz weiß; der Schaft der 1. wie der folgenden Schwingen halb weiß, halb dunkel; ein Fleck auf der Außenfahne der 5. und 6. Schwinge weiß; beim ausgefärbten Tier der Schnabel in der Wurzelhälfte rot, am Ende schwarz. N. 175, 1 u. 2. **Sandregenpfeifer, C. hiaticula** L.
  - Die äußerste Schwanzfeder auf der Mitte der Innenfahne mit schwarzem Fleck; der Schaft der 1. Schwinge fast ganz weiß, der der folgenden und alle Außenfahnen ganz dunkel; der Schnabel mit Ausnahme der Wurzel des Unterkiefers ganz schwarz. N. 177, 1—3 . . . . . **Flußregenpfeifer, C. curonicus** Besecke.

Der **Goldregenpfeifer, C. pluvialis** L. (auratus) brütet im Norden Europas, bei uns namentlich auf den dürren Heiden und Mooren Schleswigs. Er zieht von November bis März bis in die Mittelmeerländer und ist auf dem Herbstzuge im Westen der Provinz häufig. Das Nest ist eine kleine Bodenvertiefung

Digitized by Google

zwischen Heidekraut oder dürrem Grase, bisweilen mit einigen Halmen ausgelegt. Die (3—) 4 Eier, welche man im Mai, mit den Spitzen zusammenliegend, darin findet, sind etwa 49—51 mm lang, ockerbräunlich, schwarz gefleckt, namentlich am dicken Ende.

Der **Morinellregenpfeifer**, C. (Eudromias) **morinellus** L. ist auf dem Zuge, besonders im Mai und September, auf den trockenen Heiden des Mittelrückens häufig, brütet dagegen selten. Das Nest findet man, von Mai bis Juni, an dürren Stellen mit wenig Gras und einzelnen Steinen. Es ist eine mit Flechten ausgelegte Bodenvertiefung. Die 3 (—4) Eier sind etwa 40 mm lang, olivenbräunlich, dunkelolivenbraun gefleckt.

Der **Meerregenpfeifer**, C. (Aegialites) **alexandrinus** L. (cantianus, albifrons) ist auf dem Zuge, im April, August und September, an den Küsten häufig, besonders aber an der Nordsee, wo er von Mai bis Juni auf den Außendeichen und Halligen häufig brütet. Im Winter zieht er bis Mittelafrika. Das Nest ist eine mit wenigen, dürren Pflanzenteilen ausgelegte Bodenvertiefung im Sande. Die (3—) 4 Eier sind etwa 29—32 mm lang, bleichockergelblich bis olivengrünlich, mit schwarzen und grauen Flecken.

Der **Sandregenpfeifer**, C. (A.) **hiaticola** (L.) ist, ebenso wie der vorhergehende, auf dem Zuge häufig, besonders im Herbst an der Ostsee. Im Winter zieht er bis Mittelafrika. Er brütet von Mai bis Juni an beiden Meeren. Das Nest ist eine einfache Vertiefung im Sande, höchstens mit etwas trockenem Tang ausgelegt. Die Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich, aber etwa 32—34 mm lang.

Der **Flußregenpfeifer**, C. (A.) **curonicus** Besecke (minor, fluviatilis) kommt von April bis September einzeln an den sandigen Ufern der Binnengewässer vor und brütet von Mai bis Juni im Osten der Provinz. Das Nest ist eine Vertiefung im Sande und Kies, ohne Unterlage. Die (3—) 4 Eier gleichen denen der vorhergehenden Art, sind aber kleiner.

Nach der Lebensweise kann man die einheimischen Regenpfeifer folgendermaßen einteilen:

- Es leben zur Brutzeit auf dürrem, mit kurzem Heidekraut ꝛc. bewachsenem Gelände, auf dem Zuge auch an Meeresküsten und auf Brachäckern:
  - Es brütet auf dürren Heiden Schleswigs ziemlich häufig . . . . . **C. pluvialis** L.
  - Es brütet auf kahlen Gebirgsrücken, selten auf unsern Heiden . . . . . **C. morinellus** L.
- Es leben an den Ufern des Meeres, der Seen oder der Flüsse:
  - Es lebt an den Ufern der Seen und Flüsse, besonders an sandigen Flußufern, fast nie am Meeresstrande . . . . . **C. curonicus** Besecke.
  - Es leben am Meeresstrande oder doch ausschließlich in der Nähe des Meeres:
    - Es brütet besonders auf Sandstreifen, welche mit kurzgrasigem Gelände abwechseln und mit Muschelschalen übersäet sind, vorzugsweise an der Nordsee auf den Halligen . . . . . **C. alexandrinus** L.
    - Es brütet auf breiten, kahlen Sandufern, auch an Binnenseen in der Nähe der Küste . . . . . **C. hiaticula** L.

17. Der **Kiebitz, Vanellus vanellus** (L.) (cristatus), N. 179, 1—2, ist auf sumpfigen und moorigen Wiesen überall häufig und geht auch auf die benachbarten nassen Äcker. Er zieht von November bis Februar in die Mittel-

Digitized by Google

meerländer und brütet von April bis Mai. Die Stimme der Tiere und der rauschende Gaukelflug des Männchens sind bekannt. Das Nest befindet sich auf kurz bewachsenen Rasenflächen, oft auch auf vollkommen nacktem Boden und ist eine mit dürren Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Die 4 Eier liegen, wohl zur möglichsten Ausnutzung eines kleinen Raumes, mit den spitzen Enden einander zugeneigt. Sie sind 40—47 mm lang, lichtockerbräunlich bis olivengrünlich, mit dichten schwarzen und einzelnen grauen Flecken versehen. Sie sind sehr wohlschmeckend, und da das Weibchen drei- bis viermal von neuem legt, wenn ihm die Eier genommen werden, schließlich allerdings nur 3 oder 2, so kann es ohne Schaden erlaubt werden, diesem nützlichen Vogel die ersten Eier zu nehmen.

18. Der **Kiebitzregenpfeifer, Squatarola squatarola** (L.) (helvetica, melanogastra), N. 178, 1—2, ist an den Küsten, auf dem Zuge häufig, namentlich an der Nordsee. Der Frühlingszug findet im April und Mai, der Herbstzug im August bis Oktober statt. Im Winter dringt er sogar bis Australien nach Süden vor.

Fig. 86. Schnabel vom Kiebitzregenpfeifer.

19. Der **Triel** oder **Dickfuß, Oedienemus oedienemus** (L.) (crepitans), N. 172, 1—2, ist in unserer Provinz selten, brütet jedoch im südlichen Holstein (Itzehoe, Neumünster). Er zieht vom Oktober bis zum März fort. Er ist fast nur Nachttier und lebt in unfruchtbaren Sandebenen. Das Nest ist eine einfache Bodenvertiefung, ohne Halme an sandiger, sehr spärlich bewachsener Stelle. Die 2—3 Eier liegen ganz frei und sind allein durch ihre Farbe geschützt. Sie haben die Größe kleiner Hühnereier, sind trübolivengelb, mit aschgrauen und dunkelolivenbraunen Flecken und Strichen versehen.

20. Der **Rennvogel**, Cursorius gallicus (Gm.) (europaeus, isabellinus), N. 171, 1 u. 2, ist in den Wüsten Afrikas und Südasiens zu Hause und wurde einmal auf Helgoland und in Mecklenburg geschossen.

21. Die **Brachschwalbe** oder der **Giarol**, Glareola pratincola (L.) (torquata), N. 234, 1—3, ist in den Steppen des Südostens zu Hause, wo sie bald am Wasser, bald auf dürrem Gelände angetroffen wird. Sie wurde bei Hamburg beobachtet (Boeckmann).

22. Die Arten der Gattung **Otis:**

Schwingen von der 5. an weiß mit schwarzen Flecken, namentlich vor dem Ende; die nackte Schnabelfirste höchstens $2^1/_2$ cm lang. N. 169. Portugal bis Indien; wiederholt in der Provinz beobachtet . . . . . Zwergtrappe, O. tetrax L.

Mittelschwingen dunkelbraun, nach der Wurzel hin allmählich heller werdend; Schnabel 3—4 cm lang.

- Kopf und Hals einfarbig, bläulichgrau, ohne vorstehende Federn. N. 167 u. 168 . . . . . Große Trappe, O. tarda L.
- Kopf und Hals gelblich, fein schwarz gefleckt; Kopf mit Schopf; Hals hinten mit weit vorstehendem Federkragen. N. 170. Afrika, einmal bei Flensburg geschossen . . . . . Kragentrappe, O. (Chlamydotis) houbara Gm.

Die große Trappe, O. tarda L. wurde an verschiedenen Orten der Provinz beobachtet und hat einmal bei Ricklingen gebrütet. Die Tiere sind

Digitized by Google

außerordentlich scheu und meiden in gleicher Weise Wälder und Bäume wie sumpfiges Gelände. Man findet das Nest, im Mai und Juni, auf ausgedehnten Ebenen, fern vom menschlichen Verkehr. Es ist eine Bodenvertiefung im jungen Getreide, bisweilen mit einigen Halmen ausgelegt. Die 2 (—3) Eier sind etwa 7,5 cm lang, sehr fest, grünlichgrau mit hellen und dunklen, verwaschenen, olivenbraunen Flecken versehen.

Fig. 87. Schnabel der Zwergtrappe.

23. Die Wasserralle, Rallus aquaticus L., N. 235, 1 u. 2, kommt im Gebiete zerstreut vor, zwischen Binsen und Seggen am Wasser und ist in erster Linie Nachtvogel. Ihre Hauptnahrung außer Insekten und Sämereien sind kleine Schnecken. Nur wenige bleiben an offenen Quellen im Winter bei uns. Das Nest findet man, von Mai bis Juni, über Wasser oder Moraft. Es ist ein loses Geflecht von Halmen, Binsen ꝛc. und enthält 6—10 (—16) bleichrotgelbliche, rotgrau und rotbraun, zerstreut gefleckte Eier.

24. Der Wachtelkönig oder der Wiesenknarrer, Crex crex (L.) (pratensis), N. 236, 1—3, ist auf den grasreichen Wiesen des Ostens und des Mittelrückens nicht selten, im Westen seltener, und zieht von Oktober bis April bis nach Mittelafrika. Zur Brutzeit, abends wird man den ganz eigentümlichen, zweisilbigen, knarrenden Ruf des Männchens kaum überhören. Man findet das Nest im Juni und Juli im üppigen Gras der Wiesen, die mit Getreidefeldern wechseln. Es ist eine Bodenvertiefung, mit Halmen, Wurzeln und Moos ausgelegt. Die (5—) 7—9 (—12) Eier sind etwa 35 mm lang, lichtrötlich, mit rotgrauen und rotbraunen Flecken.

25. Die Arten der Gattung **Ortygometra** (Porzana):

Die Federn, welche den Schwanzfedern von unten anliegen, rostweißlich, ungebändert und ungefleckt; anliegender Flügel über 12 cm lang. N. 237 . . . . . **Punktiertes Sumpfhuhn, O. porzana** (L.)

Untere Schwanzdeckfedern schwarz und weißlich gebändert oder gefleckt; Flügel unter 12 cm lang.

- Rücken mit einzelnen, weißlichen Flecken; Flügel über 9,5 cm lang; Beine beim ausgefärbten Tier grün. N. 238 . . . . . **Kleines Sumpfhuhn, O. pusilla** (Pall.)
- Rücken dicht und fein punktiert; Flügel unter 9,5 cm lang; Beine beim ausgefärbten Tier rötlich. N. 239. Südeuropa bis Japan, einmal auf Helgoland. . Zwerg-Sumpfhuhn, O. intermedia (Hermann) (bailloni, pygmaea).

Das **punktierte Sumpfhuhn, O. porzana** (L.) (marmorata, maruetta) ist in der Provinz in Sümpfen, die später oft austrocknen und kein Schilf enthalten, nicht selten. Am häufigsten trifft man es auf dem Herbstzuge. Es brütet im Juni besonders in den Marschgegenden und zieht von Oktober bis April in die Mittelmeerländer. Es geht besonders während der Dunkelheit auf Nahrung aus. Das Nest findet sich immer über dem Wasser oder über moraftigem Boden, zwischen Seggen ꝛc. Es ist ein loses Geflecht von Schilfblättern ꝛc. Die umgebenden Halme sind zu einem Dach geknickt und herabgezogen. Die 9—12 (—18) Eier sind etwa 30 mm lang, graurötlich mit bläulichgrauen und olivenbräunlichen Flecken und Spritzen.

Digitized by Google

Das kleine Sumpfhuhn, O. pusilla (Pall.) (minuta) ist eine mehr südliche Form, welche in Holstein ihre nördliche Verbreitungsgrenze findet und hier schon recht selten ist, während die vorhergehende bis Mittelschweden vordringt. Sie meidet nicht so vollkommen schilfbewachsene Teiche wie jene Art und geht etwas mehr auch während des Tages ihrer Nahrung nach. Das Nest und die Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich, aber weit kleiner.

26. Das Sultanshuhn oder Purpurhuhn, Porphyrio coeruleus Vandelli (antiquorum, hyacinthinus, veterum) ist in den Mittelmeerländern heimisch und wurde einmal im November 1862 bei Segeberg tot im Schnee gefunden.

27. Das **Teichhuhn, Gallinula chloropus** (L.), N. 240, 1—3, ist ziemlich selten, am zahlreichsten noch an den schilfbewachsenen, nicht austrocknenden Teichen Ostholsteins. Es zieht von Oktober bis April fort und nistet von Juni bis Juli. Das Nest steht entweder in einem Seggenbüschel, über dem Wasser oder es schwimmt zwischen Seggen und Rohr auf demselben. Es ist aus Schilfblättern und Seggenhalmen gut geflochten und enthält (5—) 9—10 (—12) rötliche, rötlichgrau bis rotbraun gefleckte, 39—41 mm lange Eier.

28. Das **Wasser-** oder **Bläßhuhn**, auch **Sappe** genannt, **Fulica atra** L. ist fast überall auf schilfumwachsenen Seen häufig. Von November bis März ziehen fast alle in die Mittelmeerländer, nur einzelne bleiben auf dem Meer zurück. Es brütet von Mai bis Juni im Schilf. Das Nest steht entweder auf den Schilfstoppeln oder schwimmt auf einem Häufchen Pflanzen, zwischen Schilf. Es ist ziemlich gut geflochten aus Rohr und Binsen und enthält 7—15 hellgraue, fein schwarz und blaugrau gefleckte und bespritzte Eier.

29. Die Arten der Gattung **Grus**:

Die verlängerten Schulterschwingen (vgl. Fig. 54) gebogen und gekräuselt; nackte Schnabelfirste über 10 cm lang; Kopf hinter den Augen ohne Federbüschel. N. 231 . . . . . **Gemeiner Kranich, G. grus** (L.)

Die verlängerten Schulterschwingen zugespitzt, nicht gekräuselt; Schnabel bis 7 cm lang; Kopf hinter den Augen bei ausgefiederten Tieren mit weißem Federbüschel. N. 232. Mittelmeerländer, einmal auf Helgoland . . . . . Jungfernkranich, G. (Anthropoides) virgo Vieill.

Der **gemeine Kranich, Grus grus** (L.) (cinerea) ist in Schleswig-Holstein selten, am häufigsten im Südosten. In Mecklenburg ist er sehr häufig, namentlich auf dem Zuge. Von November bis März zieht er in die Mittelmeerländer und brütet im April und Mai in größeren, unzugänglichen, buschreichen Sümpfen. Das Nest steht auf einem trockenen Pflanzenbüschel, möglichst versteckt. Es ist flach, besteht aus Reisern und Halmen und enthält 2 Eier, welche lang gestreckt, etwa 9 cm lang, grünlichgrau mit dunkler grauen und olivenbraunen Flecken versehen sind. Der brütende Vogel fliegt erst auf, nachdem er sich zu Fuß etwa 100 Schritt vom Nest entfernt hat, um dieses nicht zu verraten. Die Jungen verlassen in wenigen Tagen das Nest; sie brüten erst im 2. Jahre. Auf dem Zuge fliegen die Kraniche zu 10—60 in ungleichschenkligen, spitzen Winkeln. Die Luftröhre ist schleifenartig in eine Kapsel des Brustbeinkiels hineingebogen und bewirkt dadurch eine trompetenartige Verstärkung der Stimme.

Digitized by Google

30. Die Arten der Gattung Ardea:

Die Schwingen und Schwanzfedern rein weiß.

- **Gefieder ganz weiß; der Lauf (von der Mitte des Gelenkknopfes bis zur Oberfläche der Zehenwurzel gemessen) länger als die Mittelzehe mit Kralle; anliegender Flügel über 27 cm lang: (Herodius, Egretta).**
  - Lauf etwa 10 cm, anliegender Flügel bis 30 cm, nackte Schnabelfirste bis 9 cm lang; Schnabel ohne gelb; Zehenrücken gelb. Südeuropa, selten in Mitteldeutschland. N. 223 . . . . . Seidenreiher, A. garzetta L.
  - Lauf über 15 cm, Flügel über 45 cm, Schnabel über 12 cm lang; Schnabel an der Wurzel gelb; Zehen oben braun; N. 222. Südeuropa, einmal in Mecklenburg . . . . . Silberreiher, A. alba L. (egretta).
- Rücken dunkel gefärbt; der Lauf etwa 5 cm lang, kürzer als die Mittelzehe mit Kralle (diese 6 cm); Schnabelfirste bis 7 cm; Flügel unter 27 cm lang. N. 224. Südosteuropa, sehr selten bei uns beobachtet . . . . . Schopfreiher, A. (Buphus) comata Pall. (ralloides).

Die Schwingen und Schwanzfedern dunkel gefärbt.

- Nackte Schnabelfirste unter 5,5 cm, anliegender Flügel unter 16 cm lang. N. 227 . . . . . Zwergreiher, A. (Ardeola) minuta L.
- **Schnabel über 6,5 cm, Flügel über 24 cm lang.**
  - **Lauf (von der Mitte des Gelenkknopfes bis zur Oberseite der Zehenwurzel gemessen) weit länger als die Mittelzehe mit Kralle: (Ardea).**
    - Anliegender Flügel über 40 cm lang; Gefieder ohne braune Farbe. N. 220 . . . . . **Fischreiher, A. cinerea** L.
    - Flügel unter 40 cm lang; Gefieder mit ausgedehnter brauner Farbe. N. 221. Südeuropa, sehr selten bei uns beobachtet . . . . Purpurreiher, A. purpurea L.
  - **Lauf kürzer als die Mittelzehe mit Kralle.**
    - Schwingen einfarbig dunkelgrau; Mittelzehe mit Kralle unter 9 cm lang. N. 225. Südeuropa, sehr selten bei uns beobachtet . . Nachtreiher, A. (Nycticorax) nycticorax L. (griseus, europaeus).
    - Schwingen rostbraun und schwarz quergebändert; Mittelzehe mit Kralle über 10 cm lang. N. 226 . . . . . **Rohrdommel, A.** (Botaurus) **stellaris** L.

Der **Fischreiher, A. cinerea** L. findet sich überall an fischreichen, schilffreien Gewässern und zieht von Oktober bis März einzeln bis Mittelafrika, nur an der Nordsee überwintern einige. Er frißt Fische bis zu 20 cm Länge und verschluckt sie ganz, auch die stacheligen Barsche und Stichlinge. Er brütet im April und Mai kolonienweise in zerstreuten Wäldern der Provinz, meist nicht weit vom Wasser. Die Nester stehen in den Wipfeln von Laub- oder Nadelholzbäumen, gewöhnlich zu 12—100 zusammen. Das Nest ist fast 1 m breit, flach, kunstlos aus Reisern, Halmen mit Haaren und Federn gebaut. Die 3—4 Eier sind hellblaugrün, 55—61 mm lang.

Die Zwergrohrdommel, A. (Ardeola, Ardetta) minuta L. ist in Südeuropa zu Hause und verfliegt sich sehr selten zu uns. Boie fand früher einmal ein Nest an der Schwentine. Man findet dasselbe im Juni, gewöhnlich auf Rohrstoppeln. Es ist aus Schilf und Binsen gebaut und enthält 3—4 (—6) gerundete, reinweiße, etwa 35—37 mm lange Eier.

Die **große Rohrdommel, A.** (Botaurus) **stellaris** L. ist an einsamen, sumpfigen, schilfreichen Gewässern, namentlich der Marschgegenden von März

Digitized by Google

bis Oktober nicht selten. Nur vereinzelt bleibt einer im Winter bei uns. Wenn er bei Tage mit eingezogenem Halse, den Schnabel nach oben gerichtet, still im Wasser sitzt, gleicht er wegen seiner Farbe vollkommen einem Büschel trockenen Rohrs (Mimicry). Das Nest findet man im Mai und Juni, fast schwimmend, auf alten Schilfstoppeln oder auf einer Kufe. Es ist kunstlos aus Rohr hergestellt und enthält (3—) 4 (—5) Eier. Dieselben sind von der Größe gewöhnlicher Hühnereier, aber bleich grünlichblaugrau. Das Männchen bringt zur Fortpflanzungszeit einen außerordentlich starken Ton („üpromp") hervor, der mit einem kurz abgestoßenen Brüllen zu vergleichen ist und an stillen Abenden eine Meile weit gehört wird. Nach dem Volksglauben soll der Vogel dabei den Schnabel ins Wasser stecken.

Nach der Lebensweise sind unsere beiden heimischen Reiherarten folgendermaßen zu unterscheiden:

Es kommt an schilffreien Ufern mit klarem Wasser vor und nistet auf Bäumen . . . . . **A. cinerea** L.

Es lebt im Schilf der Ufer sumpfiger Gewässer, namentlich in den Marschgegenden und nistet auch im Schilf . . . . . **A. stellaris** L.

31. Die Arten der Gattung **Ciconia**:

Gefieder weiß, nur die Flügel schwarz. N. 228 . . **Gemeiner Storch, C. ciconia** (L.)

Gefieder mit Ausnahme der Unterseite schwarz oder schwärzlich. N. 229. . . . . **Schwarzer Storch, C. nigra** (L.)

Der **gemeine Klapperstorch, C. ciconia** (L.) (alba) ist in der Provinz sehr häufig, namentlich in den Marschgegenden. Er zieht von September bis März nach Mittelafrika und brütet von April bis Mai. Er nistet mit Vorliebe auf hohen Strohdachhäusern, wo ihm ein Wagenrad oder ein anderes, von Menschen hinaufgebrachtes Gestell zur Unterlage dient. Das Nest besteht aus Reisern mit Erde, ist flach, in der Mitte mit einigen Halmen, Federn ꝛc. als Unterlage der Eier. Die 3—5 Eier sind etwa 64—70 mm lang, rein weiß. Das Weibchen brütet allein und wird während der Zeit vom Männchen gefüttert. Das Schnabelklappern der Störche bei jedesmaliger Ankunft eines Gatten im Nest ist bekannt. Eier und Junge, die von einem Menschen berührt sind, werden von den Störchen aus dem Neste geworfen, und da immer einmal ein neugieriger Junge unbemerkt hinausklettert, um ein Ei oder Junges näher anzusehen, hat sich beim Volk der Glaube verbreitet, der Storch zahle Miete, abwechselnd eine Feder, ein Ei oder ein Junges. Zahme und flugunfähige Störche werden von den übrigen angefeindet und oft getötet (Storchgericht).

Der **schwarze Storch, C. nigra** L. ist bei uns selten. Er zieht noch früher fort und kommt später zu uns zurück als der weiße Storch. Abgesehen von seiner Menschenscheu, gleicht er jenem in seinem ganzen Benehmen, klappert auch wie jener. Das Nest findet man im Mai und Juni in großen, einsamen Wäldern, die von Wiesengründen mit Bäumen umgeben sind. Es steht auf einem hohen Baum und ist dem der vorhergehenden Art ähnlich gebaut. Die 2—4 (5) Eier sind weiß, etwa 58—60 mm lang.

Digitized by Google

Nach der Lebensweise kann man die beiden Störche folgendermaßen unterscheiden:

Es liebt die Nähe des Menschen, nistet besonders auf Dächern und nährt sich in erster Linie von Feldfröschen . . . . . **C. ciconia** (L.)
Es meidet den Menschen, nistet nur auf Bäumen, in großen, einsamen Wäldern und frißt am liebsten Fische . . . . . **C. nigra** (L.)

32. Der Ibis oder Sichler, Ibis falcinellus (L.), N. 219, 1—3, ist in den Mittelmeerländern und in Asien zu Hause und wurde ganz vereinzelt bei uns beobachtet.

33. Der Löffelreiher oder Löffler, Platalea leucorodia L., N. 230, 1—4, gehört besonders dem Südosten Europas und Asien an und wurde ebenfalls vereinzelt bei uns beobachtet.

Die Entwickelung der mittelalterlichen Kirchenbaukunst,

erläutert durch Beispiele aus Kiel und Schleswig-Holstein.

Vortrag für den schleswig-holsteinischen Kunstverein gehalten in der Aula der Universität von Dr. **Abelbert Matthaei,** a. o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Kiel.

Vorbemerkung.

In Schleswig-Holstein ist, was die Baudenkmäler der Vergangenheit angeht, viel und mannigfach gesündigt worden. Man hat Kirchen ohne Not niedergerissen, andere arg verstümmelt oder durch sogenannte Restaurationen gerade ihrer wertvollen, charakteristischen Eigenschaften beraubt. Es wäre das nicht möglich gewesen, wenn in den beteiligten Kreisen der Bevölkerung ein lebhafterer Sinn, ein besseres Verständnis für die Bedeutung alter Baulichkeiten geherrscht hätte. Solche Fälle wie der Abbruch der Vizelinskirche in Neumünster wären nicht vorgekommen, wenn nur ein Mann Einspruch erhoben und die Beteiligten auf den historischen und kunsthistorischen Wert des Baues aufmerksam gemacht hätte. Wer sind nun diese Beteiligten? — Es sind mancherlei Leute. Unter ihnen werden in erster Linie die Geistlichen, dann auch namentlich auf dem Lande die Lehrer in Betracht kommen. Der Pastor hat, wenn im Gemeindekirchenvorstand von baulichen Veränderungen, Restaurationen, Ausschmückung, Neubau ꝛc. die Rede ist, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Kann er das ehrlicher Weise, wenn er keine Ahnung von den einschlägigen Fragen hat?! — Muß es ihm, dessen Berufsthätigkeit sich zu so wesentlichem Teile im Gotteshause vollzieht, nicht von höchstem Wert sein, etwas von der Entwickelungsgeschichte des Kirchengebäudes, der einzelnen Ausstattungsstücke, an und mit denen er amtiert, zu wissen? Aber damit ist es zur Zeit noch schlecht bestellt. — Es wird besser werden. Denn schon gehören an den Universitäten unsere jungen Theologen zu den eifrigsten Zuhörern kunsthistorischer Vorlesungen und Übungen, und es ist zu hoffen, daß wir bald eine Pastorengeneration haben werden, die auch für die formale Seite des kirchlichen Lebens

Digitized by Google

ein künstlerisches Verständnis mitbringt, wenigstens soweit, daß sie unterscheiden kann, was wertvoll und was wertlos ist, daß sie mit gutem Gewissen in den Fragen der Erhaltung und Restauration der einzelnen Dinge und des ganzen Gebäudes ein Wort in die Wagschale werfen kann. — Nächst den Geistlichen kommen die Lehrer in Betracht. Man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie kunsthistorische Vorlesungen gehört haben, wennschon auch da zu konstatieren ist, daß sie die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, wo sie sich ihnen bietet. Das wird aber selten der Fall sein. Um so bereitwilliger komme ich einer Aufforderung des Schriftleiters dieser Zeitschrift, die in Lehrerkreisen gehalten wird, nach, einen Vortrag, den ich vor $1^1/_2$ Jahren in der Aula der Kieler Universität gehalten habe, hier abdrucken zu lassen. — Noch kann vielfach genützt werden, wenn auch die Lehrer sich eine elementare Kenntnis der kirchlichen Baukunst aneignen. Täglich nähert sich z. B. der bedeutsame Bau von Altenkrempe dem Ruin; jeden Tag kann eine ungeschickte Hand beauftragt werden, die wertvollen Gewölbemalereien von Büchen zu „renovieren."

Wenn wir auch jetzt einen Konservator der Kunstdenkmäler der Provinz haben, so kann er seine Augen doch nicht überall haben, und manches Unheil läßt sich verhüten, wenn der Lehrer von der Sache ein wenig versteht. — Ich drucke den Vortrag so ab, wie er gehalten wurde, und füge nur die Skizzen hinzu, die ich während des Sprechens an der Wandtafel entstehen ließ.

Hochverehrte Versammlung!

Als mir von seiten des Direktoriums des schleswig-holsteinischen Kunstvereins die Anregung zu teil wurde, einen kunsthistorischen Vortrag zu halten, glaubte ich dieser Aufforderung am besten dadurch zu entsprechen, daß ich ein Gebiet wählte, das von allen Künsten in der Gegenwart sich am allerwenigsten eines allgemeinen Verständnisses erfreut.

Es ist kein Zweifel, daß in unsern Tagen von allen Künsten die Musik und die mimische Kunst des Schauspieles im Interesse des Publikums obenanstehen. Wir brauchen nur einen Blick in die Tagespresse zu werfen und wir werden finden, daß die Rubrik „Kunst" vorzugsweise mit Berichten über Theater und Musik ausgefüllt ist. Unter den bildenden Künsten erfreut sich die Malerei der größten Teilnahme; dann kommt die Plastik und das Kunstgewerbe und wohl zu allerletzt erst die Architektur. Daran mag zum Teil der gegenwärtige Stand der Kunst selbst schuld tragen. Denn wenn auch auf dem Gebiete der Profanarchitektur in unsern Tagen manche neue Aufgabe in fesselnder Weise gelöst wird, der Wohnbau hie und da recht erfreuliche Keime zeigt, so herrscht doch auf dem Gebiete des Kirchenbaus bis in die allerjüngste Vergangenheit hinein ein vollständiger Eklektizismus, ja, man möchte mit A. Springer sagen: „ein anarchischer Zustand." Der eine baut gotisch, der andere romanisch, ein dritter greift zu den Formen des griechischen Tempels zurück, oder die Renaissance wird wieder hervorgeholt. Ein nachhaltig wirkender neuer Gedanke ist noch nicht gefunden.

Digitized by Google

Es scheint fast, als hätte unsere Zeit keine eigenen Stimmungen für den Kirchenbau, denen die Künstler Ausdruck zu geben hätten. „Ehemals" — sagt Springer*) — „entstanden die Städte um eine kirchliche Anlage, ein Kloster, eine Episkopal- oder Metropolitankirche. Seinem Verhältnis zu Gott einen monumentalen, künstlerischen Ausdruck zu geben, war in erster Linie das Bedürfnis. Heute entsteht erst eine industrielle Anlage, die Schlote rauchen. Dann kommen die Arbeiterwohnungen, darauf die Paläste des Fabrikherrn, die Wohlfahrtseinrichtungen, und erst zuletzt entschließt man sich zu einem Kirchenbau, oft genug mehr aus einem gewissen Anstandsgefühl als aus einem inneren Bedürfnis."

Und doch verdient die Baukunst, namentlich die kirchliche, unser Interesse nicht minder als die übrigen Künste. Wir selbst bestätigen das halb unbewußt. Wohl jeder von uns hat den Wunsch und auch die Gelegenheit Reisen zu machen. Und wo uns nicht die Naturschönheit lockt, da sind es die großen Kunstzentren, die großen Städte mit ihren Galerien und Sammlungen, mit ihren Monumenten und vor allem mit ihren Prachtbauten, ihren Domen und Kathedralen, die uns anziehen. Darf sich der Kunstgenuß, den wir empfinden, wenn wir einen Kölner Dom, ein Straßburger Münster betreten, nicht messen mit den ästhetischen Reizen jeder andern Kunst? Aber wie wenig nimmt der mit, der nicht eine, wenn auch nur oberflächliche, Kenntnis mitgebracht hat, der sich vielleicht nur durch die Dimensionen imponieren läßt, ohne das Wesen der Kunstrichtung zu erfassen, dessen baugeschichtliche Kenntnis, wie man nicht selten konstatieren kann, in dem Satze gipfelt: der romanische Stil hat rundbogige, der gotische spitzbogige Fenster?!

So entschied ich mich, Ihnen einen Zweig der Baukunst vorzuführen, und zwar denjenigen, der das Hervorragendste und Schönste geleistet hat, was wir überhaupt auf dem Gebiete der Architektur kennen: die Baukunst des Mittelalters. Denn wir haben nur drei selbständige Stile, die ein ganz konsequentes architektonisches Prinzip enthalten, die das große Problem der Baukunst, den Gegensatz zwischen Last und Träger in völlig selbständiger, durch Nebendinge unbeirrter Weise lösen: den altgriechischen, den romanischen und den gotischen, und die letzten beiden gehören dem Mittelalter an. — Nahe lag es, diese Betrachtung an die Baudenkmäler der Heimat anzuknüpfen. Aber als ich daran ging, diese Aufgabe zu lösen, stieß ich auf eine doppelte Schwierigkeit. Einmal sind die Bauten des Nordens, wenn auch einzelne von großer Schönheit sind, nicht die hervorragendsten Denkmäler dieser Kunst. Indessen, was hier an der Bedeutung des Kunstwerks vermißt werden sollte, das ersetzt vielleicht das Interesse an der Heimat. Schlimmer ist das andere. Ich sagte mir, daß ich bei der Besprechung der einzelnen Bauten kunsthistorische termini technici gebrauchen müßte, mit denen vielleicht nicht jeder gleich die richtige Vorstellung verbindet, die nicht allen geläufig sind, und daß die architektonische Betrachtung

*) A. Springer: Bilder aus der neueren Kunstgeschichte.

Digitized by Google

eines Einzelbaues doch nur für den Wert hat, der die ganze Entwickelung kennt, in der das einzelne Denkmal nur ein Glied, ein Stadium ist. — So kam ich denn auf einen anderen Gedanken. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen an der Hand einiger hervorragender Bauten Schleswig-Holsteins in großen Zügen ein gedrängtes Bild der Entwickelung der mittelalterlichen Baukunst gebe, daß ich die einzelnen Entwickelungsstadien belege durch Beispiele aus der engeren Umgebung. — Vielleicht ermöglicht dieser Weg, daß durch die Betrachtung der heimischen Bauten neben der Kenntnis der schleswig holsteinischen Kunstentwickelung das Verständnis für die großen Denkmäler des Südens und Westens, die wir auf Reisen kennen lernen, gefördert wird.

Hochverehrte Versammlung! Die Kunst des Mittelalters ist vorzugsweise eine kirchliche. Hier bei uns sogar ausschließlich, denn es giebt kein einziges hervorragendes Profanwerk aus mittelalterlicher Zeit in unseren Landen. Die Formen der mittelalterlichen Kirchen sind Ihnen in großen Zügen allen geläufig; es sind ja die Formen, in denen wir uns heute noch bewegen. — Sie finden meist drei hallenartige Räume nebeneinander — Schiffe genannt —, von denen die äußeren niedriger zu sein pflegen als das mittlere, das Hauptschiff. Gegenüber dem Eingang, der regelmäßig bei allen mittelalterlichen Kirchen im Westen liegt, befindet sich an dem anderen Ende ein mehr oder weniger kompliziertes Baugefüge, der Chor, der als Altarhaus zunächst bestimmt ist, den Altar aufzunehmen. Diese Zweiteilung müssen wir festhalten. Sie geht durch die gesamte Entwickelung hindurch. Man bedurfte eines Raumes für diejenigen, welche das Evangelium verkünden, und eines Raumes für die Hörenden.

Wie, müssen wir nun fragen, kamen die mittelalterlichen Baumeister auf diese Form? — Die Antwort wird uns die antike, also zunächst die römische Entwickelung geben. Dort werden wir die Quelle finden, aus der die mittelalterliche Baukunst stammt. Denn in der Kunstgeschichte, wie bei jeder Entwickelung, geschieht nichts sprungweise, sondern alles in allmählichem Werden, und keine Stufe ist verständlich ohne die Kenntnis ihrer Vorgänger. Die griechische Kunst ist beeinflußt von der orientalischen. Die römische Kunst ist garnicht denkbar ohne die griechische und etruskische, und die mittelalterliche Kunst schließt wieder an die römische an. Dabei muß ich freilich bemerken, daß die Kunstgeschichte eine andere Zeiteinteilung hat wie vielfach die Weltgeschichte. Sie rechnet die antik-christliche Kunst bis in die Zeit der Karolinger. — Dort also, in der römischen und antik-christlichen Kunst, werden wir die Quelle finden, aus der die mittelalterliche Baukunst stammt.

Sie wissen, daß die ersten Christen in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus in der Bethätigung ihres Glaubens, in der Ausübung ihres Kultus vielfach beschränkt, zeitweise blutig verfolgt wurden. Aber eine Fabel ist es, wenn man sich die Christen in den ersten 2—3 Jahrhunderten als beständig gehetzte und die Öffentlichkeit scheuende Menschen vorstellt. Im Gegenteil sind die Kirchenväter darüber einig, daß die Christen in den ersten 2 Jahrhunderten ein verhältnismäßig ruhiges Dasein führten, die Duldung genossen, die beinahe

Digitized by Google

jedem Kultus im römischen Reich zu teil wurde, und ausdrücklich wird uns die Zeit von 40 Jahren zwischen der Deciusschen und der Diokletianschen Verfolgung als eine Zeit des Friedens geschildert, in der ruhig Gottesdienst abgehalten und Kirchen gebaut werden konnten. Die Christen versammelten sich zum Gottesdienst anfangs in Privathäusern, in der Wohnung eines wohlhabenden Gläubigen, eines Patrons der Gemeinde. Ganz zweifellos ist erwiesen, daß sie auch vor Constantin schon eigentliche Kirchen bauten. Aber davon ist nichts erhalten, und zu einer freieren Entwickelung kamen die Christen erst, als Constantin die christliche Religion durch das Toleranzedikt von Mailand anerkannte. Da nun entwickelte sich ein reger Baueifer, und aus der Zeit Constantins stammen die ersten erhaltenen christlichen Kirchen.

Wie kamen die Christen nun zu den Bauformen, die uns da begegnen? — Die bisher übliche Auffassung, die auf den großen Theoretiker der italienischen Frührenaissance Leon Battista Alberti zurückgeht, ist die: Als für die Christen der Moment eingetreten wäre, sich öffentlich zu zeigen, hätten sie sich nach geeigneten Räumen für den Gottesdienst umgesehen. Die heidnischen Tempel wären ungeeignet gewesen, weil sie nicht für eine hörende Gemeinde eingerichtet waren. Von der Benutzung der großen Theater hätten sie religiöse Bedenken zurückgehalten, weil dort die Märtyrer geblutet hätten. Da blieb nur eine große Baulichkeit übrig — das römisch-griechische Geschäftshaus, die „Basilika". — Sie wissen, daß in den griechischen Städten hallenartige Räume, ursprünglich meist aus Holz errichtet, sogenannte Königshallen, existierten, welche am besten vielleicht mit unseren Markthallen zu vergleichen sind. — Die praktischen Römer übernahmen diese Einrichtung und statteten sie künstlerisch aus, während die Griechen in früherer Zeit wenig Wert auf diese Nutzbauten gelegt hatten. So finden wir denn an den Märkten Roms schon vor Cäsar und Augustus solche Hallen in Marmor errichtet. — Es waren das dreischiffige Säulenhallen. Das Licht kam von der Seite. Zwischen den Säulen hatten wohl die Kaufleute ihre Stände. An der einen Seite befand sich vielfach ein halbrunder Ausbau, eine Apsis oder Tribunal, wo der Prätor zu Gericht saß. Und dieses Konglomerat von Geschäftshaus, Börse und Justizhalle soll die Wiege des christlichen Kirchenbaues sein. — Die Engländer und Franzosen halten heute noch vielfach an dieser Auffassung fest.

Anders wir Deutsche. Wir sehen den Ursprung des christlichen Gotteshauses da, wo zuerst der Gottesdienst abgehalten wurde, das heißt im römisch-griechischen Privathaus. — Ohne Sie in den wissenschaftlichen Streit der Meinungen einzuführen, gebe ich das Resultat.*) — Das römisch-griechische Wohnhaus wohlhabender Leute sah in dem 1. Jahrhundert nach Christus in groben Zügen so

*) Die im Folgenden vorgetragene Ansicht geht auf Georg Dehio: „Die Genesis der christlichen Basilika" in den Sitzungsberichten der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften zurück. Sie ist dann von Konrad Lange „Haus und Halle" angefochten, aber in jüngster Zeit wieder von Victor Schultze in ihren Grundzügen aufrecht erhalten worden.

Digitized by Google

aus, wie es beistehende Fig. 1 zeigt: Es bestand aus zwei größeren Raumkomplexen: dem Atrium (A), der eigentlich italischen Anlage, etwa unserem Salon entsprechend, wo die Familie mit der Außenwelt verkehrte, und dem Peristylium, dem Aufenthaltsort für die Familie, das aus der griechischen Entwicklung herübergenommen war. An diese Haupträume schließen sich eine Anzahl kleinere an. — Zwischen Atrium und Peristylium befand sich das Tablinum (C), das Zimmer des Hausherrn. Vor ihm stand ein Marmortisch (E), der Nachkömmling des alten Hausherds. Zwischen Tablinum und Atrium haben sich die ursprünglich für die Lichtzuführung von der Seite bestimmten alae aus dem altitalischen Hause erhalten. Das offene Dach des Atriums (Impluvium) wurde in der Kaiserzeit vielfach durch Säulen (wie im Peristylium) gestützt (atrium tetrastylum oder corinthicum). — Ich brauche jetzt nur die nicht in Betracht kommenden Teile zu schraffieren und Sie sehen den Keim des christlichen Kirchenbaus vor sich. Wenn sich die christliche Gemeinde zum Gottesdienst im Privathaus versammelte, so war die einzig mögliche Stelle dafür das Atrium, wo die Familie von altersher mit der Außenwelt verkehrte. Das Tablinum (C), der Sitz des Hausherrn, wird zum Sitze des Diaconus in der paulinischen Zeit, später zum Priesterhaus. Der Tisch (E) vor ihm ist der Vorläufer des Altars. Die alae (D) werden zum Querschiff der christlichen Kirche, wo die Diakonissen und Wittwen, Magistratspersonen, geweihte Jungfrauen ꝛc. ihren Platz im Angesicht der Gemeinde fanden. Das durch die Säulen dreigeteilte Atrium wächst sich zum mehrschiffigen Langhaus des christlichen Kirchengebäudes aus. —

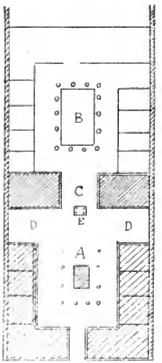


Fig. 1.

Jedenfalls hatten die ersten christlichen Kirchen, wie sie uns in Rom und Ravenna erhalten sind, folgende Gestalt: (vgl. Fig. 2) drei oder fünf Schiffe, durch Säulen getrennt, bilden den Raum für die Gemeinde (A). Daran schließt sich in Rom ein Querhaus (D) als Sitz für bevorzugte Gemeindemitglieder und die niedere Geistlichkeit; daran eine halbrunde Apsis oder Priesterhaus (C) als Sitz der Priesterschaft und des Bischofs. — Vor dem Eingang befindet sich eine säulenumrahmte Vorhalle (B) mit einem Brunnen (cantharus) (F) in der Mitte für die Waschungen der Pilger, an die Form des Peristyliums im römisch-griechischen Wohnhause erinnernd. Diese Vorhalle ist der Aufenthaltsort für die Katechumenen, die Peregrinen, die Büßer ꝛc. Auch Gerichtssitzungen wurden dort abgehalten. Später kommt auch die Sitte auf, die Toten in dem Vorhof zu bestatten.

Das ist die Form, in der die christlichen Kirchen des Abendlandes bis in Karl des Großen Zeiten gebaut wurden. Daneben findet sich noch im Morgenlande eine Bauart mit kreisrundem oder vieleckigem Grundriß, eine Zentralanlage, wie z. B. die St. Michaeliskirche in Schleswig eine war. Im Abend-

Digitized by Google

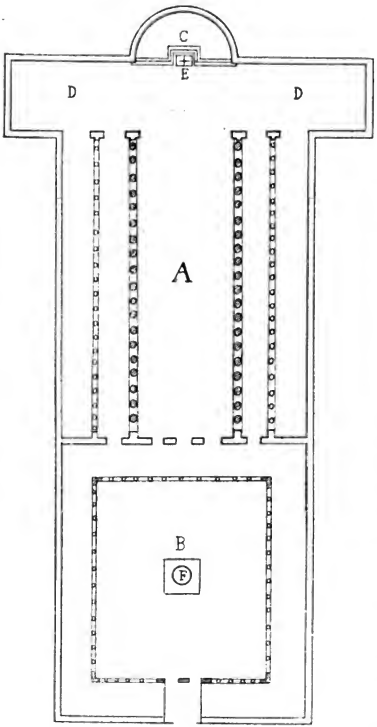


Fig. 2.

lande kommt diese Form nur für kleinere Bauten zur Verwendung, wie Grabkapellen und Baptisterien. Es ist ein alter Irrtum anzunehmen, daß, weil das hervorragendste erhaltene Denkmal aus Karls des Großen Zeit, die Palastkapelle in Aachen, ein Zentralbau war, unter Karl hauptsächlich diese Form im Gebrauch gewesen wäre. Die basilikale war bei weitem die häufigere, schon weil sie leichter herzustellen war.

In Karls des Großen Zeiten war man noch im Besitze der römischen Bautechnik, und der germanische Geist fing an, den überlieferten römischen Bauformen sein eigenes Gepräge aufzudrücken. Aber die Epigonen der Karolingerzeit vermochten sich nicht auf dieser Höhe zu halten. — „67 Jahre nach Karls Tode, im Jahre 881, stampften die Rosse der Normannen über seiner Gruft zu Aachen.“ Dazu gesellten sich die Magiarenzüge, die letzten Nachklänge der großen Völkerbewegung. Künstlerische und technische Kenntnisse, die sich bis zu Karl gerettet hatten, gingen verloren.

Erst nach dieser Zeit konsolidiert sich das deutsche Reich, besonders unter den sächsischen Kaisern. Ein neuer Aufschwung macht sich geltend; die Germanen schicken sich an, sich auch an der Kulturaufgabe der Kunst zu beteiligen, und die Kunst des Mittelalters beginnt. In dieser Zeit erhebt sich der Klerus der römisch-katholischen Kirche zu höchster Bedeutung. Die Priester sind die Lehrmeister des Volkes auf allen Gebieten des Lebens, so auch auf dem der Baukunst. Ihre Klöster sind die Universitäten und technischen Hochschulen der Zeit.

Den kirchlichen Ansprüchen genügt die alte Form nicht mehr. Die in den einzelnen Klöstern oft bis zu hunderten angewachsene Zahl der Geistlichen be-

Digitized by Google

darf einer größeren Ostpartie (vgl. Fig. 2b). Der Altar tritt aus dem Querschiff in ein eigenes Altarhaus, das über das Niveau der ganzen Kirche um mehrere Stufen erhöht wird, weil sich darunter eine unterirdische Grabkirche, eine Krypta befindet mit den heiligen Gebeinen, über denen die Kirche erbaut war. — Zwischen Langhaus und Altarhaus schiebt sich ein weitausladendes Querschiff ein. Dieses Querhaus durchdringt gewissermaßen das Langhaus. Die Form dieser Durchdringung ist ein Quadrat, die sogenannte Vierung (V). Dieses Quadrat nun wird zur maßgebenden Raumeinheit für alle übrigen Gebäudeteile. — Das Hauptschiff ist nur eine Vervielfachung dieses Vierungs-Quadrats, die Nebenschiffe sind derartig eingeteilt, daß immer zwei kleine Quadrate auf ein Joch des Hauptschiffes kommen. Darin besteht einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen dieser Anlage und der altchristlichen Basilika. Dort wurden die Räume in beliebiger Ausdehnung willkürlich aneinander gereiht. Hier ist alles nach der einen Raumgröße auch in der Höhe harmonisch geordnet. Darauf beruht zum allergrößten Teile der eigentümlich harmonische Eindruck, welchen romanische Kirchen auf uns machen. Dem entspricht es auch, daß im Äußern keine Stelle bevorzugt wird, sondern die Türme (T), die der alten Basilika als organischer Bestandteil fehlten, gleichmäßig über das ganze Gebäude verteilt werden. Oft sind es 5 (auch 6 und 7) Türme, welche die malerische Silhuette des romanischen Kirchenbaues ausmachen: 2 an der Façade im Westen, 2 im Genick zwischen Querhaus und Altarhaus, einer über der Vierung. Die Vorhalle oder das Paradies (P) schrumpft zu einem kleinen Raum zwischen den Türmen zusammen, und heute erinnert nur noch das Weihwasserbecken am Portal der katholischen Kirchen an den alten Cantharus und an die Abstammung aus der römischen Wohnhausanlage.

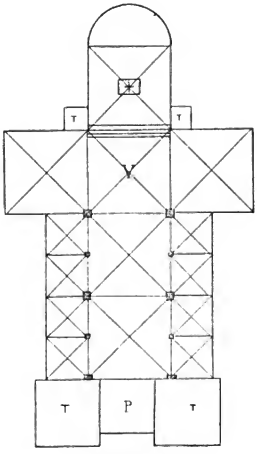


Fig. 2b.

Endlich schritt man im Laufe der Entwicklung dazu, die flache Holzdecke der alten Basilika durch eine gewölbte Steindecke zu ersetzen. — Die Gewölbe waren aber noch so massiv, daß sie der stärksten Widerlager in dicken Pfeilern und massigen Außenmauern bedurften. So ist auch hier ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Last und Träger hergestellt. Durch die kleinen, meist rundbogigen Fenster in den dicken Mauern dringt nur ein gedämpftes Licht in den Raum, so daß Goethe Recht hat, wenn er im „Osterspaziergang" über mittelalterliche Kirchen sagt: „Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht."

Digitized by Google

So wird denn der romanische Stil der künstlerische Ausdruck jener Zeit, wo der Mensch, eingespannt in klösterlichen oder ständischen Zwang, zu keiner individuellen Entwicklung kam, sondern nur Wert hatte als Teil eines großen harmonisch unter Papst und Kaiser ruhenden Ganzen. Durch alle diese Dinge wird der Eindruck erreicht, den wir in romanischen Kirchen empfinden, daß die Seele nicht zu kühnem Gedankenflug angeregt, sondern zur stillen Einkehr in sich selbst, zu harmonischer, beschaulicher Sammlung eingeladen wird.

Der Name „romanisch", der übrigens erst aus unserem Jahrhundert stammt, hat nichts zu thun mit den romanischen Nationen. Es ist ja jener Stil der Ausdruck gerade vorzugsweise des Germanen-Geistes in der Kunst; sondern romanisch nennt man diese Bauweise, weil sie (wie wir an der Basilika sahen), auf römischer Grundlage beruhend, von den Geistlichen der römisch-katholischen Kirche bei uns eingeführt und betrieben wurde in einer Zeit, wo das Geistesleben der germanischen Nationen (man denke an die Schriftsprache) von Rom seine Nahrung und Anregung erhielt.

Es ist nun nur natürlich, daß diese neue Kunstrichtung sich am frühesten und am glänzendsten in denjenigen Gegenden entwickelte, von denen auch die Neuordnung des Reiches ausgegangen war, im alten Sachsen und Franken, d. h. in den Ländern zwischen der mittleren Elbe, Rhein und Main. — In mehreren durch das Problem der Überwölbung bedingten Entwicklungsstufen durchläuft dieser Stil vom 10. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts verschiedene Stadien, bis er in den großen Domen des 12. Jahrhunderts am Rhein zu Speyer, Mainz und Worms seine höchste Vollendung erreicht.

Von diesem romanischen Stil haben wir nur einige bedeutsame Denkmäler in unserer Umgebung. Allerdings zeigt die Entwickelung in unseren Landen, wie überhaupt östlich der Elbe ein anderes Gesicht. — Denn die deutsche Kultur bricht sich hier erst in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also in den Zeiten König Lothars und der ersten Hohenstaufen Bahn. Denn die schönen Anfänge der Kultivierung, die Otto der Große gemacht hatte, gingen in dem Slavenaufstand von 983 wieder zu Grunde, und dieser Rückschlag dauerte etwa bis zum Jahre 1130. Da waren es verschiedene Faktoren, welche gleichzeitig, einander unterstützend, eingriffen und nun der deutschen Kultur eine dauernde Heimstätte schufen. Zunächst waren es die Missionare, der arme Priester Vicelin, der besonders hier in Wagrien und Holstein wirkte, Otto von Bamberg und Norbert von Magdeburg. Diese Missionare fanden eine kräftige politische Stütze in Albrecht dem Bären und Heinrich dem Löwen. Und der Bestand ihrer Errungenschaften wurde gesichert durch die großen Ansiedlungen von Bauern, die aus den Niederlanden, Holland, Utrecht und Flandern, aus Sachsen und Westphalen hierher verpflanzt wurden.

Nun begann eine rege Bauthätigkeit in kirchlichen Anlagen. Was vorher in diesen Gegenden geschaffen war, das waren entweder Holzkirchen — eine sichere Nachricht besagt uns, daß Heinrich der Löwe im Jahre 1163 bei Einsetzung des Domkapitels in Lübeck noch eine hölzerne Kirche weihen ließ —

Digitized by Google

oder Gotteshäuser aus dem Findlingsstein, d. h. jenen erratischen Blöcken, welche massenhaft das Land bedeckten und auch schon vielfach an Hünengräbern ꝛc. zusammengetragen waren. Dieser Stein ist aber sehr spröde und kaum zu bearbeiten, und so kann, obwohl nicht wenige kleine Landkirchen dieser Art noch vorhanden sind, von einer Baukunst noch nicht die Rede sein. Nun, wo mit der Kultur auch die Baukunst ihren Einzug hielt, bedurfte man eines besseren Materials. An einigen Stellen sehen wir sächsischen Sandstein oder rheinischen Tuffstein eingeführt. Aber im allgemeinen war das zu kostspielig. — Ein anderes Material war sehr reichlich im Lande vorhanden — der Thon, und so taucht hier auf einmal in jenen Zeiten die Technik des Ziegelbrennens (der Backsteinbau) wieder auf, die die Römer mit großer Kunstfertigkeit gehandhabt hatten, die sich auch bis zum Jahre 1000 etwa in Deutschland erhalten hatte, dann aber in den Ländern zwischen Elbe und Rhein, von denen aus doch die Kultur in unseren Gegenden eingeführt wurde, verloren gegangen war. — Offenbar sind die niederländischen Kolonisten, die, wie wir eben sahen, hier bei uns angesiedelt wurden, die Vermittler dieser Technik gewesen, die ihnen von den Römern her bekannt geblieben war.

Die Natur dieses Materials verändert nun nicht unerheblich das Wesen des romanischen Stils, wie wir es vorhin geschildert haben. — Zwar eignet sich der gebrannte Stein sehr gut zu massigen Mauern, deren der romanische Stil bedurfte, aber komplizierte Gliederungen vermied man, und er ist wenig geeignet für die zierliche Ausbildung der Dekoration, zumal, wenn sie frei in die Luft ragen soll. Denn er ist nicht in großen langen Blöcken, sondern nur in kleinen Stücken herstellbar und verwittert leicht.

Beispiele solcher Bauart haben wir nun aus dieser romanischen Zeit in unseren Gegenden in Oldenburg, Lützenburg, Altenkrempe, Eutin und Segeberg und ein vollendetes Denkmal aus der Blütezeit im Dom zu Ratzeburg. Letzterer liegt schon auf mecklenburgischem Gebiet, und ich begnüge mich damit, von den übrigen Ihnen die Kirche zu Segeberg vorzuführen, welche die wichtigste ist, schon weil sie vermutlich die älteste ist. St. Johannes in Oldenburg ist etwas plump, die Kirche St. Michael in Lütjenburg ist traurig vernustaltet, im übrigen war sie einfach das Abbild einer westphälischen Dorfkirche des 12. Jahrhunderts. Die relativ vollendetste Kirche von Altenkrempe und die von Eutin zeigen schon Einflüsse der sogenannten Übergangszeit und sind in die letzten Jahre des 12. Jahrhunderts zu setzen.

Die Kirche von Segeberg ist urkundlich auf einen Befehl des Kaisers Lothar hin vom Jahre 1134 samt dem Kloster erbaut worden. Allein höchstwahrscheinlich war dieser älteste Bau noch ein Granitbau, von dem heute nur noch an der Ostpartie Teile erhalten sind. Denn eine zuverlässige Nachricht besagt uns, daß der Wendenfürst Pribislaw im Jahre 1138 das neue Bethaus und das soeben erbaute Münster niederbrannte. Der jetzige Backsteinbau kann

Digitized by Google

daher wohl kaum früher als im Jahre 1165 erbaut sein, wo wieder friedliche Zeiten eintraten.*)

Die Jahrhunderte seit ihrer Entstehung haben an dem ehrwürdigen Denkmal deutscher Kunst viel zerstört. Man wollte es abreißen, und eines der vielen Verdienste des um die Erhaltung der Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins verdienten Thaulow war es, auch dieses Bauwerk retten zu helfen. Zwar war eine gründliche Renovierung notwendig, die in den Jahren 64 und 81 vor sich ging, aber auch in dieser Gestalt vermögen wir den alten Kern noch ziemlich deutlich zu erkennen. Der Grundriß zeigt ein Langhaus von 3 Jochen, dem ganz nach dem romanischen System je doppelt soviel Joche des niedrigeren Seitenschiffs entsprechen. Dabei tritt uns das frühromanische, sächsische System des Stützenwechsels noch entgegen, d. h. die Pfeiler wechseln mit Säulen als Stützen der Hauptschiffsmauern ab. Ob ein Querhaus vorhanden war, das sonst eben wegen des einfachen Charakters der Backsteinarchitektur, wie vielfach in Süddeutschland, in unseren Gegenden meistens fehlt, läßt sich mit Bestimmtheit nicht mehr sagen. Eine erhaltene Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert läßt es aber ziemlich sicher vermuten. Nur kann es nicht an der Stelle gewesen sein, wo sich das heutige befindet. Von einer Apsis vermochte ich keine Spuren zu entdecken. Jedenfalls scheinen, wie die seinerzeit aufgedeckten Grundmauern zeigten, ursprünglich 2 Façadentürme anstatt des jetzt erhaltenen, wenigstens geplant und angefangen zu sein. Die Höhen- und Breitenverhältnisse der Kirche sind durchaus gute und ächt romanische, und man kann an diesem Gotteshaus, abgesehen von der entstellenden Lichtwirkung, sehr gut eine Vorstellung romanischer Baukunst gewinnen. (Vergl. die Abbildungen bei Haupt: Bau- und Kunstdenkmäler ꝛc. Seite 372 u. ff. und „Vicelinskirchen.“)

Die romanische Baukunst hat dann im übrigen Deutschland, besonders in den großen Domen am Rhein, ihren Höhepunkt erreicht. Die konstruktiven Aufgaben waren gelöst, und wir begegnen jener Neigung, die sich immer einstellt, wo die Schöpfungskraft eines Stils am Verlöschen ist, mehr Gewicht auf dekorative, mehr spielende Weiterentwickelung, auf das Beiwerk zu legen. Gleichzeitig mit diesen technischen Vorgängen war auch der Boden wankend geworden, auf dem die romanische Kunst erwachsen war. Die streng hierarchische Lebensauffassung des tiefen Mittelalters begann einer anderen Platz zu machen. Das hätte zu einem Verfall der Kunst geführt, wenn nicht neue Anregungen von auswärts gekommen wären. Das 12. Jahrhundert bringt mit seinem regen, durch die Kreuzzüge angebahnten Verkehr der Völker untereinander, mit dem frühlingsartigen Erwachen einer sich auf allen Gebieten regenden Schaffenslust und Aneignungssucht fremder Dinge mancherlei Einflüsse von außen. Unter ihnen nehmen die von Frankreich ausgehenden Einflüsse die hervorragendste Stelle ein, und hier vermögen wir zwei Richtungen ganz deutlich zu verfolgen.

*) Die Kirche bedarf noch einer eingehenderen Untersuchung. Im allgemeinen scheint sie von Adler richtig beurteilt zu sein.

Digitized by Google

Die eine nimmt vom nördlichen Frankreich, von der Isle de France, der Gegend um Paris und der Champagne ihren Ausgang und führt plötzlich und ziemlich unvermittelt den künstlerischen Ausdruck der neuen Zeit, die Gotik, bei uns ein.

Die andere entstammt der südlichen Grenze der Champagne, dem alten Burgund, den Gegenden, wo der Geist von Cisteaux erwuchs und den neuen Mönchsorden der Cistercienser schuf. — Sie wissen, daß vom Kloster Cluny in Burgund schon einmal um das Jahr 1000 eine Bewegung ausgegangen war, um das verrottete Mönchswesen zu reformieren. Allein, da diese Bewegung Einfluß auf die Welt gewinnen wollte, so war sie selbst auch bald weltlichen Einflüssen erlegen.

Anders die Cistercienser. Die machen eine ganz reinliche Scheidung zwischen sich und der Welt und predigen die Rückkehr zu der alten Ordensregel Benedikts. Gebet und Arbeit sollen die Lebenspole sein und zwar die Arbeit nur in der Urform aller Arbeit, in der landwirtschaftlichen Thätigkeit. Eigentlich wollten sie also mit der Kunst überhaupt nichts zu thun haben; da sie aber doch Kirchen brauchten, so gewann ihr eigentümlicher Geist doch auf die Baukunst einen gewaltigen Einfluß. — Der heilige Bernhard, der eigentliche Schöpfer des Ordens, hat sich in seinen Schriften selbst über die Baukunst geäußert. Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine charakteristische Stelle vorlese:*)

„Doch dies alles ist ein Geringes. Ich komme zu schwererem Mißbrauch und zwar um so viel schwererem, als er häufiger ist. Der Bethäuser maßlose Höhe, ihre übertriebene Länge, ihre unnütze Breite, ihr Aufwand an Steinmetzarbeit, ihre die Neugier reizenden und die Andacht störenden Malereien, sie scheinen mir nicht anders zu sein als die Gebräuche der alten Juden. Mag sein, daß es in der Absicht geschieht, Gott damit zu ehren: ich, ein Mönch, frage euch Mönche, was vorzeiten ein Heide den Heiden vorhielt:

Sagt, ihr Priester, was thut im Heiligtume das Gold denn?

Ich aber rufe: Saget, ihr Armen! (denn nicht auf das Wort kommt es an, sondern auf den Sinn); saget, wenn anders ihr wirklich Arme seid, was thut im Heiligtume das Gold denn? Anders steht die Sache bei den Bischöfen, anders bei den Mönchen. Wir wissen, daß jene den Weisen wie den Unklugen gleich sehr verpflichtet sind, und die fleischlich gesinnte Menge, da sie mit geistigen Mitteln es nicht vermögen, mit materiellen zur Andacht zu stimmen sich bemühen. Doch wir, die wir uns von der Menge losgemacht haben, die wir Pracht und Reiz der Welt um Christi willen zurückgelassen haben, die wir alles dem Auge Glänzende, dem Geruche Süße, dem Geschmacke Angenehme, dem Gefühle Schmeichelnde, kurz alles was unsern Leib erquickt, für einen Dreck erachten, damit wir Christum gewinnen: wodurch denn, frage ich, sollen wir zur Andacht gestimmt werden? Was könnten wir mit diesen Dingen erreichen wollen? Die Bewunderung der Thoren und die Ergötzung der Einfältigen? Die prachtvolle Figur eines oder einer Heiligen wird gezeigt und die Menschen halten

*) Nach Dehio und v. Bezold: Die kirchl. Baukunst des Abendlandes. S. 522 u. ff.

Digitized by Google

sie für um so heiliger, je bunter sie ist: man läuft herbei, sie zu küssen, man wird aufgefordert zu schenken und man bewundert mehr die Pracht, als man die Heiligkeit verehrt. Von den Decken hängen nicht Leuchter, sondern gewaltige Räder mit Lichtern besteckt, von Edelsteinen funkelnd; an Stelle von Leuchtern sehen wir wahre Kandelaberbäume aus schwerem Erz und mit wunderbarer Kunst ziseliert und gleichfalls mit Edelsteinen überdeckt; und so geht es fort. Was glaubt ihr, wozu das alles dient? zur Zerknirschung der reuigen Herzen oder aber zu staunender Augenweide? — O vanitas vanitatum, sed non vanior quam insanior! Die Kirche gläuzt in ihren Bauten und darbt in ihren Armen; sie überzieht ihre Mauern mit Gold und läßt ihre Kinder nackend davongehen. Die Scherflein der Bedürftigen werden genommen, um den Reichen einen Augenschmaus zu bereiten. Die Schaulustigen finden Ergötzung, die Elenden suchen umsonst Erquickung. — Womit werden die Heiligenbilder auf den musivischen Fußböden geehrt? Man spuckt einem Engel ins Gesicht oder tritt einen Heiligen mit der Ferse. Wozu schmückt ihr, was ihr notwendig beflecken müßt? Was soll das bei Armen, bei Mönchen, bei Männern des Geistes?.... Sodann in den Kreuzgängen, dicht vor den Augen der lesenden und sinnenden Brüder, was soll da diese lächerliche Ungeheuerlichkeit, dieser garstige Prunk und diese prunkende Garstigkeit? Diese unreinen Affen? Diese wilden Löwen? Diese monströsen Zentauren? Diese Halbmenschen? Diese Tiger? Diese kämpfenden Männer? Diese ins Horn stoßenden Jäger? Du siehst unter einem Kopfe mehrere Körper und umgekehrt auf einem Körper mehrere Köpfe; du siehst einen Vierfüßler in eine Schlange auslaufen und einen Fisch mit dem Haupte eines Säugetiers; hier eine Bestie, die vorne Roß und hinten Ziege ist, dort eine, die vorne Hörner und hinten Pferdefüße hat. So vielerlei und wunderbares bietet sich dar, daß es vergnüglicher scheint, in dem Marmorbildwerk als im Buche zu lesen, und lieber den ganzen Tag hierüber als über das Gesetz des Herrn zu grübeln. Bei Gott! habt ihr vor diesen Albernheiten keine Scham, so habt wenigstens Scheu vor den Kosten!"

Dieser Geist prägt sich nun in der Baukunst der Cistercienser aus. Sie wollen nichts wissen von der dekorativen Ausartung des romanischen Stils jener Zeit, ja, sie verschmähen jeglichen nicht konstruktiv berechtigten Schmuck. Die Türme müssen fallen bis auf einen Dachreiter, die Farbe wird aus der Kirche verbannt, selbst aus dem Glas der Fenster, die Krypta verschwindet, und indem diese Mönche den romanischen Stil auf sein konstruktives Gerippe zurückführen, tragen sie viel zur Entwertung dieser Stilrichtung bei; aber der solide Sinn, welcher den Orden beherrscht, führt sie zu konstruktiven Neuerungen und in Anlehnung an die ihnen bekannte südfranzösische Gewölbetechnik kommen sie ganz von selbst auf die konstruktiven Vorteile des Spitzbogens und führen so allmählich die Gotik bei uns ein. Der Einfluß dieses Ordens auf die Baukunst war um so größer, als er sich international mit rapider Schnelligkeit ausbreitete, so daß 50 Jahre nach Bernhards Tode, also um 1200, schon 1800 Klöster in allen Ländern der damaligen Welt gestiftet waren.

Digitized by Google

Davon haben wir nun auch in unserm Lande ein hervorragendes Beispiel in Lügumkloster, nordöstlich von Tondern. — Wenn einer der neueren Darsteller schleswig-holsteinischer Geschichte sich darüber wundert, daß die Cistercienser eine so trostlose Heide zu ihrem Asyl gewählt haben, so hat er damit Unrecht. Die Cistercienser wählten in der früher und besten Zeit des Ordens gerade vorzugsweise wilde, öde, oft ungesunde Gegenden, weil es dort am meisten für ein verdienstliches Wirken auf landwirtschaftlichem Gebiete zu thun gab. Und das war mit einer der Gründe, warum man diese nützlichen Mönche überall so gern sah, und ihre Niederlassungen sich so rapide ausbreiteten. Die Waldungen, welche Lügumkloster später umgaben, sind vermutlich erst ein Resultat ihrer Kulturarbeit. Die Anfangsgeschichte des Klosters bedarf noch der Aufklärung. Fest steht nur, daß das Kloster mit Holm und Tvistkloster zusammen eine Kolonie von Herrevad ist, das direkt von Cisteaux besiedelt wurde. Der Bau, der einer gründlichen Bearbeitung entgegensieht, verdient, wenn auch die Filiationen keinen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung gehabt haben, schon deshalb ein besonderes Interesse, weil er der einzige zur Zeit in Deutschland befindliche ist, der direkt auf das Mutterkloster Cisteaux zurückgeht. Alle übrigen gehen von Morimond resp. Clairvaux aus. Die Cistercienser sind, indem sie, wie so häufig, eine Benediktiner-Kolonie ersetzten, im Jahre 1173 in Lügumkloster eingezogen. Da uns eine Grabstätte in der Kirche vom Jahre 1204 bekannt ist, so können damals schon wesentliche Teile der heutigen Kirche fertig gewesen sein. Jedenfalls ist die Vollendung des ganzen nicht später als in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zu setzen.

Der Grundriß zeigt das Quadrat des romanischen gebundenen Systems als einheitliches Raummaß. Der Chor ist nach Cistercienser Sitte schlicht gerade geschlossen. Dagegen finden sich an dieser Ostseite je drei kleine Kapellen, die der Orden bedurfte, damit die Mönche ihre Andachten möglichst für sich verrichten konnten, und die schon auf das Streben der Gotik, die Ostpartie zum Hauptteile des Baues zu machen, hindeuten. Sind unten die Fenster noch rundbogig, so sind sie in den oberen Wänden schon spitzbogig. Desgleichen auch die Gewölbe der Seitenschiffe, und die Gewölbe des Hauptschiffes sind schon direkt gotisch, da sie auf Rippen ruhen und nur einen Stein dick sind. Charakteristisch ist auch, daß man abweichend von der romanischen Weise, große Wandflächen zu lassen, hier schon die Oberwand durch eine zweite Fensterreihe zum Nebenschiffsdach hin durchbricht.

So sehen Sie, wie an diesem Bau das romanische System schon verlassen und der Gotik mächtig vorgearbeitet wird. In den dreißiger und vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts dringt dann die fertige Gotik, die inzwischen in Nordfrankreich völlig ausgereift war, bei uns allgemein ein.

Hier ist nun der Platz, um mit wenigen charakteristischen Strichen das Wesen dieser Gotik zu skizzieren.

Es kommt darauf an, daß man die schwere Last der Gewölbe möglichst verringert und auf 4 Punkte konzentriert, während im romanischen Stil die

Digitized by Google

Bögen selbst und die infolgedessen massiven dicken Wände zum Tragen herangezogen wurden. — Das wird durch folgende Dinge erreicht:

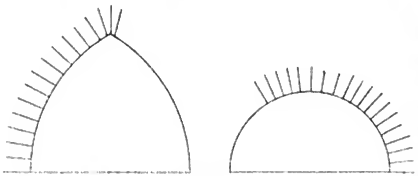


Fig. 3.

1. Dadurch, daß an Stelle des Rundbogens im Gewölbe der Spitzbogen eintritt, wird erreicht, daß der Druck mehr nach unten verlegt wird. Denn der Spitzbogen drückt dadurch, daß die Steine mehr über- als nebeneinander liegen, mehr nach unten als nach der Seite (Fig. 3). Das Gewölbe braucht daher nicht so starke Widerlager. Insofern kann man sagen, daß der Spitzbogen für die Gotik von entscheidender Bedeutung ist, aber nicht der in den Fenstern, wie man gewöhnlich meint, sondern der in der Konstruktion der Gewölbe. Es würde z. B. ein leichtes sein, Ihnen hundert romanische Kirchen mit spitzbogigen Fenstern vorzuführen.

2. Bisher hatte man stets über dem Quadrat gewölbt, und wenn das Gewölbe des Hauptschiffs quadratisch war, so mußten auch die der Nebenschiffe so sein, so daß die Größe des einen Raumes an den andern gebunden war; man nennt das das gebundene romanische System. — Jetzt vermochte man in jeder beliebigen Spannweite Bögen aneinander zu reihen, weil der Spitzbogen sich nicht mehr nach dem Radius der Spannweite zu richten braucht (Fig. 4 bis 6). — Es kommen jetzt nicht mehr auf ein Joch des Hauptschiffs zwei des Nebenschiffs, sondern das Nebenschiffsjoch ist ebenso lang, wie das des Hauptschiffs.

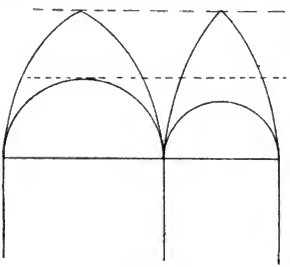


Fig. 4.

3. Ferner werden zu Trägern des Gewölbes lediglich die Pfeiler und die Rippen gemacht, d. h. man wölbte von den vier Pfeilern ausgehend zunächst 6 feste Steinbrücken, birnförmig profiliert (Fig. 7). Das hat den Vorteil, daß das Gewölbe leichter wird, weil man die Zwischenräume nun mit ganz dünnen Steinplatten ausfüllen kann, die von den Rippen getragen werden. Dadurch wird das Gewölbe sehr leicht und bedarf nicht mehr so massiger Mauern.

4. Da man nun aber die Gewölbe sehr hoch anlegte, bis zu 40 m Höhe, so bedurften die Pfeiler und Wände doch einer Stütze. — Diese suchte man aber nicht mehr wie bisher in der Außenwand, sondern in einem komplizierten Strebesystem (Fig. 8). — Denken Sie Sich den Durchschnitt einer Kirche, so legt man

Digitized by Google

zunächst einfache, mehrfach abgetreppte Strebepfeiler an die Außenwand. — Da aber nun das bei den meisten Kirchen niedrigere Nebenschiff störend in den Weg tritt, so wurde darüber ein Strebebogen geschlagen. Darüber wölben sich oft noch weitere Bögen. Dazu kommt dann noch das ganze Dekorationswerk der Fialen und Riesen und Baldachine, auf die ich hier nicht eingehen kann, und das dem Äußern der gotischen Bauten so hohen Reiz verleiht, da die spröde Materie des Steins hier gleichsam spielend aufgelöst und belebt erscheint.

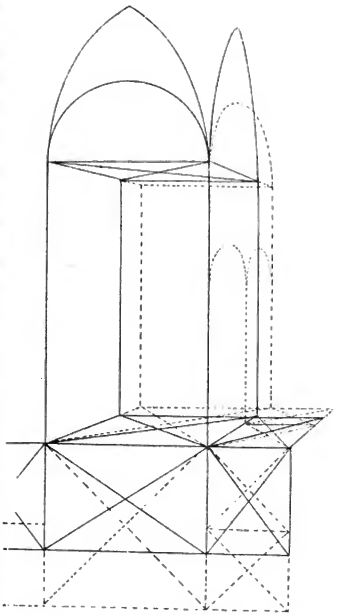


Fig. 5.

5. Dieses ganze Strebewerk wird nun nach außen verlegt. — Dadurch bekommt das Innere Licht und Luft, ein Eindruck, der noch dadurch erhöht wird, daß man die Außenwände der Kirche, die jetzt nichts mehr zu tragen haben, durch kolossale hohe Fenster durchbricht. Diese Fenster werden mit warmfarbigem Glas ausgefüllt und erzeugen jenes magische Licht, wie man es nirgends herrlicher auf sich wirken lassen kann als in der St. Chapelle zu Paris. Und unsere Dichter benutzen diese uns allen geläufige Vorstellung von dem Lichten, Luftigen der gotischen Dome, um uns durch den Kontrast recht deutlich zu versinnlichen, wie einem geängstigten, gedrückten Gemüt selbst diese hohen Hallen zu eng

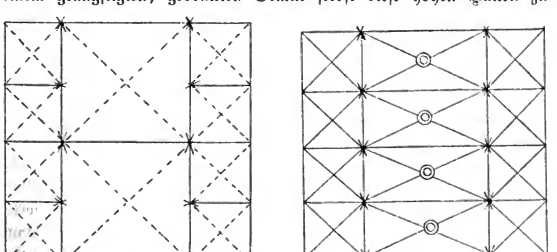


Fig. 6.

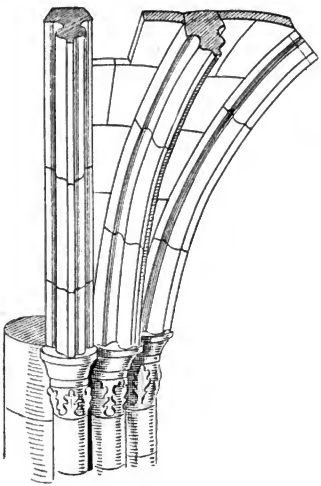
Digitized by Google

werden können. So wenn Schiller die Jungfrau von Orleans in der gotischen Kathedrale zu Rheims ausrufen läßt:

„Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein",

oder Goethe, indem er dem geängstigten Gretchen im gotischen Dom den Stoßseufzer in den Mund legt:

„Mir wird so eng!
Die Mauerpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe drängt mich! — Luft!"



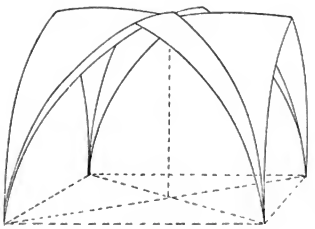


Fig. 7.

Das Alles führt den völlig veränderten Eindruck herbei, den eine gotische Kirche im Gegensatz zur romanischen auf uns macht. Im gotischen Dome wird die Seele in dem Maße zu freier Entwicklung ihrer

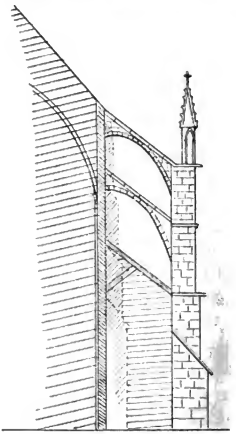


Fig. 8.

Kräfte angeregt, wie sie im romanischen Gotteshaus zu beschaulich-harmonischer Sammlung eingeladen wird.

Und somit ist auch die Gotik ein Ausdruck der jene Zeit bewegenden Kräfte des aufstrebenden Bürger-

Digitized by Google

tums, wie der romanische Stil der würdige Vertreter hierarchischer Lebensauffassung ist.

Von dieser Gotik haben wir nun auch bei uns hervorragende Denkmale erhalten. Allerdings übt das Backsteinmaterial auf die Gestaltung der Gotik noch einen erheblich ungünstigeren Einfluß, als im romanischen Stil. — Denn all das frei in die Luft ragende Dekorationswerk der Kreuzblumen, Krabben, Fialen und Riesen, das der Gotik einen so hohen Reiz verleiht, muß wegfallen oder eingeschränkt werden, weil der Backstein der Verwitterung nicht standhält, und die Chorpartie mit ihrem ausstrahlenden Kapellenkranz wie im Kölner Dom, auf die die Gotik sonst so viel Gewicht legt, schränkt sich hier auf die schlichten Seiten eines Vielecks ein.

Auch ist nicht zu verkennen, daß es den Reiz beeinträchtigt, wenn wir hier immer nur die fabrikmäßig hergestellten Formsteine vor uns sehen, während wir im Quaderbau die künstlerische Hand der arbeitenden Steinmetzen nachempfinden. Der verklärende Zug persönlicher Künstlerschaft fehlt. —

Aber trotzdem weiß auch die Backsteinarchitektur durch farbige Glasursteine auf weißem Grunde die Flächen zu beleben, und manche Bauten von hervorragendem Wert birgt die heimatliche Provinz. Der bedeutendste von allen, der den Domen des Binnenlandes am nächsten steht, ist die Marienkirche in Hadersleben, dann die Kirche zu Meldorf, der Dom zu Schleswig, die Marienkirche zu Flensburg, die Stiftskirche zu Bordesholm, die Nikolai- und die neue heiligen Geistkirche zu Kiel. — Aus naheliegenden Gründen führe ich Ihnen unsere St. Nikolaikirche vor, obwohl ihre ursprüngliche Gestalt bis jetzt noch nicht klar zu Tage liegt. In der Chormauer befand sich zwar ein Stein mit der Inschrift 1241, und demnach wäre die Nikolaikirche nicht blos der älteste gotische Bau in unseren Landen, sondern er gehörte zu den frühesten in Deutschland überhaupt. Allein es ist in unseren Gegenden kaum anzunehmen, daß dies schon ein gotischer Bau gewesen ist, und im 15. Jahrhundert hat die Kirche einen Umbau und eine recht erhebliche Erweiterung erfahren. In den Meinungsstreit über die ursprüngliche Gestalt, die wohl noch einer genaueren Untersuchung bedarf, möchte ich Sie hier nicht einführen. In den Jahren 1877 bis 1884 wurde dann die Kirche gründlich und sachkundig erneuert. Aber diese Erneuerung dürfte weniger als eine Restauration der ursprünglichen Gestalt, als vielmehr als eine Annäherung an das aufzufassen sein, was wir sonst über die Gestalt der frühgotischen Kirchen wissen. Jedenfalls vermögen wir an ihr auch in dieser Gestalt das geschilderte Wesen der Gotik zu veranschaulichen.*)

Im Grundriß zeigt die Kirche, die dem Patron der Fischer und Seefahrer, dem heiligen Nicolaus gewidmet ist, die vorher erwähnte durchgehende Travee

*) Vgl. Haupt: Die Bau- und Kunstdenkmäler ꝛc. S. 550. Dieses außerordentlich fleißige Werk wird die Grundlage für alle weiteren Forschungen bilden. Es wird freilich manches zu verbessern sein. Denn die Aufgabe wäre in der kurzen Zeit kaum von einem fachmännisch durchgebildeten Kunsthistoriker gelöst worden. Es ist zu bedauern, daß der Ausdruck für den Laien wie für den Fachmann gleich schwer verständlich ist.

Digitized by Google

des gotischen Systems in 3 Jochen. — Der Turm stand ursprünglich vor der Kirche, bis 1513 die beiden Seitenkapellen angebaut wurden. — Das Querschiff fehlt; das Chorhaus besteht aus zwei Gewölbejochen und ist aus fünf Seiten des Achtecks geschlossen Die Kirche ist im Aufriß eine Hallenkirche, d. h. die Seitenschiffe sind ebenso hoch wie das Hauptschiff — eine Eigentümlichkeit, die schon seit der Elisabethkirche in Marburg, dem hervorragendsten Denkmal der Frühgotik in Deutschland, bei uns Deutschen besonders bevorzugt ist — man sagt, weil der demokratische Zug, der im Deutschen liegt, das Hervorragen eines Einzelteiles nicht dulde. — Der Professorenchor wurde 1651/52 im Süden angebaut. Die spitzbogigen Gewölbe im Innern erscheinen etwas zu gedrückt, zu flach, die 8seitigen, über Eck gestellten Pfeiler wirken mit ihren wenig vorspringenden Diensten, deren Fortsetzung die Gewölberippen sind, etwas matt im Vergleich zu den rheinischen kraftvollen Bauten. Das Strebesystem stellt sich jetzt nur als einfache Strebepfeiler dar. — Aber trotzdem vermag man auch in dieser Kirche den vorher geschilderten, erhebenden Eindruck, den die Gotik macht, nachzuempfinden; und es lohnt auch ein Gang über die mit gangbarem Holzgerüst überzogenen Gewölbekappen, um sich eine Vorstellung von der Kühnheit gotischer Wölbungen zu machen.

So haben wir denn, hochverehrte Versammlung, gesehen, daß auch unsere Lande einen lebhaften Anteil an der baukünstlerischen Bewegnng des Mittelalters genommen haben.

Der übliche Spottvers: Holsatia non cantat, d. h. Holstein ist den Musen abhold, kann demnach nicht zu recht bestehen. Auch in den übrigen Künsten sehen wir Schleswig-Holstein regsam. Daß das Land auf dem Gebiete des Kunstgewerbes dem übrigen Deutschland ebenbürtig zur Seite tritt, sehen Sie im Thaulow-Museum. In der Malerei ging im Anfange unseres Jahrhunderts eine eigenartige Anregung von dem Schleswiger Carstens aus. Ist dieser Einfluß auch namentlich für die Farbentechnik ein verhängnisvoller zu nennen, so ist doch nicht zu leugnen, daß sein Streben, die Kunst mit einem ernsten, würdigen Gedankengehalt zu erfüllen, damals wohlthuend war und auf die Entwickelung des großen Plastikers des Nordens, auf Bertel Thorwaldsen, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. In der jüngsten Zeit sehen wir eine strebsame und begabte Künstlerschaft Schleswig-Holsteins an den neuesten Bewegungen lebhaften Anteil nehmen. Namen wie Brütt, Magnussen, Kallmorgen, Olde, um nur ein paar herauszugreifen, sind in der ganzen Kunstwelt geachtet. Der Sinn für die bildende Kunst fehlt diesem Lande durchaus nicht. Er muß nur lebhafter angeregt werden, als bisher geschehen ist.

Sammelt volkstümliche Jugend- und Volksspiele! Der Pflege des Jugendspieles bringt man gegenwärtig ein lebhaftes Interesse entgegen; durch Wettspiele und durch Ausbildungskurse für Spielleiter sucht man für die Neubelebung des Jugendspieles zu wirken. Mit Recht; hat doch unsere städtische Jugend, weil auch sie schon mit erwerben muß und weil es an den geeigneten Spielplätzen fehlt, das Spielen verlernt. Anders die Kinder auf dem Lande. Sie üben und pflegen noch manches alte volkstümliche Spiel. Diese klar und anschaulich zu beschreiben und dann durch Veröffentlichung weiter bekannt zu machen, dient der Wiederbelebung der Spielkunst und der Kunde unsers Volkstums. Im Interesse des letzteren ist besonders auf die zu manchen Spielen gehörenden scheinbar sinnlosen Reimereien und Gebräuche zu achten; sie sind Erzeugnisse des Volksgeistes und oft wertvolle Beispiele der Volkssprache. Mit dem Sammeln ist aber auch der Neubelebung des Jugendspieles ein Dienst erwiesen, da das, was volkstümlich war, es am ersten wieder wird. Freunde volkstümlicher Spiele weise ich hin auf Professor Handelmanns Schrift über volkstümliche Volks- und Jugendspiele. Kiel, Ernst Homann. — und unseres Mitgliedes Frahm in Poppenbüttel Aufforderung. Rendsburger Vortrag. Dannmeier.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 9 u. 10. Sept.—Okt. 1895.

Schleswig-Holstein.

Rede, gehalten in Kiel am 31. März 1895 bei der Feier des 80. Geburtstages des Fürsten Bismarck von **H. Mau.**

Meine Damen und Herren! Das deutsche Reich, das lange ersehnte und schwer errungene ist jetzt unser. Wir singen jetzt nicht mehr: „Sein Vaterland muß *größer* sein.“ Was wir haben, ist uns genug. Wir ziehen jetzt die Kreise enger und ich lenke Ihre Gedanken auf *Schleswig-Holstein*, unser Heimatland. Mit der Gründung des Reiches sind die Schranken gefallen, welche früher die deutschen Länder und Stämme trennten, die Verfassung des Reiches umfaßt die deutschen Lande, die feste Ordnung des vergrößerten Preußens die verschiedenartigsten Gebiete Deutschlands. Je mehr nun durch die gemeinsamen Ordnungen, durch das Fallen der Schranken und durch die rasche Zunahme des Verkehrs die Deutschen durcheinander geworfen und von dem Lande getrennt werden, dem sie entstammen, um so nötiger ist es, das *Heimatgefühl* festzuhalten und zu pflegen, welches jeden von uns innerlich an die Scholle bindet, auf welcher seine Wiege stand.

Es besteht aber zwischen der Liebe zum Vaterlande und der Liebe zur Heimat kein Gegensatz, ebensowenig wie die *Vaterlandsliebe* der allgemeinen *Menschenliebe* widerspricht. Gewiß, ich bin ein *Mensch*, aber ein *deutscher Mensch*, ich bin ein Deutscher, aber ein *schleswig-holsteinischer Deutscher*, als *Deutscher* bin ich Mensch, als *Schleswig-Holsteiner* bin ich Deutscher. Wir sind uns dessen ohne alle Überhebung bewußt. Was wir von uns sagen, sagen auch die übrigen Stämme Deutschlands mit Recht von sich. Freudig erkennen wir jede Eigenart an, auch wenn sie von der unseren so verschieden ist, wie die süddeutsche Art von der norddeutschen. Sie sollen bleiben wie sie sind, die Hannoveraner, Pommern, Hessen, Sachsen, Bayern und Schwaben und alle deutschen Stämme, sie sollen sich der Eigenart ihres Stammes freuen, wenn sie dabei nur gute Deutsche sind. Das ist der berechtigte *Stammes-* und *Heimatspartikularismus*, weit entfernt von jenem *politischen* Sondergeiste, welcher der politischen Neugestaltung Deutschlands grollend gegenübersteht, weil sie anders sich vollzogen hat, als man es sich gedacht.

Digitized by Google

In der Geschichte unserer Heimat ist es begründet, daß unsere Liebe zu ihr ein besonderes Gepräge trägt. Erst in langem und hartem Kampfe haben wir Schleswig-Holsteiner den Wert deutscher Art, deutscher Sprache und eines deutschen Vaterlandes kennen gelernt. Schon frühe streckte Dänemark seine begehrliche Hand nach Schleswig aus und in Jahrhunderte langem Ringen erkämpften die holsteinischen Grafen aus dem Hause Schauenburg die Verbindung und die Selbständigkeit Schleswigs und Holsteins. Als dann beides schwer errungen war, sank, durch ein finsteres Geschick verfolgt, das Schauenburger Grafenhaus dahin und wunderbar genug, dieselben schleswig-holsteinischen Ritter, deren Vorfahren an der Seite der Schauenburger mit wehrhafter Hand für Holsteins Recht auf Schleswig gekämpft hatten, wählten jetzt im Jahre 1460 den dänischen König zu ihrem Herzog und „begaben sich," wie ein Zeitgenosse klagt, „ohne eines Schwertes Streich unter die Herrschaft des Königs von Dänemark." 400 Jahre dauerte die unheilvolle Verbindung und die Gerechtigkeit fordert es, einzugestehen, daß sie bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unserer Heimat nicht geschadet hat, auch von unseren Vorfahren nicht als eine Last und Fremdherrschaft empfunden worden ist. Das wurde anders in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Zwei Dinge trafen dabei zusammen, das Erwachen des Nationalgefühles in allen Völkern unter dem Drucke und der Bekämpfung des blutigen Imperators und die Aussicht auf eine mit dem Aussterben des dänisch-oldenburgischen Königshauses gegebene Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark. In Deutschland erwachte in und nach den Freiheitskriegen das Bewußtsein deutscher Volksart zu einer Stärke, welche die Verbindung eines deutschen Volksstammes mit einem fremden Volke als eine Wunde am eignen Leibe empfand, und dasselbe Nationalgefühl, in Dänemark erwachend, empfand die Möglichkeit, eine reiche Provinz zu verlieren, als eine drohende Gefahr. Die Versuche, dieser Gefahr zu begegnen, führten zu der schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848/51 und auf diese folgte eine Zeit ungerechter Bedrückung und schmerzlichen Kampfes. Das war die Zeit, in welcher die blau-weiß-roten Farben und das Schleswig-Holstein-Lied, ja der Name Schleswig-Holstein verboten waren, in welcher man die deutsche Sprache in Schleswig unterdrückte und in uns das Gefühl wieder erwachte, in welchem Th. Körner einst gesungen hatte und in welchem ein Primaner in das Album der Kieler Prima die Worte schrieb:

Auf uns mit dem Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache wird geschändet,
Unsre Tempel stürzen ein,
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein.

In jenen Jahren haben wir auch durch Erfahrung gelernt, was es heißt, wenn ein Volk von einem anderen unterdrückt wird und nicht seiner Eigenart, seiner Sprache und Sitte leben kann. Die damals jung gewesen sind, erinnern sich,

Digitized by Google

wie wir den Zorn über die Fremdherrschaft, die Sehnsucht nach Befreiung in uns nährten, wie wir verborgen die blau-weiß-roten Farben trugen und bei verschlossenen Thüren Schleswig-Holstein sangen.

Da starb am 15. November 1863 Friedrich VII., König von Dänemark, der letzte aus dem in Schleswig-Holstein allein erbberechtigten Mannesstamme des oldenburgischen Fürstenhauses. Mit seinem Tode zerriß das Band, welches 400 Jahre hindurch Schleswig-Holstein an Dänemark gekettet hatte, und durch das Land erscholl nunmehr der einmütige Ruf: „Los von Dänemark". Unvergeßlich ist allen, die ihn erlebten, jener Wintermorgen des Jahres 1863, an welchem die sächsischen und hannoverschen Bundestruppen in Kiel einzogen und an welchem hinter den abziehenden Dänen die Türme und Häuser der Stadt mit den im Verborgenen vorbereiteten schwarz-rot-goldenen und blau-weiß-roten Fahnen sich schmückten, jene Stunden, in denen das Gefühl der Befreiung mit unwiderstehlicher, begeisternder Gewalt über uns kam und mit ihm die Gewißheit: Wir sind für immer los von Dänemark.

Noch kamen aber Jahre ernster Kämpfe, banger Zweifel und für manche tapfere Patrioten Tage schmerzlicher Enttäuschung. Wurde auch jene Zeit von 1863 bis 1866 getragen von dem erhebenden Gefühl der vollendeten Befreiung, so wurde die Freude daran doch getrübt durch die Kämpfe, welche sich über die Frage erhoben, was aus Schleswig-Holstein werden solle, ein selbständiges Herzogtum, oder eine preußische Provinz. Damals griff zum ersten Male der Ministerpräsident von Bismarck in die Geschicke unserer Heimat ein und zwar in einer Weise, welche der überwiegenden Mehrheit unseres Volkes unbegreiflich und schmerzlich war. Manchem wackeren Patrioten hat die endliche Lösung bittere Schmerzen bereitet. Heute stehen wir ein Menschenalter hinter jenen bewegten Tagen, welche jetzt der Geschichte angehören, und heute erkennen wir wohl, daß solche Ereignisse nicht Ergebnis der Willkür einzelner Menschen, sondern einer höheren Fügung sind. Jetzt dürfen wir auch sagen, daß es nicht besser hätte kommen können, als es gekommen ist, und daß mit dem Anschluß Schleswig-Holsteins an Preußen und dadurch an das deutsche Reich ein Jahrhunderte langer geschichtlicher Prozeß zum Abschluß und damit unsere Heimat aus bewegter Vergangenheit endlich dauernd zur Ruhe gekommen ist.

Wenn denn auch Schleswig-Holstein nur ein Glied des großen geeinten Vaterlandes ist, wir halten sie hoch in ihrer geschichtlich gewordenen Eigenart, unsere alte Heimat, einst Deutschlands Schmerzenskind, jetzt seine nach Norden gerichtete Stirn. Wir lieben unser großes deutsches Vaterland. Gern steigen wir empor zu den Felsen des Hochgebirges und grüßen unsere süddeutschen Volksgenossen. Wenn wir dann aber von den mitteldeutschen Waldgebirgen wieder hinabsteigen in die norddeutsche Ebene und die breite Mundart des Sachsenstammes unser Ohr berührt, dann klingt auch in unserer Seele eine verwandte Saite an, und wenn wir zur Meeresküste kommen, wo die Nordsee die Düne bespült, oder wo aus grünem Waldessaum die blaue Ostsee uns grüßt, da rufen

Digitized by Google

wir ihm zu: „Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer, sei mir gegrüßt zehntausendmal aus jauchzendem Herzen!“

Möge denn der Verstand der Staatsmänner und Gesetzgeber auf neue Formen sinnen und neue Wege für den Geist und die Bewegungen unserer Tage suchen, mit unserem Herzen halten wir unser Heimatland fest und warm strömt alles Blut zu unserem Herzen, wenn wir sein gedenken.

Sie verstehen jetzt, was ich meine, wenn ich Sie bitte, mit mir einzustimmen in den Ruf: Schleswig-Holstein, unsere Heimat, lebe hoch!

Eutin vor 100 Jahren.

Vortrag von Herrn Pastor **Aye** in Eutin, gehalten auf der fünften General-Versammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde u. s. w. in Eutin am 5. Juni d. J.

Wenn ich mich anheischig gemacht habe, sehr geehrte Anwesende, Ihnen, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, einen Vortrag zu halten über „Eutin vor 100 Jahren,“ so ist meines Erachtens keine Stelle passender, als Ausgangspunkt meiner weiteren Ausführungen zu dienen, als gerade das Haus und die Stätte, an der wir uns an diesem Morgen befinden. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“ Dieses Ihnen allen wohlbekannte Dichterwort paßt auch auf das Voßhaus in Eutin, das alte Rektorhaus vordem, das nun seit 10 Jahren umgewandelt in einen „Jannstempel,“ wie kürzlich eine in unserer hiesigen Zeitung befindliche Notiz sich ausdrückte, seine gastlichen Pforten jederzeit geöffnet hält für tausende und abertausende von Fremden, die aus der dumpfen Arbeitsstube, aus den staubigen Straßen der Großstadt mit ihrem geräuschvollen und sinnverwirrenden Treiben hinausflüchten in Gottes freie und schöne Natur. „Nah dem Thor im Lindenschatten winkt uns dort am Bug der Gasse still zu stehen ein ander Haus: bescheid'nen Ausseh'ns, aber gern von mir gegrüßt: das Haus, in dessen seebespültem Garten einst am Sommerabend voll idyllischer Heiterkeit, aus ird'ner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte,“ so sang einst Geibel, der Dichter unserer Nachbarstadt Lübeck, als er auf einer Wanderfahrt durch Eutin hier draußen vor dem nunmehr längst niedergelegten Sackthor an der Biegung in die Kielerstraße hinein das alte Rektorhaus begrüßte und sich im Geist in jene längst entschwundenen Zeiten versetzte, da noch der alte Rektor Voß den vielen fremden Besuchern von nah und fern, unter denen sich auch der Vater des Dichters befand, hier in diesen Räumen ein herzliches Willkomm entgegenrief, da gerade um diesen Mann sich ein Kreis hervorragender Geister sammelte, der den Namen der Stadt Eutin als „des kleinen nordischen Weimars“ weit in die deutschen Lande hinaustrug. Nicht von Anfang an freilich war dieses vor dem Thor gelegene Haus zur Rektorwohnung bestimmt gewesen. Die ursprüngliche Wohnung des Rektors lag am Kirchhof in der Nähe der Stadtkirche, an der Stelle des Pastorats, und zugleich in der unmittelbarsten Nähe des damaligen

Digitized by Google

Schulgebäudes an der Ecke der Schloß- und Wasserstraße. Es war vielmehr dieses Haus zunächst im Besitz eines Mannes gewesen, dessen Lebensgeschicke mit dem des Rektors Voß in wunderbarster und wechselvollster Weise verflochten gewesen sind. Es war Friedrich Leopold, Graf von Stolberg, „das Cherusker-blut", der einst in den Tagen des Göttinger Hainbundes mit dem Sohn des Freigelassenen aus Mecklenburg einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, der im ersten wallenden Hochgefühl jugendlicher Begeisterung sich um die Herzen geschlungen hatte und auch später noch unzerreißbar schien. Schon oft hatte Stolberg seit jenen Tagen auf längere oder kürzere Zeit hier in Eutin geweilt. Es war bereits im Sommer des Jahres 1776 gewesen, als er zum ersten Mal an dem hiesigen Hoflager erschien, ein jugendlicher Mann in der aufsteigenden Periode der zwanziger Jahre, dessen ungezwungenes und sicheres Auftreten die vornehme Abkunft, dessen Äußeres, das freiwallende Haar, das belebte Auge, der beredte Mund den begeisterten Schwärmer verrieten. Herzog Friedrich August, der damals als der neunte aus dem Hause Holstein-Gottorp auf dem seit Anfang des Jahrhunderts neuerbauten Schloß dort drüben am See residierte, nahm ihn aufs wohlwollendste auf und wurde von seiner Persönlichkeit bald derartig gewonnen, daß er ihm den Eintritt in seinen Staatsdienst antrug und zwar das Amt eines Gesandten am königlich dänischen Hofe mit dem Titel „Oberschenk." Die Verbindung Stolbergs mit dem hiesigen fürstbischöflichen Hofe wurde aber noch fester geschlossen, als er nach Beendigung seiner Kopenhagener Mission als „wirklich dienstleistender Oberschenk" nach Eutin zurückkehrte. Er lernte hier das „liebreizende, unschuldsvolle und anmutige," kaum 19jährige Hoffräulein Henriette Eleonore Agnes von Witzleben kennen, die auf das feurige Dichterherz einen tiefen Eindruck machte. Die Verlobung folgte bald darauf, und im November 1781 die endgültige Übersiedelung nach Eutin. Selber glücklich im Besitz einer angebeteten Braut und einer ihm zusagenden Stellung konnte und mußte er nun auch an das Glück Anderer denken und seine vielvermögende Stellung dazu benutzen, seinen Freund aus der Göttinger Zeit, Johann Heinrich Voß nach Eutin zu ziehen. Er machte deshalb den allmächtigen Minister Grafen Holmer auf den nicht mehr ganz unbekannten Dichter und Philologen aufmerksam, der im Lande Hadeln als Rektor an der Otterndorfer Schule einsame Tage verlebte und mißmutig über das faule Wasser, den Seenebel und das Fieber schon oft aus seinem Marschwinkel sich nach heiteren Himmeln zurückgesehnt hatte. Wie konnte er auch widerstehen, als Stolberg lockend schrieb: „O bester, bester Voß, kommen Sie her ins Land schöner Natur, her zu Ihrem Stolberg!" Freudig wurde der Antrag angenommen, und „wie verjüngt sang Voß das Brautfest, im Vorgefühl der Seligkeit, mit Stolberg und seiner Agnes ein geistigeres Leben in Eutins fruchtwallendem Seethale zu zu beginnen." Am 11. Juni 1782 wurde auf dem fürstbischöflichen Schlosse zu Eutin die feierliche Trauung zwischen Friedrich Leopold Stolberg und Agnes von Witzleben vollzogen, und auf der dann folgenden Hochzeitsreise trafen Stolberg und Voß zum erstenmal nach der Sturm- und Drangperiode der Göttinger

Digitized by Google

Studentenjahre in Hamburg wieder zusammen. Voß war auf der Durchreise nach Eutin begriffen und sah sich infolge eines erneuten Fieberanfalls seiner Frau genötigt, hier in Hamburg einen unfreiwilligen Aufenthalt zu nehmen. Schon bei diesem flüchtigen Zusammentreffen bezauberte Agnes Stolberg die Herzen aller durch ihre natürliche Anmut. Vorläufig aber trennten sich die beiden Paare, und während die beiden Neuvermählten ihre Hochzeitsreise nach dem neugewonnenen Oldenburg fortsetzten, fuhr Voß nebst seiner Gattin und seinen 3 Söhnen durch hügelige Kornfelder dem neuen Bestimmungsort zu, woselbst er am Nachmittage des 21. Juli 1782 eintraf und zunächst in der Wasserstraße Wohnung nahm. Im Herbst kehrte auch Stolberg nach Eutin zurück und bezog mit seiner Agnes das hier an dieser Stelle gelegene Haus, das er höchst wahrscheinlich von der Familie v. Wedderkop durch Kauf gewonnen hatte. Von hier aus schreibt er auch am 23. Oktober in einem Brief an Halem in Oldenburg: „Es ist mir eine sehr große Freude, den edlen Voß hier zu haben und täglich das Band der Freundschaft fester zu knüpfen, welches mich vor 10 Jahren mit ihm und Hölty, Hahn und Miller vereinigte.“ Freilich war Stolberg nur monatelang während des Sommers in Eutin, weil der Hof schon damals längere Zeit in Oldenburg zubrachte. Aber während der Zeit des Eutiner Aufenthalts entspann sich dann ein um so ausgedehnterer und innigerer Verkehr zwischen den beiden einstigen Jugendfreunden, beschützt und geleitet von ihren beiderseitigen Frauen, der kindlich heitern Agnes und der um 11 Jahre älteren, mütterlich sorgenden Erneſtine, einer geborenen Boje aus Meldorf. Wie oft gedachte Voß noch später jener „Agnestage“, wie er sie zu nennen beliebte, wenn die Frauen gemeinschaftlich Schulzesche Lieder sangen, und er sie am Klavier begleitete, während Stolberg horchend zur Seite saß, jener Tage, da ein Pfannkuchen mit Lauch noch etwas bedeutete, und neben Scherzen ein Schwank sich ansnahm, wie wenn die beiden Homeriker sich aus Rotwein, Honig, Mehl und geriebenem Käse den Heldentrank, den Kykeion, mischten, da der häusliche Einklang noch so groß und traulich war, daß der gestrenge Voß, über den Agnes alles vermochte und den sie immer nur Vossi nannte, den kleinen Ernst Stolberg abends in den Schlaf trug und sang. Verschiedene Umstände freilich, nicht zum wenigsten die Wohnungsnot, die Fieberkrankheit seiner Frau und der Tod seines Erstgebornen, des Patenkindes Stolbergs, den er auf dem neuangelegten Kirchhof drüben auf dem Hügel am kleinen See betten mußte, ließen Voß seines neuen Aufenthalts zuerst nicht recht froh werden. Erst zwei Jahre nach seinem Eintreffen wurde das freundliche Haus hier am See bezogen, nachdem Voß inzwischen in dem an der Stelle des jetzigen Palais gelegenen neugebauten Rathhaus vorübergehend Wohnung gefunden hatte. Stolberg wohnte später, nachdem er dieses Haus verkauft hatte, während der wenigen Monate seines hiesigen Sommeraufenthalts an der Ecke vom Marktplatz und der jetzigen Peterstraße, früher „Zeegenhörn“ genannt, also an der Stelle des jetzigen Schöningschen Hauses.

Hier in diesem Haus und Garten am schimmernden See mit seinem Aus-

Digitized by Google

blick auf die Fasaneninsel und ringsumher die waldumkränzten Höhenzüge hat Voß 18 Jahre lang gelebt und gewirkt. Und als er im Jahre 1817 noch einmal drunten am Seegestade stand und den wehmütigen Blick über den schimmernden Wasserspiegel gleiten ließ, da konnte er sich des Ausrufs nicht enthalten, daß ihm nie, auch wenn er von der Höhe der Heidelberger Ruine in die paradiesische Schönheit des Neckarthales blicke, Gottes herrliche Welt so warm ums Herz gegangen sei als in dem ostholsteinischen Hügelland! Bald war auch der neue Rektor so eingesponnen in seinem Stillleben, daß er allen Lockungen nach auswärts zu gunsten seines Eutins widerstand. Allerdings hat er den äußeren Glanz der Schule nicht gehoben, und eigentlich populär ist er in unserer Stadt nie gewesen. Er gestand es selber in vertrauten Briefen, daß sein Herz an der Mühseligkeit der pädagogischen Arbeit nie gehangen habe, wenn ihm auch der Mangel einer Pflichterfüllung nie zum Vorwurf gemacht werden konnte. Regelmäßig auf den Schlag der Glocke sahen die Eutiner den langen, hageren Mann über die Straße eilen, mit dem dreieckigen, niedrigen Hut, das spanische Rohr mit silbernem Knopf in der Hand, mit dem festzugeknöpften blauen Oberrock, den er sein Lebelang in stets unverändertem Schnitt trug, als wollte er schon äußerlich die Unwandelbarkeit seines Charakters und die Korrektheit seiner Gesinnung an den Tag legen. Ein ganz anderer aber war er, wenn er zu Hause sich in den Schlafrock werfen, im Garten weilen oder auf seiner Studierstube mit den geliebten Griechen vertrauliche Zwiegespräche führen konnte. Der weitere Umgangskreis in der Stadt blieb zunächst bescheiden. Es waren der nächste Nachbar, der greise Dr. Heinze, ein pensionierter Leibmedikus, die Familie des Superintendenten Wolff, des Hofapothekers Kindt und des Kantors Weiße, des späteren Pastors in Malente, des „Pfarrers von Grünau." Vereinzelte Beziehungen hatte Voß außerdem zu seinem nächsten Vorgesetzten, dem Hofprediger Uckert, dem Vater des bekannten Geographen und Historikers. Auch der alte Bardengenosse Gerstenberg, der Dichter des Schauerdramas „Ugolino," zog von Lübeck nach Eutin. Ein sehr erfreulicher Besuch war der des Kapellmeisters Schulz, der auf der Durchreise von Rheinsberg nach Kopenhagen sich befand, wohin ihm Stolberg eine gute Stellung ausgewirkt hatte. Er war bekannt als Komponist der Voßschen Lieder. Ein herzliches Einvernehmen verband die beiden Männer. In schwer umdüsterter Stimmung war Schulz nach hier gekommen. Wenige Monate vorher hatte der Tod ihm eine geliebte Gattin und die Kinder geraubt, in deren Besitz er eine „Fülle irdischer Glückseligkeit" gefunden hatte. Erst allmählig löste die Herzlichkeit des Voßschen Hauses und der Eindruck einer im reichsten Sommerglanz prangenden Gegend den tiefen Schmerz in mildere Wehmut, und wenn er abends das „zwischen dem schöngebohnten Nußbaumschranke und dem Fenster stehende Klavier" öffnete und auf den Schwingen der Töne sich losringend vom Erdendruck in gehobener Stimmung heitere Laute anzuschlagen begann, dann waren es unvergeßliche Stunden, deren Erinnerung noch lange fortlebte in dem alten Rektorhaus. Später trat dem Freundeskreis der vielseitig gebildete und von

Digitized by Google

Voß als tiefer Denker hochverehrte Hofrat Dr. Hellwag bei, der mit der leider so früh verstorbenen Gemahlin des späteren Herzogs Peter Friedrich Ludwig aus Württemberg nach Eutin gekommen war und sich hier mit der Schwester des Dichters von Halem verheiratete. Weiter kamen die Besuche alter und neuer Freunde aus der Nähe und aus der Ferne, u. a. des Bundesbruders Cramer, damals Kanzler an der Kieler Universität, des Syndikus Overbeck aus Lübeck, des Wandsbecker Boten Matthias Claudius und vor allem Klopstocks, der mehrere Male in dem Voßschen Hause weilte. Es war noch der Zauber der Romantik, der sich wob um die einträchtig unternommenen Ausflüge in die Umgebung des Städtchens mit der Poesie der waldumkränzten Höhen und Seen, hinaus nach dem Ugleisee, über dessen dunkelm Wasserspiegel der Zauber der Waldeinsamkeit schwebte, damals schon in anspruchslosen und herzlichen Versen von dem Dichter Overbeck besungen, hinaus weiter nach dem romantisch belegenen Gremsmühlen, nach dem freundlichen Kirchdorf Malente, das Voß besonders an das Herz gewachsen war, sodaß er später den Schauplatz seiner „Louise" hierher verlegte. Wie oft mögen diese und andere Stätten Zeugen gewesen sein manch vertraulichen und vertrauenden Zwiegesprächs, dem edle Entschlüsse zum Wohle der Menschheit und fruchtreiche Keime auf dem Felde des Gedankenaustausches entsprangen, da nach frohverlebten Stunden der sinkende, dämmernde Abend manchem herzigen und begeisterten Liede lauschte, das der Freundschaft, dem Vaterland oder der Verherrlichung des Ortes galt, an dem die Herzen aufs neue weit und offen geworden waren für alles Hohe und Heilige, was die Menschenbrust erhebt! Die nachgelassenen Schriften, besonders auch der ausgedehnte, später gesammelte und uns überlieferte Briefwechsel geben Aufschluß über den herzinnigen Ton und das ideal gerichtete Streben, das in jener Glanzperiode unserer deutschen Litteratur auch die hiesige geistig angeregte Gesellschaft beherrschte! Der Eutinische Gesellschaftskreis war zu einer solchen Höhe und Vielseitigkeit gelangt, daß von einer gegenseitigen Durchdringung und Fortentwicklung seiner Kräfte die hervorragendsten Leistungen und eine wohlthätige Einwirkung auf Staat und Kirche, Lehre und Kunst, Sitte und Gesellschaft erwartet werden konnte! —

Leider mehrten sich die Verstimmungen zwischen Stolberg und Voß. Folgte auch im Anfang auf Auseinandersetzungen, die nicht ausbleiben konnten, wenn der gefeierte und verwöhnte Dilettant seine sentimentalen Ergüsse der Kritik des pedantischen Schulmannes unterbreitete, die Versöhnung unter der besänftigenden Einwirkung des guten Genius Agnes, „der Friedensengel" genannt, gelangte ihnen selber im Eifer für die gemeinsamen litterarischen Interessen während der kurzen Monate ihres jeweiligen Zusammenseins die innerste Dissonanz ihres Wesens noch nicht zum klaren Bewußtsein, so mußte doch allmählig die Kluft aufgedeckt werden, die im Grunde Beide nach ihrer natürlichen Veranlagung und ihrer späteren äußeren und inneren Entwickelung trennte. Es entspann sich zwischen dem 1786 als Landdrost nach Neuenburg versetzten Stolberg und Voß in Sachen Lavaters ein gereizter Briefwechsel, in welchem zum ersten

Digitized by Google

Mal der schrille Mißklang ertönte, der an dem Heiligsten der Seele rührt, jenem umfriedeten Besitz der Persönlichkeit, in dem sie die Ideale ihres religiösen Empfindens erzeugt. Die gewechselten Briefe werden heftiger und rauher. Angstvoll klingt in den erregten Streit der Männer der Hülferuf der Gräfin Agnes an Ernestine hinein. Voß dachte schon an Trennung, aber Stolberg, die weichere und nachgiebigere Natur, lenkte ein und meinte, eine solche Freundschaft lasse sich nicht ausziehen wie ein altes Kleid. Die Kluft aber war aufgedeckt, welche diejenigen, die sich noch immer für Freunde hielten, in der innersten Lebensüberzeugung schied! Wie konnte auch von einer tieferen Geistesverwandtschaft die Rede sein zwischen dem im Rationalismus erzogenen, praktisch nüchternen Voß, dem die Religion Pflicht und die Pflicht Religion war, und andererseits dem in einem fromm gläubigen Haus groß gewordenen, mystisch veranlagten Stolberg? Freilich leuchtete noch einmal ein Sonnenstrahl der alten Zuneigung auf, als der gute Engel Beider, die holdselige Agnes nach kurzer Krankheit am 15. November 1788 entschlief, und der gemeinsame Schmerz die Getrennten wieder auf das engste verband. Siech an Leib und Seele stieg Stolberg im folgenden Frühjahr hier bei Voß in dem Hause ab, in das er vor sieben Jahren die Frühvollendete als Gattin heimgeführt hatte. Tausend Erinnerungen bräutlichen und ehelichen Glücks rief dieser Ort in ihm wach. Voß weinte „Jonathansthränen" mit dem verwitweten Freund und widmete der Verewigten ein Gedicht, in dem er sang:

„Sie hieß die Freundin Agnes hier,
Dort heißt sie anders nun,
Ach, sanft und ruhig sprachen wir!
Man pflegt auf ein Gespräch mit ihr
Wie selig schon zu rub'n!" —

Dann trennte das wechselnde Geschick die einstigen Jugendgenossen auf mehrere Jahre, bis Stolberg Ende Januar 1792 zum dauernden Aufenthalt wieder mit seiner „Agnesherde" in Eutin erschien, nachdem er auf Wunsch seines alten Gönners, des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, die hier erledigte Stelle eines Regierungs- und Kammerpräsidenten angenommen hatte. Unterstützt durch die reicheren Mittel seiner an größeren Aufwand gewöhnten zweiten Frau, der Gräfin Sophie Redern, erbaute Stolberg sich jetzt ein stattliches, noch heute durch eine Gedenktafel geziertes Haus in der damaligen Papen-, späteren Hinter-, jetzigen Stolbergstraße. Pferde, Equipagen, Dienerschaft gaben dem Auftreten des neuen Präsidenten den äußeren Schein seiner hohen Stellung. Voß hatte mit einiger Beklemmung der Ankunft Stolbergs entgegengesehen. Der früher so traute Verkehr zwischen dem Rektorhaus und dem Haus des Regierungspräsidenten nahm mit dem Erscheinen der vornehmen Gräfin von selbst ein Ende, und der empfindliche und leicht gereizte Voß glaubte in Stolberg oft den auffahrenden Vorgesetzten zu fühlen. Zu den religiösen Meinungsverschiedenheiten kamen in jener durch die französische Revolution aufgeregten Zeit auch politische Fragen. Es konnte nicht fehlen, daß der Verkehr beider Männer durch Span-

Digitized by Google

nungen allerlei Art unterbrochen wurde, so oft das Gespräch das religiöse oder das politische Gebiet streifte. Auch auf dem letzteren Gebiet waren der Sohn des Freigelassenen aus Mecklenburg, der Adelshasser und auf der anderen Seite der Mann, der einem der ältesten Grafengeschlechter entsprossen war, „das Cheruskerblut," im Grunde gar verschiedener Ansicht. Bald war heiterer Sonnenschein, bald wieder dunkles Gewölk. Stolberg namentlich, der menschlich Liebenswürdigere der Beiden, konnte, so oft er vom Eifer des Gesprächs hingerissen in dem kaltverstummenden Voß das Gefühl der Kränkung aufsteigen sah, nie scheiden, ohne durch ein besänftigendes Abschiedswort seine versöhnliche Stimmung zu bekunden. Als Ernestinens jüngerer Bruder Rudolf Boje aus Meldorf, der getreue Kollege des Rektors, an einer langwierigen Krankheit darniederlag, die ihm den Tod brachte, hat Stolberg fast keinen Tag vorübergehen lassen, ohne tröstend und teilnehmend in dem Voßschen Hause und an dem Krankenbett zu erscheinen. —

Mit dem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts wird es in unserm Städtchen immer lebendiger. Geistesverwandte Männer und Frauen kommen von allen Seiten zum kurzen Besuch oder zum dauernden Aufenthalt nach der kleinen Stadt unter den Hügeln am See. Der Herzog Peter Friedrich Ludwig suchte durch Gründung einer musikalischen Kapelle, deren Aufführungen unter der Leitung des Vaters von Carl Maria von Weber in der damaligen Orangerie in dem neuangelegten Schloßgarten stattfanden, ferner durch Berufung des talentvollen Landschaftsmalers Ludwig Philipp Strack aus dem Hessischen und später durch die des genialen Johann Heinrich Wilhelm Tischbein den allgemeinen Kunstsinn zu fördern. Auch theatralische Vorstellungen fanden auf dem hiesigen Schlosse statt. Außer den bereits genannten Männern erschienen hier Ludwig Nicolovius, den Stolberg durch das Amt eines Sekretärs und Assessors bei der fürstbischöflichen Kammer dauernd an Eutin fesselte. Kurz vorher hatte Nicolovius längere Zeit in Pempelfort bei Jacobi verweilt, wo auch Goethes Schwager Schlosser und dessen Tochter Louise anwesend waren. Eine tiefe Herzensneigung erwachte zwischen den jungen Reisenden, und nachdem mit dem Eutiner Amt das gute Fundament einer gesicherten Stellung erlangt war, konnte er am Geburtstage der Großmutter, der 63jährigen Frau Rat Goethe, seine Lulu als glückliche Frau in das neue Heimwesen, in dem unteren Teile der Lübeckerstraße belegen, heimführen. Ein anderer Vielgenannter siedelte 1797 nach hier über. Es war Friedrich Heinrich Jacobi, der jüngere Bruder des bekannten Dichters aus der Runde des Vaters Gleim in Halberstadt. Er setzte hier in Eutin sein patriarchalisches Genußleben fort und machte mit wahrer Passion auf die ab- und zugehenden Fremden Jagd, welche die Theeabende in seiner neben dem Stolbergschen Hause belegenen Wohnung ausfüllten. Da er sich stets wohlwollend, gutmütig und versöhnlich erwies, ihm dabei nicht nur ein Reichtum von Kenntnis und Erfahrung, sondern auch erprobte Vielseitigkeit im geselligen Verkehr und das Mittel zu einer äußerlich behaglichen, ihm selbst und anderen erfreulichen Existenz zu Gebote stand, so konnte es nicht fehlen,

Digitized by Google

daß er auch in Eutin der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Kreises strebsamer Jünglinge und geisterfüllter Männer ward. Aus dem benachbarten Lübeck verkehrten sehr viel in dem Jacobischen Hause Johann Friedrich Köppen und der Pastor an der reformierten Gemeinde Johannes Geibel, der Vater des Dichters. Fast gleichzeitig mit Jacobi ward noch ein anderer Flüchtling aus den Rheinlanden nach Eutin verschlagen, Johann Georg Schlosser, der Gemahl der Cornelia Goethe, die gestorben war, nachdem sie dem ungeliebten Mann die eine Tochter Louise geschenkt hatte, die jetzt als die Frau des vorgenannten Nicolovius in Eutin lebte. Mißmutig über die gezwungene Amtslosigkeit war Schlosser so menschenscheu, daß er das gemeinsam mit Nicolovius bewohnte Haus, die jetzige Amtsrichter-Dienstwohnung, kaum verließ, um die nähere Umgebung der freundlichen Stadt aufzusuchen. Er hat deshalb im Gegensatz zu seinem Schwiegersohn einen Einfluß auf das Eutiner Gesellschaftsleben kaum ausgeübt. Zu kürzerem Besuch erschienen weiter in unserer Musenstadt an Stelle der Klopstock und Claudius andere berühmte Männer: Zimmermann, der bekannte Arzt aus Hannover, der dänische Freiheitsschwärmer Jens Baggesen, Carsten Niebuhr aus Meldorf, dessen frühzeitig entwickelter Sohn Barthold, der spätere Geschichtsschreiber, als Kieler Student das Verhältnis zu der Eutiner Rektorfamilie eifrig fortsetzte, der Berliner Buchhändler Nicolai, das Haupt der Aufklärer, der Todfeind Stolbergs, jetzt mit Voß aufs engste verbunden, Wilhelm von Humboldt, der sich auf seiner norddeutschen Reise fünf Tage bei Voß aufhielt, und viele andere. Auch Lavater hatte wieder eine Apostelreise nach dem Norden gemacht und die Konventikel der „Stillen im Lande," welche überall in Schwärmerei sich für ihn zusammenfanden, mit seiner Gegenwart erfreut. In Eutin war er bei Stolberg abgestiegen. Für Voß gab dies den Anlaß, durch einen Ausflug nach Meldorf zu seinen Verwandten dem Wundermann aus dem Wege zu gehen. Überhaupt ließ Voß sich nicht immer gern aus der Stille seiner Siedelei aufscheuchen. Oft wurde ihm des Besuchens zu viel, wenn er auch zu sagen liebte, daß der Fürstbischof ihm von Rechts wegen einen Ehrensold zahlen müßte, da er so viele Fremde von Ruf bewirte, die Eutins Ruhm mehren hülfen. Ein seltsamer Besuch aber erregte besonders die Aufmerksamkeit des Städtchens, als vor dem Hause des Präsidenten, wo die stattlichen Karossen des Landadels ihre Auffahrt zu halten pflegten, ein mit Segeltuch bespannter Bauernwagen hielt, dem eine von Stolberg lebhaft begrüßte schon ältere Dame mit markanten Gesichtszügen entstieg, darauf zwei Kinder in Leinwandkitteln und mit langen Locken, ein Geistlicher in katholischer Tracht und ein anderer, der für einen Fechtmeister gehalten wurde. Es war die Fürstin Amalie von Galitzin mit ihrem Beichtvater Overberg aus Münster, woselbst sie Stolberg bereits früher kennen gelernt hatte. Sie ist es gewesen, die mit ihrem kräftigeren und bestimmteren Geist auf den unsteten und schwachen Grafen allmählich einen derartigen Einfluß gewann, daß er später zum Katholizismus übertrat. In dem folgenden Winter 1793 erschienen die beiden Brüder Droste-Vischering. Zwei andere Drostes in Begleitung des Theologen Katenkamp

Digitized by Google

lösten sie im nächsten Frühjahr ab. Im Jahre 1795 betritt die Marquise von Montagu, die Schwägerin des republikanischen Generals Lafayette, die gleich vielen anderen französischen Emigranten sich am Norduser des Plöner Sees niedergelassen hatte, zum ersten Male die Schwelle des Stolbergschen Hauses, um die Hülfe des Präsidenten für das von ihr organisierte Unterstützungswerk armer Emigranten zu erbitten. Auch diese Dame hat einen wesentlichen Einfluß auf die Entschließungen Stolbergs hinsichtlich seines Übertritts gehabt. Voß, der bei dem ersten Besuch in der Fürstin Galitzin nur die zurückgezogene Weltdame mit dem noch reizenden Gesicht, geistreich, unbefangen und heiter erblickt hatte, sah immer argwöhnischer den Ab- und Zufluß der neuen Bekannten in der gräflichen Wohnung. Während einer Reise nach Halberstadt zu Gleim hatte er sich bei einem Besuch der Roßtrappe unvorsichtig im Freien gelagert und heftige Kopfschmerzen mit Ohrensausen nach Hause mitgebracht, worauf sich im Dezember desselben Jahres eine bösartige Gehirnentzündung einstellte. Neun Tage lang lag er ohne Bewußtsein. In dieser Zeit war Stolberg der schlaflos ausharrenden Ernestine der alte, herzliche Freund; und als am zehnten Morgen der Kranke matt aber mit hellem Geist aufwachte, sah er Stolberg im Lichte des Frührots am Fuße des Bettes stehen. „Was er mir in der Genesung war", ruft Voß noch später aus, „das vergelte ihm Gott! Erquickung brachte mir jetzt der bekannte Fußtritt, das freundliche Gesicht, das traute Gespräch. In einer seligen Stunde des neuen Lebens sagte ich dem Geliebten: Nun wird doch mein Stolberg nie wieder irre an mir. Er drückte mir die Hand mit tiefer Rührung und schwieg." Es ist das letzte Aufflackern der alten Gesinnung. Die Fürstin Galitzin, sowie die Marquise von Montagu von Wittmoldt setzten ihre Arbeit in dem Stolbergschen Hause still und unaufhörlich fort. An dem neugeborenen Sohn des Grafen vertreten die Fürstin, Overberg und die Marquise Patenstelle. Im September 1798 bringt Stolberg von einer Reise einen katholischen Hauslehrer mit, den französischen Abbé Pierrart, einen düstern Mann mit wütigem Andachtsblick, wie Voß ihn kennzeichnet. Bald darauf erfolgt an Ernestine Voß die Eröffnung, daß Stolberg seine Kinder aus dem Unterricht ihres Mannes wegnehmen müsse, um ihre Seelen zu retten. Hier in dem Garten der Rektorwohnung findet eine stürmische Auseinandersetzung statt zwischen Stolberg und Voß. Ernestine tritt endlich mit den Worten hinzu: „Ihr sollt und müßt Euch trennen. Freude habt Ihr einander lange nicht mehr gegeben. Hört auf, Euch das Leben zu verbittern!" Es verstreicht noch einige Zeit, bis Stolberg am ersten Pfingstfeiertag des neuen Jahrhunderts in Münster das katholische Glaubensbekenntnis in die Hand Overbergs ablegt. Am 9. August kehrt er zurück. Er sucht sofort seinen Nachbarn Jacobi auf, der aber erklärt, ihn nicht wiedersehen zu wollen; darauf Voß, der sich verleugnen läßt. Vom oberen Zimmer aus, wo sie sich eingeschlossen hatten, sehen Voß und Ernestine, wie Stolberg erregt in den Garten eilt, Blumen abreißt und planlos umherstreut. Gesprochen haben sich die alten Freunde nicht wieder. Am 22. August legte Stolberg seine Ämter feierlich nieder. Doch verliefen

Digitized by Google

einige Wochen bis zur Abreise. Stolberg wünschte ein mündliches Lebewohl. Voß aber wich demselben aus. Zum letzten Male begegneten sich die einstigen Freunde auf der Schloßbrücke. Sie grüßten einander stumm und sahen sich gerührt nach. Noch am Abend vor der Abreise brachte Käthchen Stolberg die Antwort auf ein letztes Schreiben von der Hand Ernestinens. Stolberg schrieb: „Also kein mündliches Lebewohl, weil Sie und Voß es nicht wollen. — — Jede liebevolle Erwähnung meiner seligen Agnes thut meinem Herzen wohl. Ich drücke Ihnen in Gedanken die Hand dafür, daß Sie in Ihrem Briefe sie nennen. Mögen wir uns wiedersehen dort, wo sie, die hienieden schon zum Engel reifte, unserer harret! Ich freue mich, daß Sie den Moosrosenbusch werden blühen sehen. Gott sei mit Ihnen und mit Voß und mit Ihren Kindern! Ich umarme Sie beide mit Wehmut und mit herzlicher Liebe!“ An einem Sonntag des September verließ Stolberg, nachdem er zuvor die Messe gehört hatte, tiefbewegt sein altes Eutin, um sich nach Münster zu begeben. Ernestine schrieb ihrem Sohn Heinrich nach Halle, der Tag der Abreise sei ihr wie der eines Leichenbegängnisses gewesen; und als sie vormittags in das Zimmer ihres Mannes trat, fand sie ihn in Thränen. Der Bund war zerfallen, den die Gunst eines wohlwollenden, kunstsinnigen Fürsten, und weiter eine glückliche Verkettung der Umstände unter Männern von Ruf und Bedeutung in unserm Eutin aufgerichtet hatte. Das bedeutsamste Jahrzehnt in unserer städtischen Geschichte war zu Ende gegangen. Auch Voß, Jacobi, Schlosser, Nicolovius u. a. m. verließen nach und nach unsere Stadt, von der wieder gelten konnte, was der Letztgenannte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts schreibt: „Das Örtchen selbst ist freundlich, ohne Wall, Mauer oder Thor. Jeder Garten grenzt mit See oder Feld, und rings umher ist Gottes schöne Welt einem nahe.“ —

Und wiederum stehen wir an der Neige eines Jahrhunderts. Ein Säkulum ist dahin seit jenen Tagen, da ein Kreis hervorragender Geister den Namen unserer Stadt hinaustrug in die deutschen Lande, da er als Sammelpunkt der bedeutendsten Männer, „ein nordisches Kanaan,“ war, wie Goethes Mutter an ihren Schwiegersohn Schlosser schrieb, „ein kleines Ländchen Gosen, wo das Licht sich erhielt und sammelte.“ Vieles hat sich seitdem geändert in unserm städtischen Leben nach außen und nach innen, in Sitte und Gesinnung der Bewohner, in den Erscheinungen der Kultur. Die Zeiten sind vorüber, in denen sich die engen und menschenarmen Straßen unserer Stadt nur belebten, wenn das Getümmel der Schuljugend in Holzpantoffeln umherklapperte, oder das Weidevieh beim Frührot auf die Trift und abends heimgetrieben ward, wenn einmal ausnahmsweise der Peitschenknall eines Fuhrknechts, der Sang wandernder Gesellen, der Zauberschall des Posthorns oder das ehrbare Rollen einer Staatskarosse mit Trabanten und Läufern die allgemeine Stille unterbrach. Der moderne Verkehr hat auch diese abgelegene Ecke mit ihrer Waldesstille und ihren schimmernden Seen in seine eisernen Arme geschlossen, und der Odem einer neuen Zeit braust hin über die alte Bischofsstadt. Erheischt es da nicht

Digitized by Google

die Pflicht pietätvollen Gedenkens, besonders auch in unsern rasch dahinfliegenden, raschlebigen Tagen, den sinnend rückwärtsgewandten Blick ruhen zu lassen auf dieser unvergeßlichen Zeit, in einer Zeit materiellen Niederganges den Blick zu weiten und die Herzen zu begeistern für die Ideale des Menschenlebens, ohne die unser Volk rettungslos dahinsiechen wird? Wie war jene Zeit vor hundert Jahren doch eine so ganz andere als die heutige! Wer wollte sich nicht gern einmal von ihr wie mit stummem Geistergruße grüßen lassen? Das alte Rektorhaus ist es, in dem wir uns an diesem Morgen befinden. Dort oben nach dem Garten hinaus schaute einst die große Arbeitsstube, die Zeugin so viel eisernen Fleißes, die erinnerungsreiche Stätte, in deren Fenster die Vögel vom nahen Birnbaum her den frühen Morgengruß schickten. Dort an der Veranda führte von der Hinterthür des Hauses eine hölzerne Treppe in den Garten hinab. Dort drüben am nahen seebespülten Ufer ist die Stelle auch äußerlich gekennzeichnet, wo Voß einst mit seinen Söhnen den Agneswerder mit dem Spaten erhöhte, die Stelle, welche er dem Gedächtnis der früh heimgegangenen gräflichen Freundin gewidmet hatte: und daneben ist der Hügel zu suchen, der Lieblingsplatz des schwermütigen Freundes Schulz und die Stelle, wo Erneſtine die schönen Moosrosen zog, die sie Fritz Stolberg schickte, deren er noch in seinem Abschiedsschreiben Erwähnung that. Die Blumen sind verblüht und die Rosen welk geworden, auch der weiße Busch, den einst Agnes in den ersten Jahren ihres kurzen ehelichen Glücks dort drüben in dem Garten gepflanzt hatte; aber die nimmerwelkende Erinnerung an jene schönste und bedeutsamste Zeit unserer städtischen Geschichte vor hundert Jahren ruft uns auch heute zu:

Grüßt nicht ein Bild, so sonnig helle,
Umrahmt von lichtem Waldesgrün?
Du hörst der Dichtung heil'ge Quelle
Dort rauschen, — Freundesherzen glüh'n: —
Wo Stolberg einst und Voß gesungen
Von allem, was das Herz erhebt,
Ob auch ihr Harfenspiel verklungen,
Ihr Nam' unsterblich weiterlebt!

Es flieht die Zeit! Auf ihren Wogen
Manch' wechselnd' Bild vorüberflieht,
Doch immer neu am Himmelsbogen
Die Sonne ihre Bahnen zieht:
Blüh' weiter denn in gleicher Schöne,
Du Rosenstadt im Holstengau,
Mit reichem Segen Gott dich kröne,
Blüh' wie die Ros' im Himmelstau!

Digitized by Google

Die Flora von Helgoland.

Von Dr. **Paul Knuth.**

I. Litteratur über die Gefäßpflanzen.*)

1829. Friedrich H. Hoffmann, Einige Bemerkungen über die Vegetation und die Fauna von Helgoland. (Verhandlungen der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, Band I, S. 228—260.)
1831. Ernst Ferdinand Nolte (in der Chronik der Universität Kiel, S. 28 und 29).
1836. J. F. W. Röding, Album für die Freunde Helgolands. Hamburg. S. 86—100.
1849. G. F. W. Meyer, Flora Hanoverana excursoria. Göttingen.
1861. Ernst Hallier, Die Vegetation auf Helgoland. Ein Führer für den Naturfreund am Felsen und am Seestrand, zugleich als Grundlage zu einer Flora von Helgoland. Hamburg. (2. Auflage 1863.)
1861. E. Hallier, Die Flora von Helgoland. (Bonplandia, S. 227—230.)
1862. Ferdinand Cohn, Über die Vegetation des Landes und Meeres von Helgoland. (39. Jahresbericht und Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur.) Breslau. S. 89—91.
1863. E. Hallier, Nordseestudien. Hamburg. (2. Auflage erschien 1869 als „Helgoländische Nordseestudien.")
1863. E. Hallier, Vollständige Aufzählung und kritische Besprechung der phanerogamischen Flora Helgolands. (Botan. Zeitung, 21. Jahrg., Beilage, S. 1—18.)
1889. Karl W. von Dalla Torre, Die Flora der Insel Helgoland. (Berichte des naturwiss. Vereins in Innsbruck. 18. Jahrgang, S. 1—31.)
1890. K. Haußknecht, Pflanzen aus der Flora von Cuxhaven und Helgoland. (Mitteilungen des botan. Vereins für Gesamtthüringen, VIII, S. 30—33).
1891. J. Reinke, Die Flora von Helgoland. („Deutsche Rundschau," S. 418—438.)

II. Übersicht über die Flora von Helgoland.

In den letzten Jahren sind teils durch Sturmfluten (besonders diejenige vom 23. Dezember 1894), teils durch umfangreiche Festungsbauten in dem Bestande der Gefäßpflanzen von Helgoland ziemlich erhebliche Veränderungen hervorgerufen, so daß es nicht unangebracht erscheint, den gegenwärtigen Zustand der Landflora zu untersuchen. Ich gebe in dem Folgenden daher eine Zusammenstellung derjenigen Pflanzen, welche ich während eines Aufenthaltes im Anfange des Juni und im Anfange bis Mitte des Juli 1895 beobachtete. Ich bin dabei systematisch vorgegangen und habe die einzelnen Teile der Insel der Reihe nach eingehend untersucht. Bei dem geringen Umfange des Gebietes genügt die angegebene Zeit, die Pflanzenwelt von Helgoland kennen zu lernen, so daß ich annehmen darf, daß mir Wesentliches nicht entgangen ist, wenngleich die Untersuchung durch den Umstand erschwert wurde, daß gegen den Schluß meiner Beobachtungszeit die Inselpflanzen zum größten Teile gemäht waren.

Die von mir gesammelten und im Folgenden genannten Pflanzen habe ich der Königlichen Biologischen Anstalt zu Helgoland überwiesen. Es sei mir gestattet, der Direktion dieser Anstalt auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank für die freundliche Unterstützung meiner Studien auszusprechen. —

*) Eine ausführliche Besprechung der botanischen Gesamtlitteratur von Helgoland gebe ich in meiner „Geschichte der Botanik in Schleswig-Holstein," S. 183—188.

Digitized by Google

Die nur 0,55 qkm große Insel Helgoland besteht bekanntlich aus dem an der Südostseite belegenen, als ein flaches, mit Rollsteinen bedecktes Vorland zu bezeichnenden Unterland, dessen Umfang jetzt kaum noch 900 m beträgt; ferner dem durchschnittlich 50 m über der Meeresfläche erhabenen, aus rotem, felsigem Lehm bestehenden Oberland. Dieses besitzt die Gestalt eines ungleichseitig-stumpfwinkligen Dreiecks, dessen kürzeste Seite genau im Osten liegt, während die längste den Südweststrand, die zweitlängste den Nordoststrand bildet. Gegen Westen hat das Oberland seine stärkste Erhebung (56 m über dem Meere); gegen Osten dacht es sich erheblich ab. Ungefähr 1200 m östlich vom Vorlande liegt die etwa 300 m lange und etwa 100 m breite, bei Ebbe 6 m über der Meeresfläche erhabene Düne, sich in der Richtung von Nordwest nach Südost erstreckend. Bis 1721 hing sie mit dem Hauptkörper der Insel durch einen schmalen Landstrich zusammen. —

Der Strand des Unterlandes besteht aus zahllosen Geröllsteinen, welche bei jeder stärkeren Meeresbewegung überflutet und selbst durcheinandergerollt werden, so daß Pflanzenwuchs zwischen ihnen nicht aufzukommen vermag. Das eigentliche Unterland besitzt (außer angepflanzten Bäumen und Sträuchern und angebauten Gewächsen) nur die gewöhnlichsten Unkräuter und Schuttpflanzen. Ich bemerkte auf den Straßen und in den kleinen Gärten neben den Häusern: Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris), schwarzen Senf (Brassica nigra), Kohl (B. oleracea), Feldkresse (Coronopus Ruelli), Vogelmiere (Stellaria media), Geißfuß (Aegopodium Podagraria), Hundeblume (Taraxacum officinale), Gänseblümchen (Bellis perennis), Feld-Saudistel (Sonchus arvensis), kleine Klette (Lappa minor), Schafgarbe (Achillea millefolium), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnalis), Kreuzkraut (Senecio vulgaris), schwarzen Nachtschatten (Solanum nigrum), Vogel-Knöterich (Polygonum aviculare), spießblättrige Melde (Atriplex hastatum), kleine Brennnessel (Urtica urens), Garten-Wolfsmilch (Euphorbia Peplus), lanzettblättrigen und großen Wegerich (Plantago lanceolata und major), Knäuelgras (Dactylis glomerata), ausdauernden Lolch (Lolium perenne), einjähriges Rispengras (Poa annua). —

Die Kartoffeläcker und die wenigen Getreidefelder des Oberlandes beherbergen eine Anzahl Unkräuter: schwarzen Senf (Brassica nigra, in ungeheurer Menge, manche Brachäcker völlig bedeckend), Pfennigkraut (Thlaspi arvense, selten), Erdrauch (Fumaria officinalis, sehr häufig), Korn-Rade (Agrostemma Githago, selten, zwischen Hafer und Gerste), Kreuzkraut (Senecio vulgaris), Feld-Kratzdistel (Cirsium arvense), kohlartige und Feld-Saudistel (Sonchus oleraceus und arvensis), kletterndes Labkraut (Galium aparine), Acker-Winde (Convolvulus arvensis), stengelumfassende Taubnessel (Lamium amplexicaule), Sumpf-Ziest (Stachys palustris, selten), Garten- und Sonnenwende-Wolfsmilch (Euphorbia Peplus und Helioscopia), Acker-Schachtelhalm (Equisetum arvense, ziemlich selten).

Diesen gesellen sich an den Begründern hinzu: Kriechender Hahnenfuß (Ranunculus repens), Feldkresse (Coronopus Ruelli, in besonders großer Menge

Digitized by Google

beim Leuchtturm), Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris), Sternmiere (Stellaria media), Hornkraut (Cerastium sp.), Bärenklau (Heracleum Sphondylium), Möhre (Daucus Carota), Klette (Lappa minor), Gänseblümchen (Bellis), Hundeblume (Taraxacum), Schafgarbe (Achillea), lanzettblättrige Kratzdistel (Cirsium lanceolatum), ächtes Labkraut (Galium verum), Ampfer (Rumex sp.), großer und lanzettblättriger Wegerich (Plantago major und lanceolata), windenartiger Knöterich (Polygonum convolvulus), Rispengras (Poa annua), Knäuelgras (Dactylis), weiche Trespe (Bromus mollis), Lolch (Lolium perenne).

Das ausgedehnte Festungsgebiet des Oberlandes ist mit eingeführten Sämereien besiedelt. In ganz besonders großer Menge tritt die Luzerne (Medicago sativa) auf; sie hat auch bereits von der Umgebung des Festungsgebietes Besitz ergriffen und dürfte in nicht zu ferner Zeit mit den ursprünglichen Inselpflanzen in erfolgreichen Kampf eintreten. Als sonstige Pflanzen des Festungsgebietes bemerkte ich: kriechenden Hahnenfuß (Ranunculus repens), Wiesen-, kriechenden, Bastard-, Acker-Klee (Trifolium pratense, repens, hybridum, campestre), Hopfenklee (Medicago lupulina), Hornklee (Lotus corniculatus), Möhre (Daucus Carota), Bärenklau (Heracleum Sphondylium), weiße und Saat-Wucherblume (Chrysanthemum Leucanthemum und Chr. segetum, von letzterer nur eine Pflanze), Meeresstrands-Kamille (Matricaria maritima), Hundeblume (Taraxacum), Gänseblümchen (Bellis), kleine Klette (Lappa minor), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnale), Schafgarbe (Achillea), Acker-Kratzdistel (Cirsium arvense), Ackerwinde (Convolvulus arvensis), Wolfsmilch (Euphorbia Helioscopia und Peplus), Wegerich (Plantago major und lanceolata), Knäuelgras (Dactylis), Trespe (Bromus), Lolch (Lolium), Fuchsschwanz (Alopecurus), Honiggras (Holcus).

Die übrigen, als Schafweide benutzten Stellen des Oberlandes lassen den ursprünglichen Pflanzenwuchs nur schwer erkennen, da die Pflanzen von den Schafen bis auf die Wurzel abgebissen werden. Nur die (durch einen Drahtzaun vom übrigen Lande getrennten) Außenränder unmittelbar an dem steilen Abfall nach dem Meere zu zeigen ein unverändertes Bild der Flora. Hier findet man u. a. besonders dänisches Löffelkraut (Cochlearia danica, sehr häufig), Hornkraut (Cerastium), ächtes Labkraut (Galium verum), Meeresstrands-Kamille (Matricaria maritima), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnale), Grasnelke (Armeria vulgaris), Meeresstrands-Wegerich (Plantago maritima), spießblättrige und Meeresstrands-Melde (Atriplex hastatum und maritimum), roten Schwingel (Festuca rubra).

Die den Stürmen besonders ausgesetzte Nordwestspitze der Insel besitzt einen eigenartigen, äußerst niedrigen Pflanzenwuchs. In zwergigen Exemplaren findet man besonders Löffelkraut (Cochlearia), Hornkraut (Cerastium), roten und weißen Klee (Trifolium pratense und repens), echtes Labkraut (Galium verum), lanzettblättrige Kratzdistel (Cirsium lanceolatum), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnale), Gänseblümchen (Bellis perennis), Grasnelke (Armeria vulgaris), Meeresstrands-, krähenfußblättrigen und lanzettblättrigen Wegerich (Plantago maritima, Coronopus und lanceolata), Lolch (Lolium perenne) und

Digitized by Google

Trespe (Bromus). Im Gegensatz zu dieser Zwergflora steht der Pflanzenwuchs an der infolge der Abdachung des Felsens gegen die Weststürme geschützten Nordostseite der Insel. Hier findet sich eine fast als üppig zu bezeichnende Vegetation, indem einzelne Pflanzenarten eine Höhe von $^1/_2$ m und mehr erreichen. Ich bemerkte hier besonders: Kriechenden Hahnenfuß (Ranunculus repens), roten und weißen Klee (Trifolium pratense und repens), Hornklee (Lotus corniculatus, selten), Vogel-Wicke (Vicia Cracca, hin und wieder), Wundklee (Anthyllis Vulneraria, selten), stellenweise auch schon Luzerne (Medicago sativa), ferner Bärenklau (Heracleum), Labkraut (Galium verum), Schafgarbe (Achillea millefolium), lanzettblättrige Kratzdistel (Cirsium lanceolatum), Flockenblume (Centaurea Jacea, selten), Sauerampfer (Rumex acetosa), lanzettlichen Wegerich (Plantago lanceolata), Knäuelgras (Dactylis), Kammgras (Cynosurus cristatus), Honiggras (Holcus), Lolch (Lolium), Fuchsschwanz (Alopecurus), Straußgras (Agrostis sp.).

Die steilen Wände des Felsens sind stellenweise ziemlich dicht mit sämtlichen häufigeren Pflanzen des Ober- und Unterlandes bewachsen. Besonders charakteristisch ist das Vorkommen des Kohls (Brassica oleracea). Er gedeiht hier, wie Reinke bemerkt, ebenso vortrefflich und typisch wie an den Felsabhängen des südlichen Englands, der Normandie und der ligurischen Küste, so daß man annehmen muß, der Kohl sei lange vor dem Menschen wahrscheinlich durch Vermittlung von Vögeln in Helgoland eingewandert. Der Kohl verleiht während seiner Blütezeit dem Felsen einen ganz besonderen Schmuck, zumal auch, weil er alsdann von Tausenden von Kohlweißlingen umschwärmt wird. —

Die Düne ist durch die Sturmflut vom 23. Dezember 1894 wiederum erheblich beschädigt worden; man ist bemüht, die damals herausgerissenen Stücke wieder zu ergänzen. Der Pflanzenwuchs hat daher gleichfalls sehr gelitten, doch findet sich im Norden immer noch eine ansehnliche Sandstrandflora, untermischt mit einigen sonst derselben nicht angehörigen Pflanzen, nämlich Meerfenf (Cakile maritima), viermänniges Hornkraut (Cerastium tetrandrum), Salzmiere (Honckenya peploides), gelbsporniges Hundsveilchen (Viola canina var. flavicornis), Feld-Sandistel (Sonchus arvensis), Hundeblume (Taraxacum officinale), Mauerpfeffer (Sedum acre), Hollunder (Sambucus nigra, verschleppt), Bittersüß (Solanum Dulcamara, desgl.), Seedorn (Hippophaë rhamnoides, angepflanzt), Ampfer (Rumex crispus), Salzkraut (Salsola Kali), Melde (Atriplex hastatum), Sandsegge (Carex arenaria), Sandhalm (Ammophila arenaria, auch viel zum Dünenschutz angepflanzt). Die Südspitze der Düne ist fast pflanzenleer.

Zwischen der Hauptinsel und der Düne, etwa 150 m von ersterer entfernt und mit letzterer gleichlaufend findet sich auf Geröllgrund reichlich Seegras (Zostera marina). —

Höchst interessant ist das gelegentliche Auftreten von Pflanzen, welche sonst auf der Insel nicht beobachtet werden. Auf den Straßen, in Gärten u. s. w.

Digitized by Google

stellen sich plötzlich ein oder auch mehrere Exemplare solcher Gewächse ein, um meist schon im nächsten Jahre wieder zu verschwinden. Der um die Erforschung der Naturgeschichte Helgolands hochverdiente frühere Gouvernements-Sekretär H. Gätke hat auch diesen vorübergehenden pflanzlichen Gästen seine Aufmerksamkeit geschenkt. Ich habe sein aus solchen Pflanzen bestehendes Herbarium eingesehen und mir folgende (von K. v. Dalla Torre bestimmte) Arten notiert: *) Mohn (Papaver Argemone und Rhoeas, hin und wieder), Meerkohl (Crambe maritima, einmal aufgetreten), Doppelsame (Diplotaxis muralis, zuerst etwa 1885 beobachtet), Pfennigkraut (Thlaspi arvense, zuerst vor etwa 20 Jahren bemerkt), Ranke (Sisymbrium austriacum), Levkoje (Matthiola tristis, je einmal), Feldkresse (Lepidium campestre, mehrmals), Steinkraut (Lobularia maritima, zweimal), deltablumige Nelke (Dianthus deltoides, einmal), Ackernelke (Vaccaria parviflora, einige Exemplare), Leimkrautarten (Silene dichotoma, pendula und inflata, mehrmals), weiße und rote Lichtnelke (Melandryum album, in zwei aufeinander folgenden Sommern, und M. rubrum), Malven (Malva mauritiana und silvestris, hin und wieder), Storchschnabelarten (Geranium rotundifolium, dissectum und pyrenaicum, hin und wieder), Sauerklee (Oxalis stricta), Fingerkraut (Potentilla anserina, desgl., P. reptans, noch jetzt im Garten des Herrn Gätke), Becherblume (Poterium sp.), Nadelkerbel (Scandix pecten veneris), Hasenohr (Bupleurum rotundifolium, je einmal), Steinklee (Melilotus officinalis, mehrmals auch vor Anlage der Festungswerke), Luzerne (Medicago sativa, wie vor.), Zitterlinse (Ervum hirsutum, hin und wieder), Klee (Trifolium sp.), Acker-Sherardie (Sherardia arvensis, hin und wieder), Cichorie (Cichorium Intybus, mehrmals), Knopfkraut (Galinsogea parviflora, wie vor.), Sumpf-Ruhrkraut (Gnaphalium uliginosum, in mehreren Exemplaren), Kreuzkraut (Senecio sp.), Rapünzchen (Valerianella olitoria, hin und wieder), Salbei (Salvia sp., einmal), Klappertopf (Alectorolophus major, mehrmals), Königskerze (Verbascum Thapsus und phoeniceum, je einmal), Leimkraut (Linaria helgolandica = L. vulgaris × striata), Wachsblume (Cerinthe major, je einmal), Natterkopf (Echium vulgare, jetzt im Garten des Herrn Gätke weiter wuchernd), Vergißmeinnicht (Myosotis sp.), Beinwell (Symphytum sp.), Ochsenzunge (Anchusa sp.), Krummhals (Lycopsis arvensis, sämtlich mehrmals), Hundszunge (Cynoglossum sp., in mehreren Exemplaren), Bilsenkraut (Hyoscyamus niger, dreimal in Zwischenräumen von etwa zehn Jahren), Stechapfel (Datura Stramonium, vor etwa 40 Jahren einmal), Bittersüß (Solanum Dulcamara, seit 30—40 Jahren auf der Düne), Melden (Atriplex hortensis, hin und wieder, und A. sp., öfters), Amarant (Amarantus retroflexus, einmal), kleine Wolfsmilch (Euphorbia exigua, in verschiedenen Jahren je ein Exemplar), zweihäusige Brennessel (Urtica dioica, zweimal), Gänsefuß (Chenopodium sp., einige Male), Buchweizen (Polygonum Fagopyrum) und Knöterich (P. amphibium var. terrestre, hin und wieder), Durragras (Paspalum elegans, mehrmals).

*) Bei denjenigen Pflanzen, deren Bestimmung mir zweifelhaft schien, habe ich nur den Gattungsnamen angegeben.

Digitized by Google

Es wird von hohem Interesse sein, die Verbreitungsmittel dieser vereinzelt auftretenden Pflanzen zu untersuchen, deren Früchte oder Samen eine Reise von mindestens etwa 60 km gemacht haben müssen, da Helgoland von dem nächsten Punkte Schleswigs (Eiderstedt) 56 km und von der hannoverschen Küste (Cuxhaven) 58 km entfernt ist. Manche legen aber eine Reise von mehreren hundert Meilen zurück, da nicht wenige dieser Pflanzen aus den Mittelmeerländern stammen. Wir erhalten durch eine solche Untersuchung nicht nur Einblicke in den Wert der verschiedenen Verbreitungsmittel, sondern auch Aufschlüsse über die Möglichkeit der Besiedelung so entlegener Punkte durch Pflanzen. Von den aufgeführten 60 Pflanzenarten sind nur 3, d. h. 5% mit so wirksamen Flugvorrichtungen versehen, daß sie durch den Wind nach Helgoland geführt werden konnten, nämlich: Galinsogea, Gnaphalium, Senecio (die Flügelfrucht von Thlaspi kann wohl kaum auf so weite Entfernungen durch Luftströmungen fortgeführt werden). Eine etwas größere Anzahl der sich dann und wann in Helgoland einstellenden Pflanzen sind mit Haken, rückwärts gerichteten Borsten oder Stacheln u. dgl. ausgerüstet, mit deren Hülfe sie an dem Gefieder der Helgoland besuchenden Vögel haften und hier abgestreift wurden. Solche Klettpflanzen sind: Echium, Myosotis, Symphytum, Anchusa, Lycopsis, Cynoglossum, sowie auch die beiden Thapsus-Arten, also 8 Arten = 13⅓%. Solanum Dulcamara ist Extremeutpflanze: ihre grell gefärbten Früchte locken beerenfressende Vögel an, welche die Früchte verschlingen, das saftige Fruchtfleisch verdauen, die harten, steinigen Samen jedoch entleeren und so die Pflanze verbreiten. Insgesamt sind also nur 19% der beobachteten Pflanzenarten mit solchen Vorrichtungen versehen, daß man auf die Art und Weise ihrer Verbreitung schließen kann, denn die mit Schleudervorrichtungen versehenen Arten unserer Liste (Erodium- und Geranium-Arten, Oxalis stricta, Euphorbia exigua) kommen hier nicht in Betracht, da es sich dabei nur um die Ausstreuung der Samen auf eine Entfernung von wenigen Metern handelt.

Es sind also nicht weniger als 81% der hin und wieder auf Helgoland sich einstellenden Pflanzenarten ohne besondere Verbreitungsmittel. Es spielt also die ganz zufällige Verschleppung eine viel größere Rolle, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Ich habe in dieser Hinsicht von Herrn Professor E. Huth in Frankfurt a. O., der sich eingehend mit den Verbreitungsmitteln der Pflanzen beschäftigt hat, sehr interessante Mitteilungen erhalten. Dieser Forscher, dem ich auch an dieser Stelle meinen Dank hierfür aussprechе, macht mich auf die von Godron untersuchte Flornla eines Wollwaschfeldes bei Montpelier aufmerksam: man sollte meinen, daß die dort eingeschleppten Pflanzen meist Klettpflanzen seien, aber noch nicht der zehnte Teil gehört dazu. Ähnlich die Helgoländer Adventivflornla, von welcher sicher ein Teil auf die Verschleppung durch Ballast, durch Erde, die an eingeführten Sträuchern haftet, durch andere Versandartikel u. s. w. zurückzuführen ist. Ganz besonders muß man bei diesen Helgoländer Pflanzen aber an Verschleppung durch die auf

Digitized by Google

dieser Insel vorkommenden, zahlreichen Zugvögel, besonders die Sumpf- und Schwimmvögel denken, indem die Samen oder Früchte in dem am Gefieder oder an den Füßen antrocknenden Schmutz oder Moor haften bleibend, bei der Ankunft der Vögel in Helgoland abgestreift werden. —

Der ärmlichen Landflora Helgolands steht eine äußerst reichhaltige Algenflora gegenüber. Die felsige Umgebung der Insel ist ganz besonders geeignet, Algenwuchs zu tragen, so daß sich hier eine Meeresflora entwickeln konnte, wie sie an keiner anderen Stelle in der deutschen Bucht der Nordsee sich wiederfindet. Helgoland ist daher für den Algenforscher ein ausgezeichneter Studienplatz; das Studium derselben wird durch die auf Helgoland bestehende Königliche Biologische Anstalt in jeder Weise erleichtert. —

Werfen wir nach dieser kurzen Abschweifung noch einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Landflora von Helgoland, so dürfen wir wohl annehmen, daß Helgoland während der Diluvialzeit völlig vom Binnenlandeise bedeckt war. Nach dem Abschmelzen des Eises begann die Besiedelung der Insel mit Pflanzen, deren Keime durch den Wind, durch das Meer, durch Vögel zugetragen wurden. Es erscheint daher die Landflora Helgolands als ein armseliger Abkömmling der deutschen Festlandsküste, und in der That zeigt die Pflanzenwelt eine große Übereinstimmung mit derjenigen der friesischen Inseln, welche ihrerseits ehemals offenbar mit dem Festlande zusammenhingen. Mit dem Erscheinen des Menschen auf der Insel traten dann auch die Ackerunkräuter und Schuttpflanzen auf, welche jetzt auf der Insel einen so großen Raum einnehmen.

Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 12. Heft. Kiel, 1894. In Kommission von Eckardts Verlag. 56 S. 8°. 1 M. (?).

Außer den üblichen Vereinsnachrichten und dem auch anderweitig veröffentlichten Preisausschreiben betr. die Bearbeitung einer Quellenkunde zur Geschichte Kiels enthält das Heft S. 5—43 den Abdruck eines in der Jahresversammlung von Prof. Dr. Rodenberg gehaltenen Vortrages „Aus dem Kieler Leben im 14. und 15. Jahrhundert," dem in dankenswerter Weise die quellenmäßigen Beläge hinzugefügt sind. Der Verfasser hat sich bei seinen Ausführungen auf das gedruckt vorliegende Material beschränkt und bezeichnet selbst seine Arbeit als eine Ergänzung des von Dr. Reuter in der Einleitung zum Rentebuch bereits Dargebotenen. Ist also auf die Beibringung neuen Materials verzichtet, so müssen wir doch dem Verfasser für seine das Vorhandene zusammenfassende Darstellung dankbar sein, da die hier und dort zerstreuten Einzelheiten zu einem lebensvollen und anschaulichen Bilde mittelalterlichen Städtelebens zusammengefügt sind. Eine Wiedergabe des Inhaltes, die demselben auch nur annähernd gerecht werden wollte, würde den Rahmen einer Anzeige überschreiten; so empfehle ich allen Freunden unserer Landesgeschichte die eigene Lektüre, zumal manche Züge sich, wenn auch mit kleinen Modifikationen, auch auf andere Städte

Digitized by Google

übertragen lassen, also allgemeines Interesse haben. Ein paar Bemerkungen nur möchte ich noch anknüpfen.

Zu dem auf S. 21 f. über die dem Kaufmann im Mittelalter seitens der Adeligen drohenden Gefahren Bemerkten verdient hingewiesen zu werden auf die sehr beachtenswerten Ausführungen, welche über diesen Punkt von Buchwald gegeben hat (vergl. desselben höchst interessantes Buch: Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Bd. I zur deutschen Bildungsgeschichte, 10 Vorträge; Bd. II zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, 15 Vorträge. Kiel, E. Homann 1885/87. Zu der vorliegenden Frage besonders Bd. I, Vortrag 5 und 6), nach welchen der bei den städtischen Chronisten des Mittelalters und zeitweilig auch noch in der politischen Tagespresse der Gegenwart eine große Rolle spielende adelige Raubritter (welchen Ausdruck Rodenberg übrigens nicht gebraucht) doch in etwas anderem Lichte erscheint. Selbstverständlich leugnet von Buchwald nicht, daß verkommene Adelige zu gemeinen Banditen geworden sind; aber er leugnet die Berechtigung, von den Adeligen im Mittelalter im allgemeinen als von Raubrittern zu reden, wie es häufig geschieht. Manches, was zu dieser Bezeichnung Anlaß gegeben, erscheine bei Licht betrachtet als der Ausfluß des Kampfes zwischen dem Landrecht und dem tief in dasselbe eingreifenden Stadtrecht. Es sei schon ein großer Irrtum, den Ritter vom Lande als den Kriegsmann aufzufassen, während er in erster Linie Großgrundbesitzer war, der in einer Fehde mit einer Stadt nur verlieren konnte; denn wenn seine Wälder abgeholzt, seine Seen leergefischt, seine Bauern, die ihm Erbpacht und Gülten zahlten, ausgeplündert wurden, so konnte der daraus ihm erwachsende Schade nicht aufgewogen werden durch den Gewinn, den er durch Ausplünderung eines Warenzuges u. s. w. etwa erlangte. Mag nun auch der hieraus gezogene Schluß, daß der Landadel der eigentliche Hort des Friedens gewesen sei, der Praxis nicht immer entsprochen haben, soviel scheint meines Erachtens nach den erwähnten Ausführungen sicher, daß die Identifizierung von Adelig-Raubritter eine große Ungerechtigkeit ist und jeder einzelne Fall der Prüfung nach dem damals bestehenden Recht bedarf.

Eine weitere Bemerkung hat sich mir bei dem S. 26 über die Zünfte Ausgeführten aufgedrängt. Dort heißt es: „Es war dies (nämlich, daß die Berechtigung zur Ausübung eines Gewerbes an die Zugehörigkeit zur betr. Zunft gebunden war und innerhalb eines solchen Verbandes der Geschäftsbetrieb wie das ganze Leben der Genossen durch detaillierte Vorschriften geregelt wurde) wieder ein Ausfluß des Gedankens, daß für die Güte der Ware und der Arbeit eine öffentliche Institution Gewähr leisten müsse; denn das waren die Zünfte." Darnach könnte es den Anschein gewinnen, als seien die Zünfte nichts anderes gewesen als eine Art Versicherungsanstalt gegen Übervorteilung und Schädigung der Konsumenten seitens der Produzenten. Doch wäre wohl kaum etwas unrichtiger als das. Die Zünfte wie alle die zahlreichen mittelalterlichen Genossenschaften gehen im letzten Grunde zurück auf den insonderheit unter den germanischen Völkern beobachteten Trieb nach Vereinigung zu gewissen Zwecken

Digitized by Google

(vergl. Pappenheim, die altdänischen Schutzgilden), dem später das Christentum mit seiner gleichfalls stark hervortretenden Tendenz zur Gemeinschaft weitere und höhere Ziele und ein viel umfassenderes Feld der Bethätigung gewiesen hat. Dieser ursprüngliche und auch wohl nie ganz verloren gegangene Charakter ist deutlich ausgeprägt in der Bezeichnung „Bruder" und „Schwester" für die Gilde- und Zunftgenossen und in folgenden Bestimmungen, wie sie sich in Zunftrollen finden: „Lieb und Leid sollen die Zunftgenossen mit einander tragen," „Lieb und Leid mit einander leiden bei der Stadt und wo es noch geschähe," „alle brüderliche Liebe und Treue mit einander teilen," „sich ehrlich und freundlich halten nach christlicher Ordnung und brüderlicher Liebe." Darum sagt Uhlhorn (die christliche Liebesthätigkeit Bd. II S. 404): „Die Zunft verbindet ihre Glieder zu allen ethischen Gesellschaftszwecken. Sie ist politisch ein Abbild der Stadt im kleinen, sie ist militärisch eine Abteilung des Stadtheeres; wo es galt, die Stadt zu verteidigen, standen die Zunftgenossen bei einander; sie ist religiös eine Bruderschaft, um nicht zu sagen, eine Gemeinde; sie hat ihre geselligen Zusammenkünfte und Feste; vor allem aber, sie ist eine wirtschaftliche Genossenschaft zu gemeinsamer Arbeit." Doch weiter hier diesen Gegenstand zu verfolgen, fehlt der Raum; ich darf wohl auf die vortreffliche Behandlung der Frage bei Uhlhorn (a. a. O. S. 396 ff.) verweisen.

Wenn nun der Verfasser weiter die Zünfte als „öffentliche Institution" bezeichnet, so hat er in dem folgenden Satz selber zu diesem Ausdruck den Kommentar gegeben, wie er ihn verstanden wissen will: „Ihre Statuten gaben sie sich nämlich nicht selbst, sondern sie wurden ihnen vom Rat erteilt. Gewiß werden dabei die Amtleute als Sachverständige gefragt sein; aber der Rat erließ die Zunftordnungen aus eigener Machtvollkommenheit, als seine Willküren, die er nach Belieben ändern konnte." Dagegen läßt sich im großen und ganzen nichts einwenden, wenn damit gesagt sein soll, daß der Ausdruck „öffentliche Institution" sich nicht bezieht auf eine Initiative des Rats bei Entstehung der Zünfte, sondern nur auf die Verfassung. Jedenfalls ist diese Verfassung — wenn auch später vielleicht, so doch nicht von Anfang an — nicht die conditio sine qua non gewesen, denn es ist nachgewiesen, daß, lange bevor solche Amtsrollen festgesetzt wurden vom Rat, es Zünfte und Ämter gegeben hat (vergl. Wehrmann, die ältesten lübeckischen Zunftrollen). Was nun den Anteil der Zünfte selbst an der Festsetzung ihrer Statuten betrifft, so darf man zunächst den Ausdruck „willekore" nicht zu sehr pressen nach unserem Gebrauch des Wortes „Willkür." Und thatsächlich ist auch die Mitwirkung der Zünfte an der Abfassung der Amtsrollen eine viel größere gewesen, als der Herr Verfasser anzunehmen geneigt ist. Das geht z. B. deutlich hervor aus „der Becker Schrae (Amtsrolle)" in Flensburg vom Jahre 1452 (vergl. Sejdelin Diplomat. Flensburg. Bd. I S. 557 ff.), in welcher zu Anfang die sehr bezeichnenden Worte stehen: Anno usw. word de schra, vryheid vnde rechtlicheid tolaten, gunn (vergönnt) vnde geuen den becker ampte to Flensborgh van deme ersamen rade usw. Weiter heißt es darin: „Leuen vrundes, enen willekore hebbe wy

Digitized by Google

gevunden van den eldesten vnde wyseſten vnſes amptes der becker, den denckeu wy to holdende vnde to beterende vnde nicht to ergerende (zu verschlechtern)." Und endlich in § 32: „Item wy borgemeſtere ꝛc. beſtedigen eyn vullekomen ampt in vnſer ſtad den beckeren nach erem egenen willekore, alſe de eldeſten vnde de wiſeſten dar auer weſeth hebben vnde auer ſethen ſin nach vulbord (Auftrag, Vollmacht) des rades" usw.

Schließlich noch etwas Nebensächliches. Der Verfasser findet (S. 32 Note 6) eine Schwierigkeit in dem Ausdruck „Herr und Priester" Dieselbe ist m. E. nicht vorhanden, denn ich glaube nicht, daß damit ein Unterschied zwischen Herr und Priester statuiert werden soll, war doch der Titel Dominus = Herr im Mittelalter für die Priester, auch ohne daß sie Prälaten waren, gang und gäbe. Das zeigte schon ein Blick in die zahlreichen Mitgliederverzeichnisse der verschiedenen Gilden, welche Sejdelin mitteilt. Da wird z. B. Bd. I S. 236 allerdings an erster Stelle genannt als Mitglied „unzer leuen prouwen lage (Unſ. L. Frauen-Gilde) des Kopmanns to Flensborgh" ein her Erik Dozenrode, welcher Archidiakonus des Domkapitels zu Schleswig und als solcher Prälat war. Aber weiterhin lesen wir dann: Her Hennyngh Ekſtede vnze preſter, her Johann Hoghedorp preſter, her Hans Nielsſon preſter usw.

Aus demselben Verzeichniß läßt sich auch der Beweis führen, daß die S. 31 Note 2 ausgesprochene Vermutung, Handwerker und Kaufleute hätten bei ihrer ganz verschiedenen gesellschaftlichen Stellung nicht derselben Gilde angehört, unrichtig ist, denn in dem genannten Verzeichnis finden wir S. 249 Kol. a als Mitglied der Kaufmannsgilde aufgeführt „Hans Bruhn de becker cum uxore (mit seiner Frau)," weiter S. 250 Kol. a „Clawes Eckleff eyn goltſmyt myt Metke ſyn Husfrowe," ebendas. Kol. b „Meſter Peter en Bartſcherer." Ja, es erscheinen in der Reihe auch noch andere, die weder dem Kaufmanns- noch dem Handwerkerstande angehören, z. B. „Chriſtoffer myns (meines) heren baſuner (Posaunenbläser) S. 249 Kol. a, ferner „Johannes Boccii scriptor (Schreiber)" S. 240 Kol. a und endlich „Tytke Platen Knecht (S. 242 Kol. a), wo freilich die Bedeutung des „Knecht," ob = Handwerksgeselle oder = Knappe zweifelhaft ist. Daneben fehlen schließlich auch Personen adeliger Herkunft nicht, sodaß die Sonderung der Stände doch nicht sehr durchgeführt erscheint.

Preetz. F. Witt.

Nachschrift des Herausgebers.

Kürzlich hat die Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte das 13. Heft ihrer Mitteilungen herausgegeben. Es enthält eine Abhandlung: Kiels bildliche und kartographische Darstellung in den letzten dreihundert Jahren von H. Eckardt, mit 2 Plänen. Die letzteren sind besonders wertvoll, da sie ein anschauliches Bild von den topographischen Verhältnissen um 1730 und 1853 geben. Der ältere ist eine genaue verkleinerte Nachbildung des Planes im Homannschen Atlas, der zweite ein Originalblatt des vorzüglichen Plans von Thalbitzer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 11 u. 12. Nov.—Dez. 1895.

Unsere Nährpflanzen, nach ihrer Heimat und Abstammung.

Von **Justus Schmidt** in Hamburg.

Ohne Zweifel dürfte es für manchen Leser der „Heimat" von Interesse sein, etwas über Herkunft und Abstammung der heimischen Nährpflanzen, d. h. derjenigen Pflanzen, welche in unserer Heimatprovinz zu Nährzwecken angebaut werden, zu erfahren. Wenn ich nun versuche, einiges über beregtes Thema mitzuteilen, so will ich im voraus bemerken, daß ich mich in erster Linie darauf beziehe, was hervorragende Forscher, insbesondere A. de Candolle*) und Professor A. Engler in bezug auf unsere Kulturpflanzen erforscht und festgestellt haben.

Bevor wir auf eine nähere Besprechung des Themas eingehen, haben wir festzustellen, was denn eigentlich unter Nährpflanzen zu verstehen ist. Die Erklärung ergiebt sich aus der Bedeutung des Wortes; Nährpflanzen sind eben diejenigen unserer Kulturpflanzen, welche zu Zwecken der Ernährung des Menschen angebaut werden. Demnach sind alle Pflanzen, welche nur Gewürze liefern oder zur Erzeugung von Getränken dienen, auszuschließen, wobei wir bitten, festhalten zu wollen, daß es eine sehr schwierige Sache ist, hier die richtige Grenze zu ziehen.

Unsere Nährpflanzen lassen sich recht gut in 3 Gruppen, in Getreide-, Obst- und Gemüsepflanzen, teilen, eine Einteilung, die auch wir zu Grunde legen wollen.

Die Getreidepflanzen.

In bezug auf den Nährwert stehen die Getreidepflanzen unter allen Pflanzen obenan, denn sie sind es, die uns das Brot, unsere tägliche Speise liefern und daher unsere Aufmerksamkeit in erster Linie verdienen.

Als eigentliche Brot liefernde Pflanzen kommen für unsere Heimat nur Roggen und Weizen in Betracht, aber wir sind gezwungen, zur Gruppe

*) A. de Candolle, Der Ursprung der Kulturpflanzen. F. A. Brockhaus, Leipzig 1884. — Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Serbien sowie in das übrige Europa. 6. Aufl. Herausgegeben von O. Schrader. Mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin 1894. Gebr. Borntträger. — F. Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas ꝛc. Stuttgart 1891. Engelhorn.

Digitized by Google

Getreidepflanzen alle diejenigen Pflanzen zu rechnen, deren Samen im verarbeiteten Zustande dem Menschen eine nährende Speise liefern, und dürfen daher Gerste, Hafer, Buchweizen, Erbsen und Bohnen hier nicht ausschließen.

Von den genannten Pflanzen besitzt keine einzige in unserer Provinz Heimatrechte, vielleicht auch nicht einmal im mittleren Europa, wenn wir unter Mitteleuropa Deutschland mit seinen Nebenländern nördlich des Alpenkammes verstehen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Getreidepflanzen über, so dürfte der Roggen als Hauptgetreide Schleswig-Holsteins obenan stehen. Die Abstammung des Roggens (Secale cereale L.) hat sich mit Sicherheit nicht nachweisen lassen. Verschiedene Botaniker wollen unsern Roggen in den Küstenländern des Schwarzen Meeres wildwachsend gefunden haben, doch dürfte hier eine Verwechselung mit einem Verwandten unseres Roggens, nämlich mit dem zerbrechlichen Roggen (Secale fragile Bieberst.), der in den genannten Ländern häufiger vorkommt und dem unsrigen nahe steht, vorliegen. In den verschiedensten Ländern Österreichs dagegen verwildert der Roggen leicht, was aus anderen Roggenbau treibenden Gegenden nicht bekannt ist, so daß nicht ausgeschlossen ist, daß in den Ländern des Schwarzen Meeres auch Verwechselungen mit verwildertem Roggen stattfinden konnten.

Den ältesten Kulturvölkern war der Roggen unbekannt; denn in den ägyptischen Grabdenkmälern ist Roggen noch nicht gefunden, im Sanskrit und in den semitischen Sprachen fehlt eine Bezeichnung für Roggen; in den Pfahlbauten fehlt er, den Griechen war er unbekannt, erst Plinius erwähnt ihn als Kulturpflanze. Sprachliche Untersuchungen haben ergeben, daß Roggen in germanischen und slavischen Ländern bekannt war. Die übereinstimmende Bezeichnung bei den Angelsachsen, Germanen, Skandinaviern, Altslaven, Polen, Illyriern ꝛc. deutet darauf hin, daß der Roggen ihnen schon zu einer Zeit bekannt war, als eine Trennung dieser Völkerschaften noch nicht stattgefunden hatte. So schließen wir denn, daß der Roggen aus den Ländern in der Gegend des Schwarzen Meeres nach Nordwesten hin sich durch das nördliche Europa verbreitet hat und auf diesem Wege auch zu uns gekommen ist.

Der Weizen unserer Heimat, ob Sommer- oder Winterweizen, gehört überwiegend dem „Gemeinen Weizen" (Triticum vulgare L.) an, weniger verbreitet ist der „Englische Weizen" (Triticum turpidum L.) Der Anbau des Weizens ist ein uralter; die ältesten Kulturvölker der alten Welt haben den Weizen angebaut; wie uns Funde in den altägyptischen Grabdenkmälern und Nachrichten in älteren hebräischen Schriften kundthun, hat man doch Weizenkörner nachgewiesen in einem Ziegel der Pyramide von Dashur in Ägypten, die aus dem Jahre 3359 v. Chr. stammt. Auch bei den Chinesen wurde Weizen in uralter Zeit gebaut, wenigstens schon 2700 v. Chr.; bei ihnen gehört der Weizen zu den fünf Getreidearten, welche bei einer alljährlich wiederkehrenden Feierlichkeit vom Kaiser ausgesäet werden. Kehren wir nach Europa zurück, so finden wir die ersten Spuren von Weizenkultur in der

Digitized by Google

Pfahlbautenzeit, und zwar sind verschiedene Weizenarten aus diesem Zeitraum nachgewiesen worden, freilich Arten, die jetzt nicht mehr kultiviert werden, sondern im Laufe der Zeit durch bessere Sorten ersetzt worden sind. Für die alte Kultur des Weizens geben ferner Zeugnis die Benennungen desselben in den ältesten Sprachen der Menschheit.

Wenn wir demnach Beweise für den Anbau des Weizens in ältester Zeit genug besitzen, so hat sich doch bis heute der wildwachsende Weizen nirgends mit Sicherheit nachweisen lassen. Alle diesbezüglichen Angaben in der botanischen Litteratur sind zweifelhafter Natur und haben oft genug den Zankapfel zwischen den verschiedenen Forschern gebildet. Der englische Weizen hat sich bislang auch nicht wildwachsend nachweisen lassen, und andere Varietäten des Weizens, wie Bartweizen, polnischer Weizen, Spelt und Emmer, kommen bei uns höchstens in der Nähe einiger Dampfmühlen in neuester Zeit hin und wieder verwildert vor, werden aber schwerlich in der Provinz angebaut werden.

Von der Gerste werden bei uns angebaut die „Gemeine“ resp. „Sechszeilige Gerste“ (Hordeum vulgare var.: genuinum und hexastichum L.), sowie „Zweizeilige Gerste“ (Hordeum distichum L.) Der Anbau der Gerste ist wie der des Weizens ein uralter und dürfte in Deutschland früher verbreiteter gewesen sein als der des Weizens; denn berichten uns doch römische Schriftsteller, daß die Nahrung der Gladiatoren in Rom, die meistens germanischer Abstammung waren, vorzugsweise aus Gerstenbrod und Bohnen bestand. Wir dürfen wohl daraus schließen, daß den germanischen Fechtern das Gerstenbrod von der Heimat her bekannt gewesen ist, und unsere Vorfahren demnach die Gerste zur Brotbereitung verwendet haben, die dann später allmälig durch Roggen und Weizen verdrängt worden ist, eine Erscheinung, die sich noch heute in Griechenland beobachten läßt, wo auch die Gerste mit besserer Kultivierung des Bodens zurückgedrängt wird. Sicher steht ferner, daß Gerste in den Überbleibseln der Pfahlbauten nachgewiesen ist.

Die Benutzung der Gerste zu Nährzwecken hat in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr abgenommen; wurde doch vor ca. 30 Jahren z. B. in der Umgegend von Segeberg Gerstenmehl vielfach zur Herstellung von Mehlspeisen verwendet, während jetzt kaum noch ein Müller dortiger Gegend Gerstenmehl zum Verkauf besitzen dürfte.

Was den Ursprung der Gerste betrifft, so hat man wenigstens die zweizeilige Gerste an verschiedenen Stellen des Morgenlandes wildwachsend aufgefunden, besonders im Gebiete zwischen Kaukasus, Kaspisee und Rotem Meer, das wir demnach als Heimatland derselben zu betrachten haben. Von dort wäre sie demnach durch die vom Osten her einwandernden Völker nach Europa und zu uns gekommen.

An Hafer wird bei uns der gemeine Hafer (Avena sativa L.) und auf Boden geringerer Güte der schwarze Hafer (Avena strigosa Schreb.) gebaut. In der Umgegend Hamburgs habe ich hin und wieder kleinere Kulturfelder vom türkischen Hafer (Avena orientalis Schreb.) gesehen, doch

Digitized by Google

glaube ich nicht, daß derselbe in größerem Maße in der Provinz gebaut wird. Der Hafer scheint von den älteren Kulturvölkern der Erde nicht angebaut worden zu sein, da weder bildliche Darstellungen noch schriftliche Überlieferungen solches erkennen lassen; auch fehlen Benennungen desselben im Sanskrit. Dagegen zeigen uns Funde aus der jüngeren Pfahlbautenzeit der Schweiz, sowie Funde aus Gräbern bei Wittenberg (Provinz Sachsen), daß derselbe in mittleren Ländern Europas schon in früher Zeit kultiviert worden ist. Bezeichnungen des Hafers im Keltischen, Altslavischen, Angelsächsischen deuten darauf, daß derselbe im Gebiete nördlich der Alpen und Karpathen von alters her bekannt gewesen, und da Hafer wildwachsend nirgends nachgewiesen ist, so dürfen wir annehmen, daß derselbe im genannten Gebiet auch seine Heimat besitzt, daß aber die Stammform desselben verschwunden ist.

So hat sich denn nur für eine der vier Hauptgetreidearten unserer heimatlichen Fluren, nämlich für die Gerste, mit Sicherheit die Abstammung von einer wildwachsenden Art nachweisen lassen. Die Stammeltern der übrigen müssen also im Laufe der Zeit verschwunden, im Kampfe ums Dasein zu Grunde gegangen sein.

Anschließend an die vier Hauptgetreidearten will ich noch kurz den Mais erwähnen, obgleich ich nur Kulturfelder geringerer Größe in der Umgegend Elmshorns beobachtet habe. Ob derselbe irgendwo in der Provinz mit gutem Erfolg angebaut worden, ist mir nicht bekannt geworden, und könnten diese Zeilen vielleicht dazu dienen, Mitteilungen in bezug darauf in der „Heimat" ans Licht zu fördern. Mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß der Mais, die wichtigste Nährpflanze Amerikas, auch dort seine Heimat hat, obgleich diese Annahme von einigen Forschern lebhaft bestritten wird; denn gilt doch auch vom Mais dasselbe wie von unseren wichtigeren Nährpflanzen: wildwachsender Mais ist bis heute noch nicht aufgefunden.

Unerwähnt darf ich hier nicht lassen, daß wir unter unseren einheimischen, wildwachsenden Gräsern eine Pflanze besitzen, deren Samen sich zur Bereitung einer Speise für Menschen eignen: es ist dies Schwaden- oder Mannagras (Glyceria fluitans R. Br.), welches in und an Wassergräben, auf nassen Wiesen und ähnlichen Örtlichkeiten weit verbreitet vorkommt. Die Früchte desselben werden in der Provinz Brandenburg gegessen; ob auch bei uns?

Wenden wir uns nun den Getreidearten zu, die nicht der Gruppe der Gräser entstammen, so dürfte für uns der durch die ganze Provinz verbreitete Buchweizen (Polygonum Fagopyrum L.) obenan zu stellen sein. Derselbe stammt aus der Mandschurei, von den Ufern des Amur, wo man ihn wildwachsend angetroffen hat; zweifelhaft dagegen ist sein Vorkommen im Himalayagebiet. Da im Sanskrit keine Bezeichnung für Buchweizen existiert, so ist die Kultur desselben wohl jüngeren Datums. Für Deutschland finden wir den Buchweizen zuerst in einem mecklenburgischen Register vom Jahre 1436 erwähnt, so daß wir nicht fehl gehen dürften, wenn wir annehmen, daß gegen

Digitized by Google

Ende des 14. oder mit Anfang des 15. Jahrhunderts die Kultur des Buchweizens bei uns ihren Anfang genommen hat.

Aus der großen Familie der Hülsenfrüchtler heben wir zunächst die Ackererbse (Pisum arvense L.) hervor, deren Anbau durch die ganze Provinz verbreitet ist. Als Heimatland der Ackererbse gilt Italien, wo man sie wildwachsend angetroffen hat; ob auch im südlichen Rußland, ist noch zweifelhaft. Über das Alter ihrer Kultur gehen die Ansichten auseinander, da die Angaben älterer Schriftsteller nicht so klar und bestimmt sind, daß man mit Sicherheit erkennen kann, ob von der Acker- oder Gartenerbse die Rede ist. In den Pfahlbauten der Schweiz, Italiens ꝛc. hat man bislang keine Spuren der Ackererbse gefunden. Unsere Gartenerbse (Pisum sativum L.) hat sich wildwachsend nicht nachweisen lassen; vielleicht ist sie eine Form der Ackererbse, die sich im Laufe der langen Kulturzeit herausgebildet hat. Aus sprachlichen Gründen schließt man, daß die Erbse, ob Garten- oder Ackererbse, ist zweifelhaft, im westlichen Asien eine weite Verbreitung gehabt hat, so daß man diese Gegenden als Heimatländer der Erbse ansehen darf. Von der Gartenerbse sind Reste in den Pfahlbauten der Schweiz und Savoyens gefunden worden.

Der dritte Vertreter dieser Gruppe ist die Pferde- oder Saubohne (Vicia Faba L.), die in einer großfrüchtigen Abart in den Gemüsegärten Holsteins weit verbreitet ist. Ob dieselbe in Schleswig ebenso weit verbreitet ist, ist mir zweifelhaft; wenigstens erinnere ich mich nicht, daß Anfang der siebziger Jahre im nördlichen Schleswig „große Bohnen" mir zu Gesichte gekommen sind. Die Kultur dieser Art ist eine uralte, wie uns Benennungen aus dem Sanskrit, sowie Nachrichten griechischer und römischer Schriftsteller beweisen; auch zur Pfahlbautenzeit ist dieselbe in Süddeutschland angebaut worden. Dagegen ist der Ursprung der Saubohne in Dunkel gehüllt. Angaben über wildwachsende Saubohnen sind in der botanischen Litteratur zur Genüge vorhanden, doch sind alle mehr oder weniger zweifelhafter Natur. Sie beziehen sich auf Länder des Kaspisees, auf Ägypten und Nordafrika, alles Gebiete, in denen die Pflanze kultiviert wird, so daß eine Verwechselung mit verwilderten Exemplaren nicht ausgeschlossen ist.

Zu diesen drei Hülsenfrüchten gesellen sich noch Schmink- und Feuerbohne (Phaseolus vulgaris L. und multiflorus Lmk.) Die erstere wird bei uns in zwei Abarten in der ganzen Provinz kultiviert, als Stangenbohne mit windendem Stengel und als Krup- oder Krüperbohne mit sehr kurzem, aber verzweigtem Stengel. Dagegen ist die Feuerbohne viel seltener und dient größtenteils nur als Zierpflanze. Beide stammen aus Nordamerika, wo deutsche Botaniker dieselben in alten Gräbern nachgewiesen haben. In Norddeutschland sind sie seit Mitte des 16. Jahrhunderts angebaut worden.

Der Vollständigkeit wegen will ich noch die Linse (Lens esculenta Mönch.) erwähnen, eine der ältesten Kulturpflanzen, die aber für uns kaum in Betracht kommt, da sie schwerlich in Schleswig-Holstein angebaut wird, wenigstens sind mir Kulturen derselben noch nicht bekannt geworden.

Digitized by Google

Dasselbe gilt von der Kichererbse (Cicer arietinum L.) und Saat-Platterbse (Lathyrus sativus L.).

Die Obstpflanzen.

Gehen wir nun über zur Betrachtung der Obstpflanzen, in denen wir wohl die ältesten Nährpflanzen des Urmenschen antreffen, während die Getreidearten am reichsten an Nährstoff und daher auch die nützlichsten sind. Da das Obst teilweise ohne Zubereitung genießbar, so ist anzunehmen, daß der Mensch früher auf dasselbe (Beerenfrüchte) aufmerksam geworden ist, als auf die unscheinbaren Früchte der Getreidepflanzen. Freilich dürfen wir mit Obst nicht nur solche Früchte bezeichnen, die ohne weitere Zubereitung genießbar sind, da doch die Früchte mancher Getreidearten, wie z. B. Bohnen, Erbsen, Mais, Weizen ꝛc. auch roh zu genießen sind. Eine vollkommen zutreffende Erklärung von Obst läßt sich schwer geben, doch dürften wir annähernd das Richtige treffen, wenn wir sagen: als Obst sind Nährpflanzen mit eßbaren (roh und zubereitet) Früchten anzusehen, die weniger wesentliche Nährstoffe liefern, aber durch Wohlgeschmack oder leichte Verdaulichkeit, teils auch durch einfache Verwendbarkeit eine wichtige Rolle spielen. Ein Zwischenglied zwischen Getreide und Obst ist das Schalenobst, von dem meistens nur der Same, der ohne künstliche Zubereitung genießbar ist, gegessen wird. Zu dieser Gruppe würden Walnuß und Haselnuß gehören.

Der gemeine Walnußbaum (Juglans regia L.) ist ziemlich weit verbreitet bei uns. Wildwachsend trifft man denselben im Süden des Kaukasus, in Griechenland, im Banat, in Nordchina und in Japan, woraus ersichtlich, daß derselbe sich durch weite Bezirke verbreitet hat. In früheren Entwickelungsperioden unserer Erde war die Verbreitung dieser Art eine noch größere, da man Blätter derselben in tertiären und altdiluvialen Ablagerungen Frankreichs und Deutschlands gefunden hat. Über das Bekanntwerden der Walnuß in unserm Gebiete kann nichts mit Sicherheit festgestellt werden, doch findet sich dieselbe mit in dem von Karl dem Großen aufgestellten Verzeichnis von Kulturpflanzen.

Der gemeine Haselstrauch (Corylus Avellana L.) ist bei uns heimisch, da Früchte desselben in großen Mengen in älteren Ablagerungen gefunden worden sind, so z. B. in einem Moor bei Grünenthal. Genau genommen kann man aber den Haselstrauch kaum zu den Kulturpflanzen zählen, da derselbe doch nur ausnahmsweise in Gärten gepflegt wird. Hin und wieder trifft man auch in Gärten die Lambertsnuß (Corylus tubulosa Willd.) an, die zuerst im 16. Jahrhundert erwähnt wird.

Kastanie (Castanea vulgaris Lam.) und Mandel (Amygdalus communis L.) kommen wohl bei uns in Gärten und Anlagen vor, doch entwickeln sich die Früchte derselben schwerlich so weit, daß man sie zu Nährzwecken benutzen könnte. Dagegen darf ich nicht unerwähnt lassen an dieser Stelle die Wassernuß (Trapa natans L.), deren Früchte noch heute in verschiedenen

Digitized by Google

Ländern Europas gegessen werden. Die Pflanze ist heute nicht mehr bei uns vorhanden, soll aber Mitte des vorigen Jahrhunderts noch von Taube in der Stecknitz bei Lauenburg gefunden sein, wenn nicht hier Verwechselungen mit fossilen Früchten der Wassernuß aus dem interglacialen Moor bei Lauenburg stattgefunden haben. Ebenfalls sind fossile Früchte aus einem Moor bei Satrup bekannt, so daß wir annehmen können, daß die Pflanze früher eine weitere Verbreitung bei uns gehabt haben wird. Fraglich bleibt immerhin, ob der Mensch zur Kultur derselben gekommen ist, da von einer Kultur der Wassernuß in Italien auch nichts bekannt geworden ist, wohl aber aus China, wo diverse Arten der Trapa in Kanälen kultiviert werden.

Dem Schalenobst würde sich zunächst das Kernobst anschließen, bei dem die eigentliche Fruchthülle auch ungenießbar ist, aber ein anderer Teil der Blütenhülle sich zu einem wohlschmeckenden Fleisch umgebildet hat. Die meisten hierher gehörenden Pflanzen stammen aus der großen Gruppe der Rosenblütigen, besonders aus der Gruppe der Kernfrüchtler.

Zu den Rosenblütlern würde zunächst die Rose (Rosa canina L.) gehören, die häufig bei uns vorkommt und deren Früchte, die Hagebutten, zur Bereitung einer wohlschmeckenden Suppe dienen, aber von einem Anbau der Rose ist nichts wahrzunehmen. Wir begnügen uns eben mit den Früchten der wildwachsenden Sträucher. Empfohlen wird für die Kultur Rosa pomifera, deren große Früchte wohlschmeckender sind und auch früher reif werden.

Der Quittenbaum (Cydonia vulgaris Pers.) stammt aus den Ländern südlich des Kaspisees, wo er heute in Wäldern wildwachsend anzutreffen ist; die Kultur desselben in Deutschland ist ziemlich alt, da er auch in dem von Karl dem Großen entworfenen Verzeichnis vorhanden ist. Der Anbau der Quitte ist bei uns ziemlich verbreitet, aber nicht allgemein. Zu den wichtigeren Kernobstarten gehören sicherlich unsere Birnen und Äpfel, die wahrscheinlich zu den ältesten Kulturpflanzen der Menschheit zu zählen sind, worauf die ungeheure Zahl von Varietäten deutet, denen vielleicht mehrere Stammarten zu Grunde liegen. Jedenfalls gehen die Ansichten bezüglich der Abstammung der Birnen und Äpfel weit auseinander.

Der gemeine Birnbaum (Pirus communis L.) ist im wildwachsenden Zustande durch das ganze Europa und Westasien verbreitet, so auch in unsern Wäldern der Heimat, wenn auch seltener und möglicherweise zuweilen auch nur verwildert. Ob nun unsere Vorfahren den Wildling des heimatlichen Waldes durch Kultur veredelt, oder ob sie veredelte Arten aus andern Gegenden eingeführt haben, ist zweifelhaft, und schwerlich wird sich dieser Zweifel jemals lösen lassen. Jedenfalls haben sie die Früchte im rohen Zustande genossen, da Birnen in den Pfahlbauten der Schweiz und Italiens aufgefunden worden sind, wenn auch viel seltener als der nahe verwandte Apfel (Pirus Malus L.). Der Apfelbaum ist häufiger in unsern Wäldern und Knicks anzutreffen, als der Birnbaum. Mit der Veredelung und Kultur desselben mag es sich ähnlich verhalten wie mit der des Birnbaums. Sicher ist die Kultur dieser beiden

Digitized by Google

Pflanzen eine recht alte; denn werden sie doch schon in einem bayrischen Gesetz aus den Jahren 630—38 erwähnt.

Den Kernfrüchtlern reihen wir die Steinfrüchtler an, die bei uns reich vertreten sind in verschiedenen Varietäten. Der Kirschbaum, Süßkirsche (Prunus avium L.), Sauerkirsche (Prunus Cerasus L.) kommt wildwachsend in den Wäldern Kaukasiens und Armeniens vor. Von hier aus hat derselbe sich — besonders gilt solches von der Süßkirsche — durch Rußland bis nach dem südlichen Schweden verbreitet. Die Verbreitung desselben mag in erster Linie durch Vögel bedingt sein, die den Früchten gierig nachstellen und die Kerne weithin fortschaffen. So ist auch nicht ausgeschlossen, daß auf diesem Wege der Kirschbaum zu uns gekommen ist, möglicherweise früher, als der Mensch hierher gelangte. Wenigstens kommt er in einigen Wäldern der Provinz so verbreitet vor (Wälder im Gute Pronstorf bei Segeberg), daß man ihn als wildwachsend ansehen darf.

Ob die Sauerkirsche in ähnlicher Weise zu uns gelangte, ist zweifelhaft.

Unser Zwetschenbaum (Prunus domestica L.) stammt aus den Landschaften südlich vom Kaukasus und aus Kleinasien. Die Kultur desselben gehört nicht zu den älteren, da man in den Pfahlbauten keine Spuren von Zwetschen gefunden hat. Wahrscheinlich ist er mit vielen andern unserer Kulturpflanzen über Griechenland und Italien zu uns nach Deutschland gelangt.

Der Pflaumenbaum (Prunus insititia L.) wird bei uns in vielen Varietäten angebaut und kommt hin und wieder auch in Hecken und Knicks, besonders in der Nähe von menschlichen Wohnungen, verwildert vor. Wildwachsend ist derselbe durch das ganze südliche Europa, besonders auf der Balkanhalbinsel, und durch Kleinasien verbreitet. Die Kultur ist alt, da Reste in den Pfahlbauten der Schweiz vorkommen.

Der Schwarzdorn, Schlehe (Prunus spinosa L.), der bei uns ganz allgemein verbreitet ist, ist schwerlich jemals in Kultur genommen worden, wenn auch Früchte desselben in den Pfahlbauten gefunden worden sind; auch heute werden dieselben noch in vielen Gegenden Schleswig-Holsteins im Herbste gesammelt und zur Bereitung von „Schlehwein" benutzt.

Zum Steinobst zählen wir noch den Aprikosenbaum (Armeniaca vulgaris Lam.), über dessen Vaterland viel gestritten worden ist. Nach de Candolle entstammt die Aprikose dem östlichen Asien; denn auf den Bergen um Peking ist der Baum von Dr. Brettschneider in großen Mengen wildwachsend angetroffen. Der Aprikosenbaum ist zu Anfang unserer Zeitrechnung nach Europa gekommen und zu uns wahrscheinlich erst im Laufe des Mittelalters, fehlt er doch im Verzeichnis Karl des Großen und fehlt auch im Altdeutschen eine Bezeichnung für ihn.

Zum Schlusse wenden wir uns dem Pfirsichbaum (Persica vulgaris Mill) zu, der ebenso wie der Aprikosenbaum in größeren Obstgärten cultivirt wird, wenn auch gerade nicht häufig. Derselbe ist ebenfalls in China heimisch und mit der Aprikose zu gleicher Zeit nach Europa gelangt, hat sich aber schneller

Digitized by Google

nach Norden hin verbreitet, da er bereits im Verzeichnis Karl des Großen aufgeführt wird. In den Pfahlbauten bei Mainz hat man sogar Früchte des Pfirsichbaums entdeckt, die aber neben Pinienzapfen und Austernschalen aufgefunden wurden, was auf eine Einführung von außen schließen läßt.

Die letzte Gruppe des Obstes bezeichnen wir als Beerenobst, obgleich die Bezeichnung nicht gerade glücklich gewählt ist. Viele Vertreter desselben gehören den Rosenblütlern an. Beginnen wir mit der Himbeere (Rubus Idaeus L.), die ohne Zweifel im Gebiet einheimisch ist, und für deren alte Kultur das Auffinden derselben in den Pfahlbauten Zeugnis giebt. Von der Brombeere (Rubus fruticosus L.) hat man ebenfalls Reste in den Pfahlbauten gefunden, doch ist kaum anzunehmen, daß dieselbe jemals kultiviert worden ist. Von Kulturen der Brombeere in Schleswig-Holstein ist mir nichts bekannt geworden, wohl aber aus Baden, wo die landwirtschaftliche Versuchsstation Kulturversuche mit der Brombeere angestellt hat, die aber wenig erfolgreich gewesen sind.

Von den drei im Gebiet einheimischen Erdbeeren: Fragaria vesca L. oder Walderdbeere, Fragaria moschata Duch. oder Zimmt-Erdbeere und Fragaria collina Ehrh. oder Hügel-Erdbeere mag wohl die eine oder andere Art früher in Gärten kultiviert worden sein; jetzt dürfte solches kaum noch vorkommen, da man heute überwiegend amerikanische Arten, wie Fragaria virginiana Mill., Fr. chiloensis Ehrh. und Fr. grandiflora Ehrh. oder Kreuzungsprodukte derselben anbaut. Früchte der Erdbeere sind in den Pfahlbauten aufgefunden, so daß wir erkennen, daß die Erdbeeren schon frühzeitig vom Menschen benutzt worden sind. Über den Anfang der Kultur derselben herrscht Dunkelheit; sicher war der Bau der Erdbeere Griechen und Römern nicht bekannt, ja, im nördlichen Frankreich wurde die Kultur derselben erst im 16. Jahrhundert bekannt. Von den angeführten amerikanischen Arten soll Fragaria virginiana im Jahre 1624 nach Europa gekommen sein.

Die Gruppe der Johannisbeersträucher ist durch drei Arten bei uns vertreten. Der Stachelbeerstrauch (Ribes Grossularia L.) kommt in der Form mit behaarten Früchten (Ribes Uva crispa L.) hin und wieder in Knicks und in Wäldern durch die ganze Provinz verbreitet vor; ob bloß aus Gärten verwildert oder nicht, ist fraglich. Da aber die Pflanze vom südlichen Schweden an durch das ganze gemäßigte Europa verbreitet ist, so dürften wir nicht fehl gehen, wenn wir sie zu den bei uns wild wachsenden Pflanzen rechnen. Die Kultur derselben scheint erst im 16. Jahrhundert ihren Anfang genommen zu haben.

Die rote Johannisbeere (Ribes rubrum L.) und die schwarze Johannisbeere (Ribes nigrum L.) kommen beide in unseren Wäldern vor, besonders an feuchten Stellen. Beide sind durch das nördliche und mittlere Europa, sowie durch Asien verbreitet und demnach sicher bei uns einheimisch.

Digitized by Google

Über den Anfang ihrer Kultur ist nichts Sicheres bekannt; jedenfalls ist dieselbe keine alte.

Der Holunderstrauch (Sambucus nigra L.), in Holstein „Fliederstrauch" genannt, ist ein einheimisches Gewächs und wird streckenweise angebaut, so z. B. in den Vierlanden bei Hamburg. Früchte desselben sind aus der Pfahlbautenzeit nachgewiesen.

Die einheimischen Beerenfrüchtler aus der Gattung Vaccinium, wie Heidelbeere, Preißel- oder Kronsbeere, Moosbeere und Rauschbeere dürften früher auch nicht kultiviert worden sein, wenngleich die Benutzung derselben teilweise aus der Zeit der Pfahlbauten nachgewiesen ist. Dasselbe gilt von Empetrum nigrum L., der Krähen- oder Rauschbeere.

Eine Beerenfrucht neueren Datums ist der Liebesapfel (Lycopersicum esculentum Mill.), welcher nach der Entdeckung Amerikas, wahrscheinlich aus Peru, zu uns gekommen und in Gemüsegärten hin und wieder anzutreffen ist.

Im Anschluß an die angeführten Pflanzen, deren Früchte vielfach zur Bereitung unserer Speisen verwendet werden, möchte ich eine Pflanze erwähnen, deren Beeren nicht zur Herstellung eines Nahrungsmittels dienen, wohl aber als Obst eine wichtigere Rolle einnehmen, wenn der Anbau derselben bei uns auch nur gering ist; es ist dies der Weinstock (Vitis vinifera L.) Über die Heimat der Weinrebe ist sehr viel gestritten worden, doch kann man aus den Angaben Englers entnehmen, daß im allgemeinen die Länder um das Schwarze Meer herum als Heimatgebiete der Rebe gelten. Von hier aus wird sie sich nach Westen allmälig verbreitet haben. Ob die vielen Funde von Blättern und Früchten aus der Braunkohlenzeit, die man in Mittel- und Nordeuropa bis nach Island und Grönland gemacht hat, dem jetzt kultivierten Weinstock entstammen, ist sehr zweifelhaft; wahrscheinlich gehören dieselben anderen, jetzt ausgestorbenen Arten an. Die Kultur des Weinstocks ist eine recht alte und läßt sich für Ägypten für einen Zeitraum von 6000 Jahren nachweisen. Nach Deutschland ist die Rebe höchst wahrscheinlich durch die Römer gekommen, bei denen die Kultur derselben weit verbreitet war; jedenfalls läßt sich durch Urkunden nachweisen, daß zur Zeit der Merowinger der Bau der Rebe in Deutschland bekannt war. Zur Ausbreitung der Weinkultur mag auch die Verbreitung des Christentums beigetragen haben, zu dessen symbolischen Gebräuchen Wein erforderlich war.

Den Übergang von den Obstarten zu den Gemüsepflanzen bildet eine Gruppe von Pflanzen, die man häufig zu den Beerenfrüchtlern zählt, oder auch als Kürbisfrüchtler eine eigene Gruppe bilden läßt. Hierher gehören Kürbisse und Gurken, die bei uns in verschiedenen Varietäten gebaut werden.

Für den gemeinen Kürbis (Cucurbita Pepo L.) hat sich das Heimatland mit Sicherheit nicht feststellen lassen, doch ist anzunehmen, daß derselbe auch wie die übrigen bei uns kultivierten Arten dem südlichen Nord-

Digitized by Google

amerika entstammt, wo, nach neueren Angaben amerikanischer Forscher, der Kürbis wildwachsend aufgefunden ist.

Dem Geschlechte der Gurken gehören Melone (Cucumis Melo L.) und Gurke (Cucumis sativus L.) an, die beide in Ostindien ihr Heimatrecht besitzen und dort seit Jahrtausenden kultiviert werden. Der Anbau beider bei uns ist jedenfalls ein recht alter, da für die Melone auch im Altdeutschen eine Bezeichnung vorhanden ist und beide im erwähnten Verzeichnis Karls des Großen aufgeführt sind.

Die Gemüsepflanzen.

Darunter begreifen wir Pflanzen, von denen vegetative Teile als menschliche Nahrungsmittel in Betracht kommen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „etwas zu Mus zu bereitendes" giebt keinen rechten Sinn mehr, da wir doch gezwungen sind, Pflanzen hierher zu rechnen, deren genießbare Teile nicht als Mus von uns gegessen werden. Der Nährwert der Gemüsearten ist im allgemeinen ein recht geringer; trotzdem haben einige derselben als Hauptnahrungsmittel der unteren Volksklassen eine große Bedeutung, die sich auch ergiebt aus der allgemeinen Verbreitung solcher Pflanzen und aus dem Umfange ihrer Kultur. Eine einigermaßen zutreffende Gruppierung dieser Pflanzen ist recht schwierig; am besten will es mir erscheinen, wenn wir sie ordnen in zwei Gruppen: 1) Pflanzen, von denen unterirdische vegetative Organe (Erdgemüse), 2) Pflanzen, von denen oberirdische vegetative Organe (Obererdgemüse) zur Bereitung von Speisen verwendet werden.

Von den Erdgemüsen kommen zunächst die verschiedenen Lauchsarten (Allium) in Betracht, die freilich als Nährpflanzen für uns eine sehr untergeordnete Rolle einnehmen, ganz anders dagegen in den Ländern des südlichen Europas. Es dürfte zu weit führen, wenn ich mich auf die einzelnen Arten und Abarten derselben einlassen wollte. Als die wichtigeren will ich die Gemüsezwiebel (Allium Cepa L.), die Schalotte (Allium ascalonicum L.) und den Porro (Allium Porrum L.) erwähnen, die bei uns häufig gebaut werden und von denen die beiden letzten kaum in einem Gemüsegarten fehlen dürften.

Gemüsezwiebel und Schalotte (die letztere ist wahrscheinlich eine Abart der ersteren) gehören zu den älteren Kulturpflanzen, die den Griechen und Römern bekannt waren und wohl im Mittelalter zu uns gekommen sind, da sie auch im Verzeichnis Karls d. Gr. vorkommen. Das Heimatland derselben sind Kaukasus- und Himalaya-Landschaften, wo sie wildwachsend aufgefunden sind.

Über Heimat und Kultur des Porro habe ich in der bezüglichen Litteratur nur auffinden können, daß derselbe wahrscheinlich eine Form des gemeinen Lauchs (Allium Ampeloprasum L.) ist; in der Form, wie er heute kultiviert wird, hat man ihn nirgends wildwachsend gefunden.

Die wichtigste Gemüsepflanze von allen ist die Kartoffel (Solanum tuberosum L.), deren allgemeiner Anbau höchst wahrscheinlich die eine oder andere Gemüsepflanze verdrängt haben wird. Auch bei dieser sind die Unter-

Digitized by Google

suchungen über das Vaterland derselben noch nicht endgiltig abgeschlossen, doch läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß sie den Anden Chiles oder Perus entstammt. In Deutschland soll die Kartoffel zuerst im botanischen Garten zu Frankfurt von Clusius im Jahre 1588 angebaut worden sein; allgemeine Verbreitung fand sie erst nach dem 7jährigen Kriege. Von allen Gemüsearten geht die Kartoffel am weitesten nach Norden und im Hochgebirge am weitesten nach oben. Wo wir menschliche Ansiedlungen in den Alpen treffen, da sehen wir auch ein Kartoffelfeld. Auf Island sind außer Kartoffeln und Kohlrüben, die bei keinem Bauernhofe fehlen, keine Kulturpflanzen weiter bekannt. In Norwegen baut man Kartoffeln bis zum 71.° n. B. In wie großen Mengen die Kartoffeln produziert werden, mögen folgende Zahlen verdeutlichen. Irland erzeugt alljährlich 679 kg Kartoffeln pro Kopf der Bevölkerung, Deutschland 500 kg, Belgien 415 kg, Niederlande 358 kg, Österreich 354 kg und die Schweiz 273 kg.

Eine andere, ebenfalls eßbare Knollen liefernde Gemüsepflanze ist die knollige Sonnenblume, auch Erdbirne oder Erdapfel genannt (Helianthus tuberosus L.), welche aus Amerika, wahrscheinlich aus Nordamerika, stammt. Ob dieselbe heute noch bei uns angebaut wird? Ich habe in den letzten Jahren Kulturen derselben nicht mehr gesehen, weiß mich aber wohl dessen zu erinnern, daß vor ca. 30 Jahren im Gute Prousdorf bei Segeberg mehrfach Erdapfelanpflanzungen vorkamen, weiß aber nicht, ob die Knollen als Viehfutter oder als Gemüse verwendet worden sind.

Ein Knollengemüse neuester Zeit ist Stachys affinis Fres., eine Ziest-Art, deren Anbau hin und wieder versucht worden ist, welche aus Japan stammt.

Eine Gemüsepflanze, welche früher, vor Anbau der Kartoffel, in der Provinz weit verbreitet gewesen ist, da sie an verschiedenen Stellen des Gebietes, von Hamburg über Kiel bis Gravenstein, verwildert vorkommt, ist der lauchblättrige Bocksbart (Tragopogon porrifolius L.), der im südlichen Europa seine Heimat hat.

Ähnlich verhält es sich mit der dem Bocksbart verwandtschaftlich nahe stehenden spanischen Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica L.), die noch heute in unsern Gemüsegärten anzutreffen ist und über deren Heimatrecht in der Provinz wir verschiedene Angaben besitzen. Unmöglich ist es nicht, daß dieselbe bei uns heimisch ist, da sie ziemlich durch ganz Europa verbreitet ist. Von diesen beiden Pflanzen wird der Bocksbart schon im 16. Jahrhundert erwähnt, während die Schwarzwurzel erst vor circa 150 Jahren auftaucht als Kulturpflanze.

Die rote Rübe oder Runkelrübe (Beta vulgaris L.), deren Kultur recht weit verbreitet ist in unseren Gegenden, entstammt wahrscheinlich dem westlichen Asien. Da Bezeichnungen für dieselbe in den älteren Sprachen fehlen, so dürfen wir annehmen, daß ihre Kultur ungefähr mit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung zusammenfällt. Heute wird sie in verschiedenen Abarten (Zuckerrüben) gebaut und in einigen Gegenden werden auch die Blätter als Gemüse gegessen.

Unbedeutend dürfte bei uns der Bau des Rettichs (Raphanus sativus L.)

Digitized by Google

sein, während die Abart desselben, das Radieschen, weit verbreitet und recht beliebt ist. Der Rettich gehört zu den ältesten Kulturpflanzen und läßt sich der Ursprung desselben schwer feststellen. Einige Forscher, zu denen auch Linné gehört, nehmen China und Japan als Heimat an, von wo aus die Pflanze sich nach dem Westen der alten Welt verbreitet hätte. Nach Untersuchungen de Candolles ist der Rettich als eine Form des gemeinen Hederichs (Raphanus Raphanistrum L.) anzusehen.

Die Petersilie (Petroselinum sativum Much.) ist im südlichen Europa eine wildwachsende Pflanze, welche von Plinius erwähnt wird als medizinische Pflanze. Die Kultur derselben scheint aber erst später begonnen zu haben, also eine verhältnismäßig junge zu sein; trotzdem haben sich zwei Abarten herausgebildet, die, deren Wurzel gegessen werden, und die, deren krause Blätter als Gewürz dienen. Petersilie, Rettich und Runkelrübe werden im Verzeichnis Karls d. Gr. erwähnt.

Unser gemeiner Sellerie (Apium graveolens L.) gehört zu den bei uns einheimischen Pflanzen, da wir ihn auf den salzigen Wiesen am Ostseestrande wildwachsend finden. Derselbe ist von Schweden durch ganz Europa, durch das westliche Asien und am Nordrande Afrikas verbreitet. Bei uns wird derselbe seiner fleischigen Wurzelknolle wegen kultiviert, während in anderen Ländern, besonders in England, die gebleichten Blattstiele genossen werden.

Der durch das ganze Gebiet verbreitete Pastinak (Pastinaca sativa L.) ist vielleicht früher auch kultiviert worden seiner süßlich schmeckenden Wurzel wegen. Ob es noch heute geschieht?

Ähnlich mag es sich mit der Kerbelrübe (Chaerophyllum bulbosum L.) verhalten, die im Elbgebiet Hamburgs und bei Trittau wildwachsend vorkommt. In andern Gegenden Deutschlands ist dieselbe angebaut worden.

Die als Gemüsepflanze weit verbreitete und sehr beliebte Möhre oder Mohrrübe (Daucus Carota L.), die in verschiedenen Varietäten angebaut wird, ist eine bei uns auf trockenen Wiesen und Wegrändern häufig vorkommende Pflanze. Über den Beginn ihrer Kultur ist nichts Sicheres bekannt, wohl aber ist sie in den Resten der Pahlbauten nachgewiesen.

An verschiedenen Stellen der Provinz kommt die Rapunzel-Glockenblume (Campanula Rapunculus L.) in Hecken und Zäunen vor. Diese stammt wahrscheinlich aus früheren Kulturen, da sie im Mittelalter von Mönchen der eßbaren fleischigen Wurzel wegen angebaut worden ist.

Wenn auch der Mährrettich (Cochlearia Armoracia L.) nicht gerade als Nährpflanze anzusehen ist, so dürfen wir dieselbe doch nicht unerwähnt lassen, da die Wurzel vielfach zur Bereitung von Speisen benutzt wird. Dieselbe ist höchst wahrscheinlich im Osten Europas heimisch und hat sich allmählich durch das westliche Europa verbreitet, wenigstens sprechen wichtige sprachliche Gründe für diese Ansicht. Das Kulturalter derselben mag ungefähr 1000 Jahre betragen.

Den Übergang von den Untererdgemüsen zu den Obererdgemüsen vermitteln unsere Rüben- und Kohlarten, deren Anbau in ganz Schleswig-Holstein

Digitized by Google

bekannt ist. Im Laufe der Zeit sind soviele Abarten entstanden, daß es kaum möglich ist, den Ursprung der einzelnen zu verfolgen. Die verschiedenen Rübenarten lassen sich auf die beiden Stammpflanzen Brassica Rapa L. (weiße Rüben) und Brassica Napus L. (Kohl- und Steckrüben) zurückführen, während die Kohlarten von Brassica oleracea L. abstammen. Alle Brassica-Arten sind durch Europa und Sibirien verbreitet. In den älteren Sprachen Europas sind Benennungen für dieselben vorhanden, während in den älteren Sprachen Asiens solches nicht der Fall ist, so daß die Annahme gerechtfertigt ist, daß sie in Europa ihre Heimat besitzen. Die Kultur derselben wird eine uralte sein.

Den Brassica-Arten soll nun zunächst der Spargel (Asparagus officinalis L.) folgen, der an der Ostseeküste und im Elbgebiet wildwachsend vorkommt, sodaß wir ihn zu den hiesigen Pflanzen zählen dürfen, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß er infolge der Kultur verwildert oder verschleppt sein kann. Seit dem 16. Jahrhundert ist die Benutzung der Pflanze bekannt.

Eine Gemüsepflanze neueren Datums ist der Rhabarber (Rheum rhaponticum L. und Rh. undulatum L.), die höchst wahrscheinlich dem südlichen Sibirien oder auch Zentralasien entstammen. Mag die Einführung dieser Pflanzen aus arzeneilichen Gründen geschehen sein, so ist doch jetzt die Verwertung der Blattstiele als Gemüse eine allgemeine geworden.

Zu den wichtigeren Gemüsepflanzen gehört sicherlich der Spinat (Spinacia oleracea L.), als dessen Heimat Persien gilt, von wo aus er sich nach Osten und Westen hin ausgebreitet hat. Auch der Spinat gehört für uns zu den jüngeren Kulturpflanzen, denn erst im 16. Jahrhundert wird er als solche erwähnt.

Unser Garten-Lattich (Lactuca sativa L.), bekannt unter der Bezeichnung „grüner Salat", ist nach den Untersuchungen de Candolles eine Form oder Abart des auch bei uns freilich nur selten vorkommenden wilden Lattichs (Lactuca Scariola L.), der aber durch das gemäßigte und südliche Europa, sowie durch Nordafrika allgemein verbreitet ist. Die Kultur des Lattichs war Griechen und Römern bekannt, ist demnach eine recht alte, für welches auch noch die große Zahl von Abarten (circa 40) spricht.

Der Sauerampfer (Rumex acetosa L.) wird vielfach in Gärten angebaut und kommt außerdem im ganzen Gebiet wildwachsend vor, während dagegen der Gemüseampfer (Rumex Patientia L.) seltener kultiviert und noch seltener verwildert angetroffen wird; letzterer entstammt sicherlich südlicheren Gebieten.

Die Gartenmelde (Atriplex hortensis L.) wird schon von Karl dem Großen zum Anbau empfohlen; sie scheint aus dem östlichen Europa zu stammen, wo sie noch heute als Gemüsepflanze benutzt wird. Im mittleren Holstein habe ich die Melde mehrfach in Gärten angetroffen, weiß aber nicht, ob sie noch heute dort gegessen wird. Jedenfalls spricht ihr Vorkommen bei uns für eine frühere Benutzung derselben.

Ob die aus dem Orient stammende Gartenkresse (Lepidium sativum L.) als Kulturpflanze bei uns eine nennenswerte Bedeutung erreicht

Digitized by Google

hat, ist mir zweifelhaft. Dasselbe gilt von der bei uns heimischen Brunnenkresse (Nasturtium officinale R. Br.), die zu den gesundesten Nahrungsmitteln gehört. Denselben Zweifel habe ich in bezug auf den bei Heiligenhafen am Strande wachsenden Meerkohl (Crambe maritima L.), dessen Frühlingstriebe in England viel gegessen werden.

Zum Schlusse will ich nicht unerwähnt lassen, daß vereinzelt wohl noch bei uns, zum Teil in Treibhäusern, die Artischocke (Cynara Cardunculus L.), der Portulak (Portulaca oleracea L.) und die Endivie (Cichorium Endivia L.) kultiviert werden.

In dieser gegebenen Zusammenstellung unserer Nährpflanzen sind im ganzen 81 Pflanzen aufgeführt, von denen 16 den Getreidepflanzen, 32 den Obstarten und 33 den Gemüsepflanzen angehören, wobei ich nochmals betonen will, daß manche von den aufgeführten Pflanzen kaum jemals eine größere Bedeutung als Nährpflanzen gehabt haben, noch jemals erlangen werden. Ist auch bei manchen wichtigeren Pflanzen das Dunkel über ihren Ursprung nicht geklärt, so ergiebt sich doch, daß ein recht großer Teil unserer Kulturpflanzen dem östlichen Asien entstammt und daß es demnach nahe liegt, anzunehmen, daß dieselben mit dem Vordringen der arischen Völker von dorther allmälig nach Europa und zu uns gelangt sind.

Ein Beitrag zur Geschichte der Wanderbettelei in Schleswig-Holstein.

Von Bürgermeister **Kinder** in Plön.

Eine eigenartige Erscheinung in unserem Volksleben der letzten dreißig Jahre ist das Bettel- und Wanderunwesen.

Wenn wir uns die Zeit vor der Einverleibung der Herzogtümer Schleswig und Holstein in den Preußischen Staat vergegenwärtigen, so sah man hier damals als Fußwanderer auf der Landstraße noch keine Tagelöhner und Feldarbeiter, sondern nur den Handwerksburschen mit seinem vollgepackten Ranzen, aus dem in der Regel ein Paar gut besohlter Stiefel hervorlugte. Es galt noch der schöne Spruch

Hand rein, Schuh ganz,
Hilft durch die Welt, Franz!

Der Handwerksbursche wanderte nicht nur deshalb, um Arbeit zu suchen, sondern hauptsächlich, um eine reichere Erfahrung in seinem Handwerk zu gewinnen, als die Heimat ihm bieten konnte. Die Anzahl der Wandernden, welche in Bewegung war, erschien auch nie sehr groß, und ein fremder Bettler erregte in jedem kleinen Orte berechtigtes Aufsehen. Einheimische Bettler gab es fast gar nicht mehr. Diese waren mit der Errichtung der Arbeitshäuser verschwunden.

Mit dem Anschlusse der Herzogtümer an Preußen trat eine große Veränderung ein. Aus den alten Provinzen strömten plötzlich Scharen von Hand-

Digitized by Google

werksgesellen ins Land, zuerst vielleicht aus Neugierde, um das „neue Land“ kennen zu lernen. Sie sprachen aber fleißig an, blieben nicht bei dem Begrüßen des Handwerks, sondern riefen ohne Wahl in jedes Haus die übliche Anrede „ein armer reisender Handwerksbursche“ hinein. Die Schleswig-Holsteiner zeigten sich anfangs, namentlich auf dem Lande, den ungewohnten Gästen gegenüber so freigebig, daß der Ruf der „guten“ Provinz gar bald bis in die entferntesten Herbergen der Monarchie drang.

Als dann am 1. November 1867 das Gesetz über die Freizügigkeit für das ganze deutsche Bundesgebiet erlassen wurde, verstärkte sich der nach dem Norden fließende Strom der Wanderer in solchem Maße, daß man 1868 schon von einer Landplage der Bettler redete. Zu den Handwerksbeflissenen gesellten sich professionslose Arbeiter aller Art.

Nach dem französischen Kriege kam die Gründerzeit und dann die Zeit des „großen Krachs,“ in welcher manche Fabriken geschlossen und viele Hochöfen ausgeblasen werden mußten. Jetzt, es war gegen das Ende der siebenziger Jahre, sah man alles auf der Walze, Handwerker, Fabrikarbeiter, Bergleute, Tagelöhner, Schreiber, Kaufleute, Lehrer. Weder die Dörfer noch die Städte konnten sich dem Andrange bettelnder Wanderer erwehren. Zuerst schritt zwar die Staatsgewalt energisch ein, aber bald vermochten die Gefängnisse die eingelieferten Bettler nicht mehr zu fassen. Die Polizei konnte keinen hinreichenden Schutz gewähren.

In dieser Notlage versuchte die seßhafte Bevölkerung sich selber zu helfen. In den Jahren 1878 und 1879 entstanden die Antibettelvereine. Um den „armen Reisenden“ von der Hausthür fern zu halten, heftete das hausbesitzende Mitglied des Vereins ein Schildchen mit der Aufschrift „Antibettelverein“ an dieselbe. Hierdurch zeigte er an, daß er seinen Beitrag an die Centralstelle des Vereins eingezahlt habe und jeden weiteren Bettelgroschen verweigere. Der Wanderer konnte sich an die Vereinskasse begeben und dort einen bestimmten Geldbetrag für sein Fortkommen in Empfang nehmen.

Wenn auf diesem Wege auch viele befriedigt wurden, so wandte sich doch noch regelmäßig eine erhebliche Anzahl von Wanderern an die Behörden, meldete sich obdachlos und verlangte Unterkommen. Einige Gemeinden sahen sich deshalb genötigt, mit den Herbergswirten Verträge abzuschließen, welche dahin gingen, daß die Wirte für jeden von der Behörde überwiesenen Gast ein Quartiergeld aus der Gemeindekasse erhielten.

Mit Hülfe solcher Maßregeln wurde den Einwohnern der Städte teilweise eine Erleichterung geschaffen. Auf dem flachen Lande jedoch blieb der erwartete Erfolg aus, weil dort die wirksame Unterstützung der Sicherheitsorgane fehlte. Überdies stellte es sich nach wenigen Jahren schon heraus, daß die Bevölkerung der freiwilligen Steuer an die Antibettelvereine müde wurde und daß die freiwilligen Vertreter der Vereine in dem schwierigen Verkehr mit den nicht selten roh und brutal auftretenden Wanderern erlahmten und nicht mehr arbeiten wollten. Man sah auch ein, daß mit Geldgeschenken der Bettelei nicht gesteuert

Digitized by Google

werden konnte. Die Korrektionsanstalten der Provinz erforderten 1881/82 den hohen Zuschuß von 220500 M.

Bei Erwägung dieser Umstände gelangten einige Landkreise im Jahre 1883 zu dem Entschlusse, das Bettelunwesen in der Provinz nach dem Vorgange des Centralvereins deutscher Arbeiterkolonien durch Errichtung von Arbeiterkolonien und Naturalverpflegungsstationen zu bekämpfen.

Am 17. April 1882 war die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld eröffnet worden. Bereits am 10. November 1882 konnte die Arbeiterkolonie Ricklingen bei Neumünster eingeweiht werden. Der Verein für Arbeiterkolonien wollte den Wanderer nicht allein vom Betteln abhalten, sondern ihn auch bessern, den Verwahrlosten wiederum an regelmäßige Thätigkeit gewöhnen.

Die Kolonien lassen sich vergleichen mit Armen-Arbeitshäusern der schleswig-holsteinischen Gemeinden. Es besteht nur der Unterschied, daß kein Unterstützungsfordernder zwangsweise hineingeführt werden kann und daß die gewährte Unterstützung nicht den Charakter einer Armenunterstützung mit ihren rechtlichen Folgen an sich trägt. Die Kolonien bieten dem Arbeitslosen ein Unterkommen und Arbeit, auch einen Überverdienst. Denjenigen, welche die Anstalt verlassen, werden so viel als möglich Arbeitsstellen nachgewiesen.

Ricklingen war schon im ersten Jahre voll besetzt. Die Kolonie konnte mit ihren 154 Plätzen dem Andrange nicht genügen. Damit war zwar ein gewisses Bedürfnis nachgewiesen, aber die Wanderbettelei keineswegs beseitigt. Es mußte noch ein Netz von Verpflegungsstationen hinzukommen, um einen wirksamen Einfluß erkennen zu lassen. Nach und nach wurde ein solches Netz über die ganze Provinz ausgespannt. In den größten Ortschaften der Landkreise schuf man Stationen, auf welchen der mittellose Wanderer bei seinem Eintreffen Verpflegung und Nachtlager erhalten konnte. Die Stationen wurden so verteilt, daß die Zwischenräume zwei bis drei Meilen betrugen und der Wanderer im stande war, sie mit einem Halbtagsmarsche zu erreichen. Wer den kürzesten Weg benutzte, konnte auf einer Station das Mittagessen, auf einer zweiten das Abendessen und ein Nachtlager erlangen.

Die neue Einrichtung hatte zunächst die Wirkung, daß der Hauptstrom der armen Reisenden in vorgezeichnete Bahnen gelenkt wurde. Die Bettler mieden sehr bald die Nebenlandstraßen, und in den Stationsortschaften hörte die Hausbettelei vorläufig ganz auf. Die Antibettelvereine verschwanden von der Bildfläche.

Bis hierher konnte man die Einrichtung der Naturalverpflegungsstationen als einen Akt der Notwehr der seßhaften Bevölkerung gegen die Belästigungen der Wanderbettler betrachten. Man hoffte, als man zu dieser Maßregel griff, einen vorübergehenden Notstand zu beseitigen.

Die Erfahrung lehrt, daß man sich getäuscht hat. Das Wander- und Bettelunwesen hat sich während der letzten zehn Jahre trotz des wirtschaftlichen Aufschwunges, welchen Deutschland in der Mitte der achtziger Jahre unleugbar zu verzeichnen hatte, nicht vertreiben lassen. Die Anzahl derjenigen, welche

Digitized by Google

planlos die Halbinsel durchwandern, hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Gesellen und Lehrlinge, Tagearbeiter und Dienstknechte, Jünglinge und Greise aus allen Berufsarten und Ständen, Gesunde und Kranke bewegen sich auf der großen Landstraße hin und her. Manche haben kein Hemd mehr auf dem Leibe, viele nicht einmal Schuhe an den Füßen. Im Kreise Plön ist eine Polizeiverordnung erlassen worden, welche das Darreichen von Geld an die Bettler mit Strafen bedroht. Aber auch dadurch hat man die Leute nicht abschrecken können, sich mittellos auf die Reise zu begeben. Wer aber einmal in den Strom hineingeraten ist, wird unaufhaltsam von einer Verpflegungsstation zu der anderen mit fortgerissen und kann sich nur schwer wieder herausarbeiten. Auch die Arbeitsnachweisungsstellen, welche mit den Stationen verbunden worden sind, haben wenig gefruchtet.

Wie groß der Strom geworden ist, das zeigen die von den Kreisen für die Verpflegungsstationen geleisteten Ausgaben. Der Kreis Plön z. B. stellte 1884 die Summe von 2000 M. in den Jahreshaushalt ein. Im Jahre 1885 war der Betrag schon auf 4000 M. und 1893 gar auf 8000 M. gestiegen.

Die Privatwohlthätigkeit hat es dennoch an Versuchen, das Übel zu bannen, nicht fehlen lassen. Der größte Teil des Reiches ist jetzt mit einem Netze von Verpflegungsstationen bedeckt. Der Gesamtverband deutscher Naturalverpflegungsstationen hat im Jahre 1892 zu Kassel allgemeine Grundsätze zur gleichmäßigen Verwaltung der Stationen aufgestellt. Die Provinz Schleswig-Holstein hat mit den Reichsstädten Hamburg und Lübeck und dem Fürstentum Lübeck einen nordelbischen Stationsverband gebildet. Wenn alle diese Bestrebungen sich als ohnmächtig erwiesen haben, so kann das nur daran liegen, daß man das Übel an der unrichtigen Stelle angegriffen hat. Man hat nur gegen die Wanderbettelei angekämpft, nicht aber gegen die Ursache derselben, das Wanderunwesen. Die Wurzel des Wanderunwesens aber liegt in der unbeschränkten Freizügigkeit.

Vor dem Freizügigkeitsgesetz hatten wir wohl fechtende Handwerksburschen, aber keine Wanderbettler. Erst dann, als es gestattet war, ohne alle Subsistenzmittel und ohne bestimmte Aussicht auf Erwerb in die Welt hinaus zu wandern, begab sich jeder, dem es aus irgend einem Grunde in der Heimat nicht mehr gefiel, auf Wanderschaft. Ehemänner verließen Weib und Kind, Lehrlinge die Lehrmeister, Gesellen die vertragsmäßig übernommene Arbeit, Knechte und Mägde den Gesindedienst. Fällt es einem mit Fachkenntnissen ausgerüsteten Manne schon nicht leicht, ohne Verbindungen und Empfehlungen in der Fremde eine Brotstelle zu finden, um wie viel schwerer muß es demjenigen fallen, welcher ohne besondere Intelligenz nur die Kraft seiner Hände anzubieten hat! Der Hunger tritt aber an alle heran und die Konsequenzen sind Betteln, Hausfriedensbruch, Diebstahl, Krankheit, mit einem Wort, das Wanderelend.

Es ist hier nicht der Ort, zu prüfen, welche Maßregeln denn nun die zweckmäßigsten sind, um das Wanderelend zu beseitigen oder zu mildern. Die Frage würde bei den eingetretenen Zuständen auch nicht leicht richtig zu beant-

Digitized by Google

worten sein. Zunächst muß nur die Erkenntnis sich Bahn brechen, daß Privatunternehmungen nicht ausreichen, jenes Ziel zu erreichen, daß vielmehr nur durch Eingreifen der Staatsverwaltung und der Gesetzgebung einem Übelstande abgeholfen werden kann, dessen Anfang merkwürdigerweise mit der Begründung des deutschen Reiches zusammenfällt.

Vom Petroleum.

Von **F. Eckmann** in Ellerbek.

Heutzutage ist unter den Beleuchtungsmitteln das Petroleum oder Erdöl eines der wichtigsten und allgemeinsten. Gaslicht und elektrisches Licht sind freilich heller; aber ihre Verwendung ist örtlich sehr beschränkt. Die Benutzung des Gases zum Leuchten geschah zuerst durch Murdoch in England im Jahre 1792. Die erste Straßenbeleuchtung durch Leuchtgas erhielt London im Jahre 1814, dann Paris 1815. Berlin und Hannover führten 1826 das Gaslicht ein, Dresden und Frankfurt a. M. 1828. Allmählich erfolgte dann die Gasbeleuchtung der anderen großen und darauf auch der kleinen Städte. Vorzugsweise diente das Leuchtgas zur Beleuchtung der Straßen; aber die Leitung wurde auch in die Häuser der Wohlhabenden und in die Fabriken geführt. Seitdem man aber das Petroleum als Leuchtmittel verwendet, hat die Benutzung des Gases in den Wohnräumen bedeutend abgenommen, und in den Fabriken und anderen großen Arbeitsstätten verdrängt das elektrische Licht immer mehr das Gaslicht, so daß ein Rückgang in der Verwendung des Gaslichtes offenbar stattfindet.

Das Licht der Wohnungen wird jetzt allgemein vom Petroleum gespendet, sowohl in den Hütten der Armen wie in den Palästen der Reichen. Und was für helles und angenehmes Licht wird uns dadurch geboten! Wie bescheiden waren noch die Ansprüche an Licht vor etwa 40—50 Jahren! In den Ställen, auf der Diele, in der Werkstatt, in Küche, Kammer und Keller wurde gewöhnlich die Thranlampe verwendet, ein tellerförmiges, offenes Gefäß mit vorspringender, schräg aufwärts gerichteter Lippe, worin der Binsendocht am freien Ende leuchtete und — qualmte. Daneben wurden Talglichte gebraucht. Fast jeder Bauer zog sich im Herbst, wenn er eine Kuh für den Winter einschlachtete, aus dem Talg derselben selbst die Lichte für den Haushalt. Er zog sie, indem er eine Menge Dochte aus Baumwolle in den flüssigen Talg tauchte und sie dann emporzog. Nach Abkühlung der Talgmasse wurde das Ziehen wiederholt, bis die Lichtstränge die gewünschte Dicke erlangt hatten. Auch wurden Blech- und Zinnformen benutzt, die von einem Docht durchzogen waren; in die Formen wurde der flüssige Talg hineingegossen, der nach dem Erkalten einen kleineren Raum einnahm und darauf aus der Form herausgezogen werden konnte. Die „Lichtzieher“ oder „Lichtgießer“ waren Handwerker, die für andere Leute das Ziehen oder Gießen besorgten oder auch Lichte zum Verkaufe feil hielten. An

Digitized by Google

dies Gewerbe erinnern noch die Aufgaben in den alten Rechenbüchern, worin gefragt wird, wie viele Pfund Lichte der Lichtgießer an den Landmann abliefern muß, wenn er für seine Arbeit Talg zurückbehalten soll. „Lichtzieher," „Dreilingslicht," „Sechslingslicht," „Dieb im Licht," „Lichtschere" sind für die Gegenwart bereits etwas altertümliche Begriffe.

Ein wenig helleres Licht bot die Öllampe, welche mit Rüböl gespeist wurde und die Form einer kleinen Gießkanne besaß; in dem engen Schenkel lag der Docht aus Baumwollfäden, welcher an der offenen Mündung ein flackerndes Licht gab. Eine bedeutende Verbesserung erfuhr die Öllampe, als man ein Cylinderglas und einen Schirm damit verband. Der Docht wurde aus Parchent in Bandform ausgeschnitten, auf beiden Seiten mit Wachs bestrichen und dann in die entsprechende Vertiefung der Lampe eingelassen. Mittels einer Schraube konnte der Docht auf- und abbewegt werden. Der Ölbehälter stand durch eine Röhre mit dem Docht in Verbindung, mußte aber ungefähr in gleicher Höhe sich befinden. Bei solcher Tischlampe saß die Familie an den Winterabenden versammelt, jeder in dem Kreise seine Beschäftigung treibend, soweit die Lichtstrahlen es zuließen. Am schlimmsten war derjenige daran, der im Schatten des seitlich angebrachten Ölbehälters seinen Platz hatte. Und doch war es damals noch viel besser als etwa 20 Jahre vorher. Ich will die weiter zurückliegenden Verhältnisse nicht erst schildern, will nur erinnern an Stahl, Stein und Feuerschwamm, an Kienspan und Schwefelhölzer, an das abendliche Zudecken des Feuers auf dem Herde mit Asche, will darauf aufmerksam machen, daß erst mit dem Jahre 1832 die Reibzündhölzer in den Handel kamen.

1859 war es, als das Erdöl seinen Siegeszug durch die Welt antrat, alle anderen schwächeren Beleuchtungsmittel rasch verdrängend. Am 27. August 1859 wurde zu Titusville im Staate Pennsylvanien in einer Tiefe von 22 m eine Erdölquelle erbohrt, die anfangs täglich 1600 l, nachher sogar 4000 l gab. Später wurde auch an vielen anderen Stellen in den Vereinigten Staaten gebohrt, und oft mit noch größerem Erfolge, wenngleich es auch an Enttäuschungen nicht fehlte. Seitdem versorgt zum größten Teile Nordamerika die Welt mit Leuchtmaterial; der Reinertrag wird pro Jahr auf 170 Millionen Mark geschätzt. Das Auffinden der unterirdischen Ölmassen in Amerika wäre ohne größere Bedeutung geblieben, wenn nicht in demselben Jahre eine andere Entdeckung gemacht worden wäre, nämlich die Kunst des Raffinierens, das Petroleum zu läutern und zu verfeinern. Das Petroleum ist im rohen Zustande zu feuergefährlich, um als Leuchtmittel verwendet werden zu können. Es besteht aus 85% Kohlenstoff und 15% Wasserstoff und zwar aus mehreren Arten der Kohlenwasserstoffverbindungen. Einige von diesen verflüchtigen sich an der Luft sehr leicht und entzünden sich schon bei niedriger Temperatur. Darum muß das Rohpetroleum destilliert werden. Schon von 38° C. an entweichen in Gasform einige Verbindungen, welche nach der Abkühlung wieder flüssig werden und als Petroleumäther bekannt sind. Zum Leuchten kann dieser nur in besonders konstruierten, sogenannten Ligroinlampen benutzt werden. Das

Digitized by Google

eigentliche Leuchtöl siedet erst bei 150° C. Es hat ein spezifisches Gewicht von 0,79—0,82, ist dünnflüssig, hat einen bläulichen Schimmer und brennt nicht ohne Docht. Weil es erst bei starkem Luftzug leuchtet, haben die Petroleumlampen eine Einrichtung, durch welche die Luft von innen an die Flamme geführt wird. Das Erdöl verflüchtigt sich nicht sobald; erst bei einer länger anhaltenden Temperatur von über 38° C. bilden sich brennbare Gase, die dann bei Luftzutritt zur Explosion führen können. Vorsichtsmaßregeln beim Gebrauch der Petroleumlampen sind Reinhaltung der Lampe, gutes Schließen der Dochte und Vermeidung großer Hitze. Für den Handel mit Leuchtöl sind bestimmte Vorschriften erlassen. Von Amerika darf kein Öl versandt werden, das nicht in bezug auf Gewicht und Entzündbarkeit geprüft worden ist. Unsere Kaufleute sind verpflichtet, die Vorschriften über Eigenschaften, Aufbewahren und Verkauf des Petroleums genau zu beachten. Wäre die Kunst der Läuterung des Rohpetroleums früher bekannt gewesen, so hätte die Menschheit schon lange des hellen Lichtes sich erfreuen können; denn an Fundstellen des Petroleums fehlte es auf der Erde nicht, an vielen Orten trat es gar an die Oberfläche. Für den heutigen Bedarf an Petroleum sorgen außer Amerika Baku und Galizien. 1885 betrug die Ausbeute in Amerika 64, in Baku 25 und in Galizien 8 Mill. hl.

Auch Deutschland hat seine Petroleumgebiete, die zum Teil schon vor der Entdeckung in Amerika bekannt waren. Die Erdölgebiete des deutschen Reichs sind Elsaß, Hannover und Holstein. In unserm Lande wurde zu Hölle, einer Feldmark des Dorfes Lieth im Kirchspiel Hemmingstedt, im Jahre 1856 eine Brunnenanlage bis zu einer Tiefe von 6 bis 7 m gemacht. Als man aber kein Wasser fand, wurde der Brunnen wieder zugeworfen. Dem Lehrer Schneekloth in Hemmigstedt fiel an dieser Stelle ein eigentümlich schwarzer, harter Sand auf, den er zur näheren Bestimmung zum Apotheker Ruge in Heide brachte. Dieser setzte sich mit Dr. Meyn in Ütersen in Verbindung. Die genauere Untersuchung ergab, daß der Sand Asphalt enthielt, also Asphaltsand sei. Apotheker Ruge, Dr. Meyn, Vollmacht Nissen und Fabrikant Volkens bildeten eine Gesellschaft unter der Firma Nissen und Volkens zur Ausbeutung des Ölsandes. Der Sand wurde durch Tagebau gefördert und enthielt 7⅔% Öl. Durch Destillation wurden Solaröl und Photogen gewonnen, welche bereits auf der Londoner Industrieausstellung im Jahre 1862 eine ehrenvolle Auszeichnung erhielten. Die Fabrik bestand bis 1866. Im Jahre 1869 wurden auf Dr. Meyns Betreiben Bohrungen vorgenommen, die bei 38 m Tiefe mit Öl gesättigte Kreide, die sogenannte Ölkreide trafen, welche 13% Petroleum enthielt. Die Bohrungen sind bis zu 330 m Tiefe fortgeführt und haben das Liegende der Kreide nicht erreicht. In den Jahren von 1878—1880 sind weitere 4 Bohrungen vorgenommen, die ebenfalls die Ölkreide erreichten und zwar in einer Tiefe zwischen 37 und 45 m. Die Verbreitung ist auf 100 ha nachgewiesen; die Masse des in der Kreide enthaltenen Petroleums wird auf 30 Millionen Zentner geschätzt. In den Bohrlöchern sammelte sich Petroleum an; es stieg aber nicht durch den Druck von unten in die Höhe, sondern mußte

Digitized by Google

herausgepumpt werden. Aus einem dieser Löcher pumpte man am ersten Tage 600 kg, am zweiten 400 kg und nachher höchstens noch 100 kg. Am 13. Februar 1880 soll bei Heide die erste deutsche sprudelnde Petroleumquelle erschlossen sein. Von 1877 bis 1882 bildeten sich drei Gesellschaften zur Ausbeutung der Ölkreide. Aber weder durch Tiefbau noch durch Pumpwerke waren sie imstande, soviel Petroleum zu gewinnen, um mit Amerika konkurrieren zu können, und alle Unternehmungen sind in Stillstand geraten.

Die Ölgegend von Heide gehört einem größeren Gebiet an, das sich im nordwestlichen Deutschland ausbreitet und besonders im Stromgebiet der Aller erforscht ist. Man hatte hier schon in früherer Zeit in Gruben Petroleum gefunden. Um 1859 und später 1873 wurden viele Bohrungen vorgenommen und ward an manchen Stellen auch Petroleum entdeckt. Der neu entstandene Ort Ölheim verdankt den Unternehmungen seine Entstehung. Am 21. Juli 1881 wurde bei Ölheim eine starke Quelle erschlossen, die in der ersten Zeit täglich 1000 Zentner Öl lieferte. Am Ende des Jahres 1881 bestanden in dieser Gegend 24 Gesellschaften zur Gewinnung des Petroleums. Die Erwartungen wurden aber auch hier nicht erfüllt; denn eine Lieferung von 2500—3000 kg täglich konnten die Quellen nicht lange geben.

Wenden wir uns jetzt noch der Frage nach dem Ursprunge des Erdöls zu. Das Bohrprotokoll des Bohrloches II zur Hölle bei Heide, aufgezeichnet von dem Direktor R. A. Meyn, hat folgenden Wortlaut:

0—3,81 m: Ackererde, Lehm, grober gelber Sand, Thon und Mergel,
3,81— 4,57 m: roter Thon,
4,57— 5,26 „ : Steingerölle,
5,26— 6,40 „ : harter Asphaltsand,
6,40—16,47 „ : feiner weißer Triebsand,
16,47—22,87 „ : feiner und grober Quarzsand,
22,87—24,40 „ : grober Grand,
24,40—25,31 „ : feiner Grand,
25,31—26,53 „ : Sand bituminös,
26,53—26,84 „ : feiner Thon, sandig,
26,84—30,50 „ : Thon, sandig und grandig,
30,50—31,41 „ : sehr fester Thon mit Steinen,
31,41—32,02 „ : fetter, blauer, plastischer Thon,
32,02—32,33 „ : Sand, bituminös,
32,33—32,64 „ : sehr fetter Ölsand,
32,64—32,94 „ : Grand bituminös,
32,94—33,25 „ : grauschwarzer, grandiger, steifer Thon,
33,25—34,16 „ : feiner Grand und Sand, bituminös, thonig,
34,16—34,78 „ : Sand, bituminös,
34,78—35,09 „ : fester Thon, sandig und grandig,
35,09—35,40 „ : fester Thon, sandig,
35,40—36,75 „ : sehr fester Thon, sandig,

Digitized by Google

36,75—37,63 m: fester Kalkstein,
37,63—64,00 „: sehr fette dunkelbraune Ölkreide mit wenigen, schwachen, helleren und härteren Schweifen,
64,00—72,90 „: sehr fette Ölkreide von hell- und dunkelbrauner Farbe,
72,90—76,28 „: Ölkreide von schmutzig gelber Farbe."

Oberhalb der Ölkreide findet sich Petroleum in vier von einander getrennten Schichten; die zwischenliegenden Schichten sind ölfrei. Würde das Petroleum in dieser Gegend direkt von unten nach oben gedrungen sein, so müßten in allen Schichten davon Spuren gefunden werden. Es muß also an ein seitliches Eindringen des Petroleums in diese Schichten gedacht werden, wobei es sich über die nicht durchlassenden Schichten, hier meistens feste Thonschichten, ausgebreitet hat. Dabei sind in den oberen Schichten die flüchtigen Bestandteile am meisten verschwunden, und der Petroleumgehalt offenbart sich als Asphalt. Irgendwo muß eine Spaltung der Erdschichten oberhalb der Ölkreide und darauf die seitliche Ausbreitung stattgefunden haben. Die Annahme, daß Petroleum in jeder dieser Schichten selbst entstanden sei, ist wenig wahrscheinlich. Mit 330 m ist die Ölkreide noch nicht durchteuft worden; ihre Mächtigkeit ist also noch unbekannt. Ist nun diese Kreide die Schicht, in welcher sich das Petroleum gebildet hat, oder ist sie eine sekundäre Lagerstätte? Da man das Liegende der Kreide hier nicht erreicht hat, ist ein sicheres Urteil nicht möglich, und es ist sehr wohl anzunehmen, daß selbst die Kreide durch die seitliche Verbreitung des Petroleums auch erst ölhaltig geworden ist. Es ist eine unentschiedene Frage, ob überall auf der Erde dieselbe Formation die Ursprungsstätte des Petroleums ist. Für Gegenden von ähnlicher Beschaffenheit und geringer Entfernung muß man indessen diese Voraussetzung gelten lassen. Wir müssen also bei Beurteilung unserer Verhältnisse die im übrigen nordwestlichen Deutschland zum Vergleich heranziehen. Und da zeigen die Bohrungen an verschiedenen Orten Hannovers, daß man das Petroleum auch gefunden hat in Schichten unter der Kreide: in den Wealden, im oberen und im unteren Jura. Aus der Thatsache, daß mit dem Petroleum salzige Wasser hervorquellen, schließt man, daß das Petroleum durch die Schichten der Trias gedrungen ist. An zwei Stellen in Hannover ist man über 400 m in die Triasformation eingedrungen, ohne Petroleum zu finden; auch hat man an den Stellen in Deutschland, wo die Trias mächtig entwickelt ist, wie in Thüringen, bei Göttingen, keine Spur von Petroleum gefunden. So kommt man zu dem Ergebnis, den Ursprung des Petroleums in den Schichten unterhalb der Trias zu vermuten. Hier kommen als mögliche Ursprungsstätten in Betracht die Steinkohlenformation mit ihren Pflanzenresten und die Devon- und Silurformation mit ihren Tierresten. Das führt uns auf die Frage, ob das Petroleum vegetabilischen oder animalen, ob allgemein organischen oder unorganischen Ursprungs ist. Jeder Standpunkt hat seine Vertreter gefunden; aber mit keiner von diesen Hypothesen hat man alle Schwierigkeiten in der Erklärung der Thatsachen überwinden können. So wie aus Steinkohlen durch die trockene Destillation Teer,

Digitized by Google

Ammoniak und Leuchtgas entwickelt werden können, so nahm man einen ähnlichen Naturvorgang von langer Zeitdauer als Bildungsweise des Petroleums an. In Pennsylvanien, Virginien und Ohio findet man das Petroleum in dem Kohlengebiet, und die Kohlenschichten liegen in geringer Tiefe; schon bei 22 m Tiefe hat man oft Petroleumquellen in der Kohle erschlossen. In Norddeutschland darf das Steinkohlengebiet erst in einer Tiefe von 1000—1300 m vermutet werden. Kommt also wirklich das Petroleum aus der Steinkohle, so ist für Norddeutschland das Auffinden und die Gewinnung sehr schwierig. In dem rheinischen Kohlengebiet ist keine Spur von Petroleum entdeckt worden; unter den ölführenden Schichten Galiziens wird das Fehlen jeglicher Kohle vermutet. In Kanada ist Petroleum erst unter der Kohle, und zwar sowohl im Devon wie im Silur, gefunden, ebenso in devonischen Schichten am Rammelsberge bei Goslar und am Iberg bei Grund. Aus diesen Thatsachen zieht man den Schluß, daß nicht pflanzliche, sondern tierische Überreste den Stoff zur Bildung des Petroleums hergegeben haben. Man hat beobachtet, daß an der ägyptischen Küste des Roten Meeres sich noch heute Petroleum abscheidet aus den abgestorbenen Korallenstöcken, die nach dem Meere zu fortwachsen, landeinwärts aber verwesen. Eine dritte Hypothese sieht ganz ab von der Bildung aus organischen Überresten, sondern schließt aus dem gleichzeitigen Hervortreten von Salzsole und Petroleum, daß letzteres von dem komprimierten Kohlenwasserstoff aus den Steinsalzlagern herrühre. Die erste und zweite Hypothese sind vereinigt zu der, wonach man den Ursprung des Petroleums aus der Zersetzung großer Massen organischer Körper herleitet, sowohl aus Pflanzen- wie aus Tierresten, und als den günstigsten Zeitabschnitt die devonische und karbonische Erdperiode ansieht.

Wenn also die Bildungsstätte des Petroleums in großer Tiefe gesucht werden muß, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß in höher liegenden Schichten ergiebige Petroleumlager entdeckt werden können. Auch in Amerika versiegen die Quellen nach 2—3 Jahren, und es muß dann an anderen Stellen nach neuen Fundorten gesucht werden; die obere Ölregion soll beinahe erschöpft sein. Für Hannover glaubt man annehmen zu dürfen, daß ungefähr parallel mit der Aller in der Richtung von Südost nach Nordwest, etwa zwischen Verden, Celle und Braunschweig eine Hebung stattgefunden, die eine Spaltung der darüber liegenden Schichten bewirkt hat. Das Petroleum soll durch die Spalte emporgestiegen sein und sich seitlich in die durchlassenden Schichten verbreitet haben. Die Petroleumfundorte Hannovers liegen meistens in der Nähe der oben bezeichneten Linie. Vielleicht hat auch ein unterirdisches Naturereignis bei uns in dieser Weise das Petroleum in die Höhe getrieben, und es wird vom Glück abhängen, ob man eine günstige Stelle zur Petroleumgewinnung findet.

Digitized by Google

Belustigungen der Hamburgischen Schuljugend im Mittelalter (um 1300).

(Nach: Ed. Meyer, das Hamb. Schulwesen im Mittelalter. Mönkeberg, die St. Nikolaikirche.)

Wie auf allen deutschen Schulen des Mittelalters gab es auch in Hamburg Schülerfeste, welche in öffentlichen Prozessionen, allerlei Mummenschanz, Umzügen durch die ganze Stadt und gehörigen Schmausereien bestanden. Durch mehrere, diesem Zwecke gewidmete Vermächtnisse, sowie durch Sammlungen wurden die Kosten solcher Lustbarkeiten bestritten. Man darf sich unter der Hamburgischen Schuljugend des Mittelalters nicht lauter Kinder unter 15 Jahren vorstellen. Außer diesen, die man Scholares sub jugo nannte (unterm Joche, d. i. unter der Fuchtel des Cononicus scholasticus), gab es ältere, welche man Scholares majores sub jugo non existentes nannte, und deren Herr der Domdechant selbst war. Diese letzteren, aus denen auch die 8 Chorschüler des Doms genommen wurden, machten die den damaligen Anforderungen entsprechenden theologischen Studien, bis sie zu dem Dienste eines Vikars promoviert wurden. Zu den Pflichten der damaligen Schüler gehörte auch der Kirchendienst. Sie waren bei den täglichen, wie bei den nächtlichen Messen beschäftigt und verherrlichten den Gottesdienst durch Gesang. Auch dienten sie bei Leichen-Bestattungen, wie bei bürgerlichen Festlichkeiten als Sänger.

Von den Schülerfesten sind besonders folgende zu erwähnen:

Am St. Gregorius-Tage, den 12. März, fand eine Art Schulgrün mit allerlei Um- und Aufzügen statt, welches Fest mit einer erquicklichen Mahlzeit schloß. Der berühmte und berüchtigte Alchymist und Medicus Engelbert Arnoldi, ein wegen angeblicher Ketzerei aus dem Kloster Lokkum verbannter Mönch, welcher zuletzt in Hamburg lebte, lehrte und starb, und seine treuesten Verehrer unter den Hamburger Scholaren fand, hatte für so viel Anhänglichkeit ein Kapital von 100 Rhein. Goldgulden ausgesetzt, dessen Zinsen zur Deckung der Kosten des Schüler-Gastmahls am St. Gregorius-Tage verwandt werden sollten.

Am Vorabend des St. Andreas-Tage (30. Nov.) wählten sich die Schüler aus ihrer Mitte einen Abt, den sogenannten Kinder-Abt, der in pontificalibus den Prozessionen voranzog, und in den Kirchen und bei Feierlichkeiten allerlei Vorzüge genoß. Das Reich des Kinder-Abts dauerte aber nur bis zum 6. Dez., dann mußte er dem Kinder-Bischof Platz machen.

Am 6. Dez., dem St. Nikolas-Tag, war das Hauptfest der Schuljugend. An diesem Tage wählten die Schüler aus ihrer Mitte einen Bischof, welcher bei dem Feste die Hauptperson war und noch 3 Wochen lang fast unglaubliche Ehren und Vorzüge genoß. Zu dieser Würde gewählt zu werden, war natürlich eine Sache des höchsten Verlangens, der brennendsten Sehnsucht bei den Schülern wie bei deren Eltern. Damit aber bei der Wahl kein Streit entstände, hatten die Ehrbaren des Rats und die Ehrwürdigen des Domkapitels ein genaues Regulativ de eligendo episcopo puerorum, über die Erwählungsweise eines Kinder-Bischofs festgesetzt. Nach diesem konnte ein Schüler nur einmal in

Digitized by Google

seinem Leben dieser Ehre teilhaftig werden. Wählbar war jeder aus der Schuljugend, jung oder alt, unterm Joch oder außerm Joch, Canonicus oder Nicht-Canonicus. Es gab eine Reihe von Domschülern, welche man Scholares Canonici, Kinder-Domherren, nannte; vielleicht waren es die Selektaner jeder Klasse. Diesen letzteren stand ausschließlich das Wahlrecht zu. Der gewählte Episcopus puerorum hatte für diese Ehre eine gewisse Erkenntlichkeit zu entrichten, ein schlichter Scholar 1 Talent (26 ℳ), ein Kinder-Domherr 6 ₰ Pfennige. Bei schärfster Ahndung war den Schülern verboten, den Erwählten durch Spottlieder oder Schmähgedichte zu kränken, oder Andere der Wahl wegen ehrenrührig anzugreifen. Mit großem Pomp, bischöflich angethan, begleitet von priesterlich gekleideten Knaben und der ganzen bunten Schar der Schuljugend, wurde nun der erwählte Kinder-Bischof am St. Nikolas-Tage in den Dom geführt, wo er auf dem Altar einen Ehrenplatz einnahm, und also dem ordentlichen Gottesdienste beiwohnte. Nach demselben mußte er, wahrscheinlich in der großen Halle vor der Domkirche, einen meist in Reimen abgefaßten bischöflichen Sermon in lateinischer oder deutscher Sprache halten. Dann begann der Umzug der Schüler durch die Straßen der Stadt. Dieser Umzug war der Glanzpunkt des Festes. Phantastisch gekleidete Knaben trugen verschiedene Fahnen und große, mit Kringeln und Kuchen aller Art behängte Stangen vor dem Kinder-Bischof her. Der Bischof saß im vollen, der Wirklichkeit nachgebildeten Ornat zu Pferde, begleitet von Diakonen. Dann folgten, Gesänge absingend, die älteren Scholaren ihrer gewöhnlichen Schultracht (graue Röcke und schwarze Kappen). Hinter diesen aber schwärmte und lärmte lustig die ganze Schar der jüngeren Schüler, die heute nicht „sub jugo" waren, in der mannigfachsten Verkleidung: als Apostel und Heilige, als Engel und Priester, als Könige, Kurfürsten, Ritter, Ratsherren, Mönche, Bürger, als Schneider und Schuster, Bauern und Kriegsleute, als Narren, Heiden, Mohren und Teufelchen. Während des Zuges wurde vor den Häusern Almosen gesammelt, und die Schüler wurden stets mit Geld und Lebensmitteln reichlich beschenkt. Eine große, fröhliche Schmauserei beschloß diesen Freudentag.

Bis zum 28. Dez. blieb der Kinder-Bischof im Besitze seiner Hoheit und Herrlichkeit. An allen, in diese Zeit fallenden Sonn- und Festtagen erschien er im völligen Ornat zur Messe und Vesper auf einem Ehrenplatz des hohen Chors der Domkirche. (Wahrscheinlich brauchte er in diesen angenehmen Wochen auch nicht zu lernen.) Starb der Bischof während dieser Zeit, so erwies man seinem Leichnam alle bischöflichen Ehren, er wurde bestattet mit der Pracht eines wirklichen Bischofs. Am 28. Dez., dem Gedächtnisfeste der von Herodes gemordeten Kinder, besuchte der Kinder-Bischof am Morgen zum letzten Mal als Bischof die Messe. Nach Beendigung der Messe empfingen alle Scholaren im Speisesaal des Doms gegen mäßige Beisteuer eine kurze summarische Collation, worauf die ganze Bubenschar schleunigst zu den Pferden und Fahnen stürzte, um den letzten lustigen Umzug durch die Stadt zu machen, nach dessen Beendigung für dies Jahr der Spaß aus war. Mitgeteilt von Schacht, Lehrer.

Digitized by Google

Zwei Hochzeit-Einladungen.

1.*) Mit freundlicher Begrüßung! Es hat mich all hierher gesandt der Wohlehr- und Tugendsame Bräutigam Lappen Drews und die Wohlehr- und Tugendsame Jungferbraut Sielke Stahmlersch. Diese beiden höchstverliebten Personen lassen den Herrn Hauswirt und die Frau Hauswirtin freundlichst bitten, daß sie möchten kamen tokerm**) dre Weken öwer vertein Dage en beten mit in ere Behausung. Dat Huus steiht buten am nechsten bi sin Nawer to, is von Suerkrut obbut, un ist en Bottermelks-Dör vor. Wenn Se nich wet hintofinden, so könt Se man fragen, wo Niemand wahnt. Niemand wahnt twischen Heulen und Beulen in de Nietnietenstrat. Dar steiht en groten isern Beerbom vör de Dör un en isern Flintsteen achter de Dör. Op disse Hochtit givt et uk wat to eten. Toerst givt dat gebradene Gans mit Loorbeern, Aalputjäkel un Stint, frisch Marksbeer, dat vergangen Marks brunt is von de olen Markschen Farken. Naher stött Glas un verschimmelten Kees, südwesten Wind mit Regen, afbraken Reihnadeln, Dackstöhl und Fusthanschen mit Kohbotter dörchaas't. Un to Nahdisch givt dat denn noch en Putt voll Müüs, en Putt voll Lüüs un en Putt voll Hunudarm, sünt se kolt, mak wi se warm. Messern un Gabeln vergeet nich, Stöhl un Bänk sünt dar nich, west so god un kamt nich!

Kiel, früher Tökendorf. Bielenberg, Lehrer emer.

2. Lübecker Landgebiet (Crumesse). Der mit Bändern und Blumen geschmückte Einlader zu Hochzeiten (Köstenbitter) in Crumesse pflegt folgenden Reim aufzusagen:

Hier komme ich hergeschritten,
Hätt' ich ein Pferd, dann käm' ich geritten,
Hochzeit zu bitten ist mein Begehr,
Braut und Bräutigam zur Ehr'.
Hier bin ich gekommen, ihr Mann und Gesellen,
Sie mögen sich recht fleißig einstellen,
Schnüret den Beutel und stutzet den Hut
Und habt einen unverzagten Mut,
Wetzet euer Schwert,
Sattelt euer Pferd,
Schmieret eure Stiefel, Füße und Schuh',
Gehet und reitet nach dem Bräutigam zu.
Ihr Frauen, seid wacker und stellet euch ein,
Denn ohne euch kann keine Lustbarkeit sein.
Ihr Jungfern, setzet auf euern Kranz
Und seid bedacht auf einen lustigen Tanz.
Kommet alle und helfet mit Freuden verzehren,
Was Gott uns giebt und wird Gutes bescheren:

*) Diese Mitteilung ist eine Jugenderinnerung. In der Dämmerstunde pflegte meine Mutter uns Knaben dadurch zur Ruhe zu bringen, daß sie uns um sich versammelte und versprach, etwas zu erzählen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war es Sitte, daß ein Hochzeitbitter einige Zeit vorher ausgesandt wurde, um die betreffenden Gäste zu dem Fest einzuladen. Dieser wurde von Alt und Jung freudig aufgenommen und angehört, zumal er in seinem Frack, kurzer Hose, Schnallschuhen, hohem Cylinder mit Bändern und weißem Stab, ebenfalls mit Bändern, einen komischen Eindruck machte und seine Einladung, die er wie ein „Vater unser" herleierte, herzlich belacht wurde. Da er meistens überall bewirtet wurde, fanden sich gerne solche Boten.

**) künftige.

Digitized by Google

Eine Laſt Bier, tüchtig gut, *)
Eine Laſt Roggen- und Weizenſtuten,
Zwanzig fette Ochſen und zwanzig fette Schwein'
Und zwanzig fette Hammel, die ſollen da ſein.
De Göhs un de Höhner, **)
De ſitten in'n Stall un hebbt kein Tall,
Dat Saden (Sieden) un Braden geiht überall,
De Hahn ſitt bi de Heen,
Hett Sporen an de Been,
Un wat ſüs noch all is to ſehn.
Ock ſoll dat nich fehlen an Fideln un Fläuten,
An Pipen un Trummeln, an Tiſchen un Stöhl, ***)

*) In Utecht am Ratzeburger See hat man hier noch:
„Etliche Faß Bier und etliche Faß Wein,
Die ſollen auch auf der Hochzeit ſein.
De groten Fiſch mit den breden Steert,
De ſünd in Bodder ock noch wat wert."

**) Bei Nuſſe in Lauenburg heißt es:
„Die Gänſe und Hühner,
Die ſitzen im Stall
Ganz hoch auf dem Wiemen
Und haben kein Tall.
Die Saden un Braden gehen überall:
Es ſoll auch nicht fehlen an Fideln un Flöten,
An Pfeifen un Trummeln, Stühl, Tiſchen un Bänken,
An Schaffen un Scheuken ſoll'n ſie nicht gedenken,
An Krügen un Kannen, auch Teller un Bricken,
Da wird ſich die Köffich mit ihren Handlangern anſchicken.
Nu harr ick binah eins noch vergeten:
Ji kriegt ock Ries mit Melk to eten,
Mit Zucker und Canehl übergeſtreut,
Dat ſick dat Hart in'n Liew erfreut. —
Geſternabend, da wollt' ich ſtudieren,
Da thät mich die Jungfer Braut verführen,
Sie lockt' mich in ihre Kammer hinein,
Da ſollt' ich mit ihr beiſammen ſein.
Iſt darum der Bitter ſchlecht von Wörten,
So mögen Sie das nachdenken
Und den Bitter auch beſchenken
Mit einem Glaſe Bier oder Branntewein
Oder auch ein Glas Wein, —
Das ſollt' ihm noch viel lieber ſein. Amen."
Lüb. Blätter 1878 S. 317 u. f. w. Sartori: Jugend-Erinnerungen.

***) In Utecht am Ratzeburger See heißt es:
„De Krinthen harr ick bald vergeten,
De war'n ja gar mit'n Scheppel eten,
An Stöhl, an Tiſchen un Bänken,
An Schaffens, an Scheuken,
Sollt ihr nich gedenken,
An Tüller, an Bricken,
Da ward ſick de Wirt woll ſelbſt up ſchicken.
Der Bräutigam und die Braut laſſen euch bitten,
De Mannslüd to Peerd, de Jungfern to Wagen,
Ich bin nicht hochſtudiert,
Ich hab' nicht viel gelernt,
Ich bin nur kleinen Sachen,
Viel Komplimente weiß ich nicht zu machen.
Ich begehr' ein gut Glas Bier oder Branntewein.
Dann werd' ich noch ein wenig luſtiger ſein,
Oder ein Glas Waſſer ganz rein,
Dann bleibt der Verſtand darein. Amen."

Digitized by Google

An Kann'n un Krög, an Töllern un Bricken,
Dor ward ück de Köfchen un Handlangers op schicken.
De Köfch lett bitten um gode Melk, dat de Ries god kakt ward,
De Brutmutter lett bitten üm'n Slag Bodder, dat
de Disch god bedeckt ward.
Eins heff ick noch an de jungen, hübschen Dierns:
Haben Sie keine Apfel oder Bierns?
Sind sie braun oder fleckig. das schadet auch nicht.
Is denn de Birrer ock flecht von Wür'n,
Mögen Sie das nachdenken
Und ihn dennoch beschenken
Mit ein Glas Bier oder Branntewein
Oder ein Glas Wein,
Das soll mir noch viel lieber sein.
Ich begehe ein gut Gelag,
Geh' spazieren die ganze Nacht,
Bis das wackere Mädchen wird zu Bett gebracht. Amen.

Aus „Die freie und Hansestadt Lübeck. Ein Beitrag zur deutschen Landeskunde, herausgegeben von einem Ausschusse der geogr. Gesellschaft in Lübeck. 1890."

Reinfeld-Neuhof i. Holst. Mitgeteilt von J. Edert.

Neumühlen und Övelgönne.

Zur Feier des 150jährigen Bestehens der Övelgönner und Neumühlener Lotsenbrüderschaft ist zu Anfang dieses Jahres im Verlage der Schlüterschen Buchhandlung in Altona eine Schrift erschienen, die historische Skizzen über Neumühlen und Övelgönne von Herrn Wilhelm Volckens bringt, denen sich Mitteilungen aus dem Archive der genannten Lotsenbrüderschaft von dem jetzigen Lotsen-Ältermann Peter Hoppe anschließen. Wenn diese Schrift auch nicht das Werk „eines Historikers von Beruf, sondern aus der Neigung eines Ortsangesessenen zu seiner Heimat und zu ihrer Geschichte hervorgegangen" ist, so muß sie doch als eine sehr dankenswerte Bereicherung der geschichtlichen Litteratur unserer engeren Heimat bezeichnet werden, um so mehr, als sie Zeugnis davon ablegt, daß die Forschungen des Herrn Dr. Ehrenberg auch in Laienkreisen in hohem Grade anregend gewirkt haben. Dr. Ehrenberg hat dem Verfasser das von ihm aufgefundene, auf Neumühlen und Övelgönne bezügliche Quellenmaterial — die alten Schauenburger Akten und die Pinneberger Amtsbücher — zugänglich gemacht, und mit gleicher Bereitwilligkeit haben der Senatssekretär und Archivar der Stadt Hamburg, Herr Dr. Hagedorn, sowie der Bibliothekar des Vereins für hamburgische Geschichte, Herr Dr. Walter, ihm die für seinen Zweck brauchbaren hamburgischen Akten und Schriften zur Verfügung gestellt.

Die seit 1889 mit der Stadt Altona vereinigte, anmutig am hohen Elbufer belegene Ortschaft Neumühlen verdankt ihren Namen einer Wassermühle, die unterhalb des Teiches im jetzigen Donnerschen Park belegen war und erst 1885 abgebrochen worden ist. Sie war ursprünglich Eigentum der Stadt Hamburg und wird, wie Lappenberg*) berichtet, schon 1420 in den leider durch den großen Hamburger Brand von 1842 vernichteten Büchern der Mühlenherren erwähnt. Im Jahre 1772 wurde sie für den geringen Preis von 800 M. verkauft.

Die ebenfalls in Altona eingemeindete Ortschaft Övelgönne ist in ihrer jetzigen Ausdehnung erst im Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Auf der Lorichsschen Elbkarte von 1568 ist in der Gegend des heutigen Övelgönne nur ein einzelnes Haus verzeichnet, das nach dem ältesten uns erhaltenen Pinneberger Amtsbuch — vom Jahre

*) Elbkarte des Melchior Lorichs 1568.

Digitized by Google

1585 — den Namen „tho der Fischerbode" (= Fischerbude) führte. Der dort wohnende Fischer, der — gleich dem Erbauer des ersten Hauses in Altona — von der Elbinsel Grevenhof herüberkam, betrieb auch Krug- und Landwirtschaft. Nachdem im Anfang des 17. Jahrhunderts drei weitere Hofstellen angelegt worden waren, hieß die kleine Ortschaft fortan „Fischerboden." Die Bezeichnung „Övelgönne" kommt erst 1674 zum erstenmal im Ottenseer Kirchenbuch vor, doch wird daneben bis 1723 noch oft der Name Fischerboden angewandt. Nach Dr. Ehrenberg*) bedeutet das Wort „Övelgönne" das übel oder ungern Gegönnte, während es nach Dr. Caspar-Hamburg, der sich auf Jakob Grimm beruft, in übertragenem Sinne die Hölle bezeichnet. Jener nimmt an, daß der Name allgemein auf streitige Grenzländereien angewandt wurde, und führt zur Stütze dieser Ansicht an, daß um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein nahe an der Hamburger Grenze beim heutigen Schlachterbudenthor in Altona belegenes Grundstück denselben Namen trug.**)

Auf die weitere Entwickelung der beiden Ortschaften übte das rasche Aufblühen des benachbarten Altona großen Einfluß aus, besonders seit der Erhebung dieses Ortes zur Stadt durch König Friedrich III. von Dänemark im Jahre 1664. Es mag wohl auffällig erscheinen, daß sich hier anfangs größtenteils industrielle Unternehmungen niederließen, und daß erst die späteren Ansiedler Fischer, Lotsen und Handwerker waren; indes erklärt sich dies aus zwei Umständen. Um das Jahr 1665 wurde die Hamburger Grönlandsfahrt ins Leben gerufen. Auch Altonaer beteiligten sich an dem Unternehmen, das bald einen solchen Aufschwung nahm, daß die erste Mennoniten-Kirche in Altona aus einem Teil des Jahresertrages der Walfischfahrt erbaut werden konnte. Infolge der nach dem dreißigjährigen Kriege eingetretenen friedlicheren Zeiten hob sich auch der sonstige Schiffsverkehr. Nun war aber im 17. Jahrhundert das Fahrwasser der Elbe zwischen Neumühlen und Hamburg stark versandet, und größere Schiffe waren gezwungen, schon bei Neumühlen zu löschen und zu laden. So kam es, daß eine große Zahl von Altonaer und Ottenseer Leimsiedern, die ihr Fabrikat aus den Abfällen der Walfische herstellten, ihre Leimsiedereien hierher verlegten. Im Jahre 1707 vereinigten sich sämtliche Leimsieder in Altona, Ottensen, Neumühlen und Övelgönne zeitgemäß zu einer Zunft. Außerdem aber vereinbarten sie „Articuln," durch die der Ein- und Verkauf der Waren geregelt wurde. Der Verfasser meint, daß man in unserer Zeit eine derartige Vereinigung einen „Leimtrust" genannt und sie für eine amerikanische Erfindung gehalten haben würde. Jedenfalls sei es bemerkenswert, daß sich derartige Bestrebungen bereits vor 200 Jahren geltend machten, und die Artikel seien so originell und interessant, daß er sie vollständig habe abdrucken lassen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Erträgnisse des Leimsiedergeschäfts immer geringer, und die Inhaber mußten sich andern Erwerbszweigen zuwenden. Die meisten gingen zum Seemanns- und Lotsenberuf über. Im Jahre 1745 wurde die Lotsenbrüderschaft gegründet, die noch heute unter den fast unveränderten ursprünglichen Satzungen fortbesteht. Die Grundzüge dieser Satzungen „werden hoffentlich auch fernerhin dieselben bleiben und damit die beste Bürgschaft bilden für den Fortbestand des kräftigen und tüchtigen Lotsenwesens, wie wir es auf der Elbe besitzen." Die Lotsenstation befand sich früher auf der Bösch bei St. Margarethen, mußte aber infolge der Erbauung des Kaiser Wilhelm-Kanals am 1. Oktober nach Brunsbüttel verlegt werden.

Schulen gab es im 16. und 17. Jahrhundert weder in Neumühlen noch in Övelgönne. Wie traurig es im 17. Jahrhundert mit der Bildung des gemeinen Mannes stand, geht aus den Ottenseer und Altonaer Kirchenbüchern der damaligen Zeit hervor. Der Pastor Arnold Schepeler, der erste Geistliche der Altonaer Gemeinde und vorher Prediger in Ottensen, hat nämlich während seiner langen Amtsdauer (von 1626 bis 1650 in Ottensen und von 1650, als die erste lutherische Kirche in Altona eingeweiht

*) Altona unter Schauenburgischer Herrschaft Heft I 3, II. 53.
**) Vgl. auch „Die Heimat," Jahrgang 1892 S. 28.

Digitized by Google

wurde, bis 1682 in Altona) jedem Verstorbenen eine kurze Lebensbeschreibung gewidmet und dabei immer als etwas Besonderes hervorgehoben, wenn jemand lesen und schreiben konnte. Um das Jahr 1725 wird zuerst ein Lehrer in Neumühlen, namens Junghans, erwähnt, bei dem auch die Övelgönner Kinder zur Schule gingen. Das jetzige Schulhaus am Schulberg in Övelgönne wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut. Die Unterrichtssprache war noch im Anfang unseres Jahrhunderts das Plattdeutsche.

Im weiteren verbreitet sich der Verfasser über die verschiedenen gewerblichen Anlagen in Neumühlen und Övelgönne im 18. Jahrhundert. Es gab hier eine Pulvermühle, eine Kalkbrennerei, eine Seiden-, eine Papier-, eine Tabaksfabrik, zwei Segeltuchfabriken, eine Wachsbleiche, drei Windmühlen, eine Wassermühle, eine Schiffswerft und verschiedene Bootsbauereien. Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege büßten alle Fabriken ihre Privilegien ein, und eine nach der anderen mußte ihren Betrieb einstellen. Von sämtlichen gewerblichen Anlagen sind jetzt nur noch eine Bootsbauerei und die sogen. Rolandsmühle vorhanden. Diese verdankt ihren Namen nicht dem ersten Präsidenten Altonas, Rudolf Roland, den Wichmann in seiner „Geschichte Altonas" (1865) irrtümlich für den Erbauer oder Besitzer hält, sondern dem berühmten Rechtsgelehrten und Günstling des Schauenburger Grafen Ernst, Dr. Rutger Rulant, der (wahrscheinlich zwischen 1610 und 1616) von seinem Gönner das Privilegium zur Erbauung einer Loh-, Korn- und Baumöliermühle zwischen Ottensen und Othmarschen erhalten hatte. Augenblicklich dient sie nur noch als Kornmühle.

Besonders interessant sind die Ausführungen des Verfassers über die Lustgärten Neumühlens, unter denen der Donnersche Park und Rainvilles Garten berühmt geworden sind. Ihre Entstehung verdanken diese Anlagen besonders eingewanderten Niederländern, die sich in der Umgegend Altonas ankauften und hier während der Sommermonate wohnten, eine Neigung, die sie aus ihrer Heimat, wo die Gartenbaukunst bereits damals in Blüte stand, mitgebracht hatten. Auf einigen Höfen wohnten ein ganzes Jahrhundert lang fremde Botschafter, damals Residenten genannt, die meistenteils sowohl für Hamburg als für den niedersächsischen Kreis akkreditiert waren und daher außer ihrer Wohnung in Hamburg auch eine solche auf holsteinischem Gebiete haben mußten. Europäische Berühmtheit erlangte der heutige Donnersche Park Ende des vorigen Jahrhunderts unter seinem damaligen Besitzer, einem Kaufmann Sieveking in Hamburg, durch den er ein Versammlungsort vieler berühmter Männer jener Zeit wurde. Die jetzige Besitzerin, Frau Etatsrätin Donner, hat den Park vor zehn Jahren durch Erwerbung des Gebiets der alten Wassermühle und der ihr benachbarten alten Gebäude bedeutend vergrößert und ihn zu einer großartigen Gartenanlage mit Wasserfall umgeschaffen. Rainvilles Garten, ursprünglich ebenfalls ein herrschaftlicher Wohnsitz, erhielt seinen Namen zu Anfang unsers Jahrhunderts nach seinem damaligen Eigentümer, früheren Adjutanten des französischen Generals Damouriez, namens Claude Rainville, der hier ein Restaurant nach französischem Muster einrichtete und dem Garten zu einem Weltruf verhalf. In den letzten sechziger Jahren wurde ein großer Teil des Gebiets durch einen Erdrutsch zerstört. Das Restgrundstück ist später zum Teil an die Stadt Altona abgetreten worden, die am Abhange unterhalb des jetzigen Etablissements „Neu-Rainville" prächtige Anlagen geschaffen hat.

Nachdem im Jahre 1884 vor Neumühlen ein Kai und auf diesem eine Dampfmühle errichtet worden ist, hat die Ortschaft ihren ländlichen Charakter fast eingebüßt, während sich Övelgönne denselben bewahrt hat. Dieser Ort mit seinen sauberen Häusern, Villen und Gärten dient jetzt als Wohnort für Lotsenfamilien, reiche Privatleute und Hamburger Sommergäste.

Der Wert der Volckensschen Schrift ist noch wesentlich erhöht worden durch die Beigabe einer Anzahl sorgfältig ausgeführter Karten, welche die Ausführungen des Verfassers vortrefflich veranschaulichen. Es sind die folgenden: 1. ein Teil der Lorichsschen Elbkarte von 1568, im Maßstabe des Originals gezeichnet von Herrn Wilhelm Weimar, 2. Neumühlen vor 1660, 3. das Elbufer von Altona und Neumühlen 1739, 4. eine

Digitized by Google

Flurkarte von Ottensen und Neumühlen vom Jahre 1789, 5. ein Flurkarte von Othmarschen und Övelgönne vom Jahre 1791, 6. ein Lageplan von Neumühlen und den westlichen Kaistrecken von 1889, dem zum Vergleiche derjenige von 1863 auf demselben Karton beigefügt ist. In einem Anhange hat der Verfasser sehr dankenswerte Erläuterungen zu den Flurkarten beigegeben, zusammengestellt auf Grund des im Jahre 1701 angelegten Erdbuches von Ottensen, Othmarschen, Övelgönne und Neumühlen, sowie der Ottenseer Schuld- und Pfandprotokolle und der Pinneberger Amtsbücher. Alles in allem hat Herr Volckens in Gemeinschaft mit der Verlagshandlung ein Werk geschaffen, das sich den Ehrenbergschen Veröffentlichungen würdig an die Seite stellt. H. Ehlers.

Geschichte der holsteinischen Elbmarschen.*)

II.

Der bereits erwähnte Spadelandbrief Adolfs VIII., des letzten Grafen der Neußburger Linie, aus dem Jahre 1438 giebt die erste umfassende Regelung des Deich- und Entwässerungswesens in der Wilstermarsch. Seine Veranlassung ist wahrscheinlich zunächst in der durch Fluß erwähnten Überschwemmung aus dem Jahre 1436 zu suchen, da sein Wortlaut eine unmittelbar vorhergegangene ungewöhnliche Verwüstung der Marschen voraussetzt. In Gemeinschaft mit anderen erhaltenen Urkunden und Berichten läßt er erkennen, welcher gewaltigen Anstrengungen, welcher aufmerksamen Beobachtung der natürlichen Verhältnisse es bedurfte, um das einmal gewonnene, fruchtbare Land zu behaupten und immer besser auszunutzen. Der Graf verspricht den Bewohnern der Wilstermarsch seine Hilfe und Holz zum Bau von anscheinend 2 Schleusen auf dem Casenort, welcher Ort hier zum erstenmal genannt wird. Wie die Unterhaltung der Deiche bei der Wilster vom Casenort bis an Dieckende, soll auch die Unterhaltung des Stördeichs und des Moordeichs gemeinsame Last des Kirchspiels sein. Die in dem Spadelandbriefe vorgeschriebene Anlage einer Wetterung auf der Krummendieker Seite wird vom Verfasser auf die Hackeboer Wetterung (auf der Lühr-Meyerschen Karte von 1765 als „der alten Seite Schleusen Wettern" bezeichnet) bezogen, da die Honigflether Wetterung schon seit alten Zeiten vorhanden war. Die auf der rechten oder Neuen Seite anzulegende Wetterung ist, wie urkundlich nachgewiesen wird, nicht bis unmittelbar in die Stör geführt, sondern nur in die Wilsterau unterhalb der Stadt. Eine Folge der verbesserten Entwässerung der Neuen Seite scheint die Urbarmachung von Neufeld gewesen zu sein, dessen Gebiet noch 1300 Ödland war, dessen Name aber schon 1465 genannt wird.

Der untere Lauf der damals angelegten Sielwetterung bezweckte die Geradelegung der Wilsterau in der Nähe der Stadt. Wahrscheinlich ist auch der Lauf oberhalb Wilsters im Zusammenhang mit dieser Anlage geradegelegt worden, sodaß durch einen schnurgeraden, 1 km langen Graben der Lauf um fast 3 km gekürzt wurde. Das zwischen den Resten des alten Bettes (der „Alten Wilster") und dem neuen Laufe liegende Land (das Nest oder Nesse) wird zur Alten Seite des Kirchspiels gerechnet, sodaß die Einteilung des Kirchspiels in die Alte und die Neue Seite, welche für das Deich- und Entwässerungswesen, die weltliche und kirchliche Verwaltung bis auf den heutigen Tag von so großer Bedeutung ist, wahrscheinlich entweder gleichzeitig mit oder erst nach jener Regelung des Anlaufs getroffen wurde.

Die Flut von 1436 muß auch den Elbdeich auf weite Strecken zerstört haben; denn der Spadelandbrief trifft Bestimmungen über die Wiederherstellung und die Erhaltung desselben, sowie über die Pflege des Außendeichs. Zu erneuerten, geregelten Anstrengungen

*) Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. D. Detleffsen. In zwei Bänden. Glückstadt, 1891 bis 1892. Im Selbstverlage des Verfassers. 447 und 516 Seiten nebst einer Karte (1 : 100 000). Lex.-8°. Preis für Mitglieder des Vereins bei direktem Bezuge vom Verfasser 10 M. Vergl. Mai-Juni-Heft S. 124 ff.

Digitized by Google

trieb die Flut des Jahres 1491, welche besonders das Kirchspiel Wevelsfleth arg verheerte. Im Jahre 1503 wurde die Kirche von Wevelsfleth nach Hommelste verlegt, dessen Name in dem des anstoßenden Dorfes Humsterdorf erhalten ist. Um das Jahr 1600 führt die neue Anlage den Namen Neuendorf, der aber später dem mit der Kirche von der Elbe her übertragenen Namen Wevelsfleth hat weichen müssen. Gleichzeitig mit der Kirche ist auch der Elbdeich zurückverlegt worden. Diese Einlage hat sich wahrscheinlich auf den gesamten Elbdeich der Wilstermarsch erstreckt. Die Anlage des neuen Elbdeiches nach dieser letzten Zurückverlegung fiel besonders den Außenkirchspielen zur Last. Christian III. vermittelte im Jahre 1538 einen Vertrag zwischen den Außenkirchspielen und der Neuen Seite, in dem die Pflichten beider Teile bis zu einer etwaigen neuen Einlage festgesetzt wurden; jedoch hatten Veränderungen im Deichwesen oftmals erneute Streitigkeiten zur Folge, die in einzelnen Fällen bis in unsere Zeit gereicht haben. Die den Außenkirchspelen aufgebürdeten Deichlasten waren im übrigen auch so groß, daß die Landesfürsten mehrfach auf eine Erleichterung durch Befreiung von anderen Lasten oder durch Unterstützung Bedacht nehmen mußten.

Unter den folgenden Landerwerbungen sei nur der im Jahre 1614 erfolgten Eindeichung des St. Margarethener Neukoogs gedacht, durch die eine tiefe Einbuchtung des Elbdeichs fast völlig geradegelegt wurde und die Wilstermarsch ihre Deiche vollständig ausgebaut zu haben schien. Die Fastelabendflut von 1625 gab Veranlassung zur Verstärkung des schon 1607 erwähnten Bollwerks bei der Altenhafener Schleuse, und zur Unterhaltung des aus ihm entstandenen Steinhauptes verpflichtete Christian IV. nach den Verheerungen der Flut von 1634 die ganze Wilstermarsch, adlige, klösterliche und bäuerliche Besitzer, ja sogar „die adligen Possessoren über der Beke." Die Flut von 1634 hatte nicht weniger als 29 Grundbrüche zur Folge, sodaß hier und da geringere Umlegungen der Deiche gemacht werden mußten, deren Spuren noch an den kleineren Ausbuchtungen des Elbdeichs erkennbar sind. Die schon am 22. September 1636 beendigten Wiederherstellungsarbeiten hatten somit die Deichlänge etwas verändert, und im Jahre 1638 bestätigte der König den dadurch nötig gewordenen neuen Vertrag über die Verteilung des Elbdeichs. Bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden Generalschauungen der Elbdeiche abgehalten, und als Frucht einer solchen ist die Verfügung des Amtmannes Friedrich von Ahlefeldt aus dem Jahre 1674 zu betrachten, in der eine Übersicht über den damaligen Bestand der Elbdeiche gegeben wird. Im Kirchspiel St. Margarethen werden genannt: 1) der alte Deich, ohne Zweifel der ältere Elbdeich, an dem das Kirchdorf liegt und der auch jetzt wieder Elbdeich ist; 2) der alte neue Deich, kurz nach 1752 geschlagen; 3) der vom alten Deich durch den Büttel bis zum Moor hinaufgehende älteste Moordeich; 4) der Neuenkoogs-Elbdeich, 1614 geschlagen. Für die Verbesserung dieser Deiche, die schon (ebenso wie der Brokdorfer und der Wevelsflether Deich) ernstlich gefährdet waren, werden eingehende Anordnungen gegeben; aber sei es nun, daß dieselben aus Nachlässigkeit nicht überall gehörig zur Ausführung gebracht worden sind, oder daß die Macht der Fluten und der Winde der Anstrengungen spottete: nicht lange nachher beginnt ein Abbröckeln des bisher gewonnenen Landes (der Neuenkoog bei St. Margarethen mußte schon 1684 aufgegeben werden), das immer stärker wurde, je mehr sich die Landverluste des benachbarten Kirchspiels Brunsbüttel vergrößerten. Die von dieser Seite herkommenden Fluten des folgenden Jahrhunderts brachten der Wilstermarsch die größten Verheerungen, die sie je gesehen hat. Die Flut des Weihnachtstages 1717 und die Eisflut am 25. Februar 1718 zerrissen die Deiche und überschwemmten die Marsch. Bereits war die Wiederherstellung in Angriff genommen, da zerriß eine neue Flut am 10. Oktober den neuen Deich bei Brunsbüttel, dessen Kosten sich bis dahin auf 50 000 Reichsthaler belaufen haben sollen. Am 14. Dezember brach von der Überfülle des Geest- und Moorwassers in der Wilsteran der Andeich in Äbtissinwisch und Ecklak Am 15. Dezember brach der schon früher gesunkene, aber notdürftig wieder hergestellte Borlbohm, und kaum war der Bruch gestopft, so trieb ein starker Sturm am 26. und 27. Mai 1719 das salzige Meerwasser durch das Bracht bei

Digitized by Google

Brunsbüttel in das Eddelaker Feld, den Kudensee, nach Seedorf und einem Teil von Eckdk. Um den Schäden der Fluten vom November 1719, Januar und Februar 1720 zunächst durch einen Notdeich wieder abzuhelfen, arbeiteten 200 Mann fast Tag und Nacht, und seit dem 10. Mai 5000 Soldaten mit den Mannschaften der Marsch; aber die geschaffenen Deiche wurden durch einen dreitägigen Sturm im Juli und den Sturm vom 3.—5. November wieder auseinandergerissen, und nachdem auch diese Schäden gehoben waren, folgte am letzten Tage des Jahres die verderbliche Neujahrsflut, welche, wieder von Brunsbüttel kommend, das Hochmoor südlich und östlich vom Kudensee auftrieb und die große Anzahl von Bracken riß, deren größte 2 km lang und 400 m breit ist, und in denen noch der Wels gegen die Winterszeit in 70 Pfund schweren Exemplaren gefangen wird. Erst im Jahre 1721 wurden die Deichdarbeiten zum Schutze der Wilstermarsch zu Ende geführt. Euleman giebt eine Übersicht über die Deichunkosten der Jahre 1718—27, wonach die Ausgaben der Wilstermarsch 165 593 ℔ 1 ß 5 ₰, die Beihilfe der Kremper Marsch 28 623 ℔, die der Adeligen 1974 ℔, die des Königs 141 000 ℔, mithin die ganze Ausgabe, ungerechnet die Lasten der einzelnen Marschbewohner, 337 190 ℔ betrug.

Die schwere Flut am 11. September 1751 hatte zur Folge, daß man sich zu einer Erhöhung sämtlicher Elbdeiche entschloß, die mit einem Kostenaufwande von rund 300 000 Reichsthalern ausgeführt wurde, obwohl die Deiche an solchen Stellen, wo sie auf einem zähflüssigen Moor ruhten, infolge der schwereren Last oft hineinsanken, bis sie festeren Widerstand fanden, und auch später ist eine weitere Erhöhung erstrebt worden. Im Jahre 1790 wurde der Elbdeich zu 22 Fuß Kammhöhe und 12 Fuß Höhe für die Steindecke durchgeführt, was allerdings wieder Senkungen zur Folge hatte, die im Dezember das Maß von 14 Fuß und 19 Fuß erreichten. So konnte erst die Flut vom 3. und 4. Februar 1825, die sich 16¼ Fuß über Hochwasser erhob, die Wilstermarsch unter Wasser setzen, und diese Flut ist die letzte, welche die holsteinischen Elbmarschen in weiterer Ausdehnung heimsuchte.

Um die Deiche widerstandsfähiger zu machen und dem Wellenschlage seine brechende Kraft zu nehmen, legte man an solchen Stellen, wo das Watt am stärksten vom Strome angegriffen wird, Höfter an. Diese sind hölzerne, 4—5 Fuß über das Watt hervor ragende Wände (an den unteren Enden mit Schrägpfählen gegen den Eisgang gestützt), welche senkrecht zum Ufer stehen und stets zu zweien oder dreien angelegt werden, und zwar so nahe, daß der von dem einen Höfter abgewiesene Strom von dem folgenden wieder aufgenommen wird. Die Höfter reichen 30—40 Ruten, einige noch über das Watt hinaus. Seit etwa 20 Jahren hat man unter Aufgabe des Höfterbaues Faschinendämme oder Buhnen senkrecht vom Ufer aus in die Elbe hineingelegt. Die großen, würfelförmigen Faschinenmassen werden mit Steinen beschwert in die Tiefe versenkt und dann miteinander verbunden. Der ganze Faschinenbau ist unten breit und verjüngt sich nach oben, wie der Querschnitt eines Deiches. Die Oberfläche bleibt am Deiche 0,5 m, an der Kopfseite 2 m unter der gewöhnlichen Flut. Um die Ablagerung von Senkstoffen zwischen den Buhnen zu fördern, legt man Seitenarme an, welche die Buhnen rechtwinklig schneiden, also parallel mit dem Ufer laufen. Die Förderung der Entwässerung in den von dem Nord-Ostsee-Kanal durchschnittenen Gebieten wird voraussichtlich dort ein weiteres Zusammensinken des auf tiefen Moorschichten ruhenden Bodens zur Folge haben.

Es versteht sich von selbst, daß die Bevölkerung ohne die reichen Hilfsquellen der Marschen, ohne die Fruchtbarkeit des zu schützenden Bodens nicht imstande gewesen wäre, die Mittel zum Schutze ihres Landes aufzubringen. Seit alters sind die Marschen daher auch ein Ziel der feindlichen Einfälle, selbst wenn diese aus einer Richtung kommen, die nicht notwendig den Durchzug durch diesen Teil Holsteins erheischt. Der dreißigjährige Krieg bringt Wallenstein, der Schwedenkrieg den großen Kurfürsten hierher, und kaum ein Krieg Dänemarks vergeht, ohne daß die Marschen feindliche Heere aufnehmen müssen; aber weder die Brandschatzungen noch die Ausgaben für den Deichbau vermögen den Wohlstand der Bewohner zu zerstören. A. P. Lorenzen.

Digitized by Google

Zur Heimatskunde.

Als Beilage zum Jahresbericht des hiesigen Realgymnasiums und der Realschule erschien in diesem Jahre eine Arbeit von dem Oberlehrer Dr. Otto Lehmann unter dem Titel: „Zur Heimatskunde von Altona." Ich habe die Schrift mit großem Interesse gelesen und bin überzeugt, daß sie wesentlich dazu beitragen kann, den bisher etwas stiefmütterlich behandelten heimatskundlichen Unterricht zu heben und befruchtend zu wirken auch auf die andern Unterrichtsfächer, so namentlich auf den Unterricht in der Erdkunde und der Weltgeschichte.

Der Stoff gliedert sich nach folgenden Überschriften: Topographie von Altona, das Elbufer von Altona bis Teufelsbrück, Blankenese, die Heide zwischen Blankenese und Wedel, das Steilufer von Wittenbergen bis Schulau, Schulau und Wedel, die Bahrenfelder Kiesgruben, das Eidelstedter Moor und Langenfelde, Niendorf und Eppendorf. Die Liebe zur Heimat tritt uns in jedem Kapitel anmutig entgegen, und ich bedaure nur, daß die kleine Schrift nicht für jedermann im Buchhandel zu haben ist. Der Verfasser würde sich ein Verdienst um die Schule erwerben, wenn er sich dazu entschließen könnte, seinen Beitrag zur Heimatskunde auf dem Büchermarkt erscheinen zu lassen. Bei der dadurch notwendig werdenden Neubearbeitung des Stoffes müßten dann nach meiner Meinung alle diejenigen Kapitel, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, in größerer Ausführlichkeit zur Darstellung gelangen.

Der Verfasser würde dann auch Gelegenheit haben, einige Unrichtigkeiten zu beseitigen. Auf eine Darstellung, die ich für verfehlt halte, möchte ich hier besonders hinweisen. In dem Kapitel „Schulau und Wedel" schildert der Verfasser das Landschaftsbild, welches sich dem Blicke vom Wirtshaus zum „Parnaß" aus darbietet. Da heißt es u. a.: „In der Marsch aber ist alles langweilig: Boden, Vieh, Himmel und Menschen. In langen Streifen erstrecken sich die Weiden von schnurgeraden Kanälen durchzogen, auf ihnen schwerwandelndes Fettvieh, bis an den Bauch im Grase. Hier paßt alles zu einander: die wasserreiche Ebene, der träge fließende Graben, der dunkle, zähe Boden, das einförmige Grün und dazu der Marschbauer, wenn er mit dem Springstabe über der Schulter bedächtig einherschreitet."

Wenn der Verfasser unsere Elbmarschen aus eigener Anschauung genauer kennen gelernt hätte, so würde er diese Darstellung nicht gegeben haben, nach welcher sich jeder, der die Marsch nicht gesehen hat, ein falsches Bild von der Gegend und ihren Bewohnern machen muß. Daß der Verfasser den Boden der Marsch und meinetwegen auch das Vieh langweilig findet, ist begreiflich; wie er aber dazu kommt, auch den Himmel und die Menschen langweilig zu nennen, weiß ich nicht. Der Himmel unserer norddeutschen Tiefebene zeigt oft eine so mannigfaltige und großartige Schönheit der Wolkenbildung, eine solche Zartheit und stimmungsvolle Abtönung in seiner Färbung, daß gerade dadurch der flachen Landschaft ein eigenartiger, reizvoller Zauber verliehen wird. Landschaftsmalern ist diese Thatsache wohlbekannt. Ich verweise hier z. B. auf die Schuchschen Bilder, namentlich aber auf die schöne, stimmungsvolle Abendlandschaft von Lessing in der Hamburger Kunsthalle. An diesem Zauber hat der Himmel, der sich über unsern Marschen wölbt, seinen vollen Anteil, ja, er darf gar noch eine besondere Schönheit für sich in Anspruch nehmen: den herrlichen Sonnenuntergang, hat man doch schon auf der freien Höhe des Elbdeiches die Empfindung, als ob der Sonnenball ins Meer versänke.

Und nun die langweiligen Menschen?

Nach meiner Erfahrung — und ich kenne meine Landsleute vom Lande recht genau — ist unser Marschbauer nicht langweiliger als der Geestbauer. Ein so scharf ausgesprochenes allgemeines Urteil über den Charakter unserer Marschbauern, wie der Verfasser es fällt, muß ich überhaupt für sehr gewagt halten. Man vergleiche nur die Ditmarscher mit den benachbarten Wilstermarschleuten, die Bauern der Kremper Marsch mit den Bewohnern der Haseldorfer Marsch: es treten uns hier viel schärfer ausgeprägte Charakterunterschiede entgegen als bei einer allgemeinen Gegenüberstellung der Marsch-

Digitized by Google

bauern und Geestbauern. Ich gebe zu, daß friesische Schwerfälligkeit und Bedächtigkeit im Reden und Handeln, Eigenschaften, die mitunter langweilig werden können, in einigen Gegenden unserer Elbmarschen als hervorstechender Charakterzug der Bewohner gelten dürfen; aber es trifft entschieden nicht zu, wenn man die Marschbauern in Bausch und Bogen unter das Prädikat „langweilig" stellt, und am wenigsten dürfte es zutreffen bei den geistig regsamen und unternehmungslustigen Ditmarschern. Auch die äußere Erscheinung der Marschbauern unserer Elbgegend ist anders, als der Verfasser sie sich vorstellt und schildert. Der Marschbauer schreitet nicht mit dem Springstabe über der Schulter bedächtig einher und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil er gar keinen Springstab hat. Ich kenne unsere Marschen seit nahezu 50 Jahren und habe meine Jugend in der Marsch verlebt, aber ich habe noch niemals einen Springstab oder Kluverstaken gesehen. Der Gebrauch des Kluverstakens ist in einer Marschgegend, in der vorzugsweise Ackerbau getrieben wird, aus natürlichen Gründen ausgeschlossen. Einem vernünftigen Landmann fällt es garnicht ein, auer über seine saatbestellten Ackerstücke zu gehen. In der nassen Zeit erschwert die zähe Kleie überdies einen Gang über das Ackerfeld in solchem Maße, daß der Gebrauch des Kluverstakens beim Überspringen der Gräben kaum möglich ist. Zwingt ihn die Not zu einem Quergange übers Feld, so benutzt er die in den Abzugsgräben angebrachten Dammstellen, durch welche die Grabenbreite in der Höhe des Wasserspiegels bis auf einige Fuß eingeengt wird. Die Benutzung des Kluverstakens ist nur in den Gegenden möglich, wo der Marschboden durchweg in Weide liegt, wie z. B. in der Landschaft Eiderstedt. Hier wird dies Gerät denn auch thatsächlich als Hilfsmittel des Verkehrs benutzt — ob auch in den friesischen Marschen unserer Westküste, weiß ich nicht. Jedenfalls aber ist der Kluverstaken selbst in der Wedeler Marsch, obwohl die Außendeichsländereien nur als Viehweide benutzt werden, als Verkehrsmittel nicht bekannt.

Ich muß also die von dem Verfasser gegebene Darstellung unserer Marschen als schief und unrichtig bezeichnen. Mit Rücksicht auf den übrigen wertvollen Inhalt der Broschüre kommt dieser kleine Irrtum freilich wenig in Betracht. Für mich aber hatte diese Schilderung unserer Marsch gerade wegen ihrer sachlichen Mängel ein gewisses Interesse, weil sie mir ein Beweis dafür ist, wie leicht geographische Unrichtigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden. Das Bild, welches sich der Verfasser von unsern Marschen macht, stammt in seinen Grundzügen offenbar von den uns in geographischen Werken überlieferten Darstellungen. Ursprünglich beruhen sie vielleicht schon auf nur flüchtiger Beobachtung; im Lauf der Zeit ist die Unähnlichkeit des Bildes gewachsen, weil der Gegenstand desselben sich verändert hat. Das Bild aber ist geblieben und wird in gutem Glauben an seine Richtigkeit weitergegeben. Vor 400 Jahren mag in Ditmarschen z. B. der Gebrauch des Kluverstakens ziemlich allgemein gewesen sein. Die wenigen Wege in der Marsch waren in der denkbar schlechtesten Verfassung, und der Ackerbau lag noch im ersten Stadium seiner Entwickelung. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß Cajus Möller in seiner Schilderung der Hemmingstedter Schlacht recht berichtet, wenn er die Ditmarscher mit ihren Kluvenstaken über die Gräben in die Reihen der Feinde springen läßt. Heute aber bietet uns die Marsch ein anderes Bild, und der Kluvenstaken ist in jenen Gegenden nur noch dem Namen nach bekannt.

Altona, den 16. Juli. Johs. Schmarje.

Mitteilung.

Wintervorräte? Beim Graben in meinem Garten wurden häufig kleine Haufen (wie eine Handvoll) abgebissener Stengel von Duwop (Equisetum arvense L.) und Quecke gefunden. Die Stengelteile der ersteren Pflanze waren von der Stärke, wie sie erst in größerer Tiefe vorkommen. Dieselben sind unzweifelhaft von der Erdratte zusammengetragen, aber zu welchem Zwecke? Als Wintervorrat? Die Haufen wurden im Frühjahr gefunden.

Holm bei Uetersen. H. Eschenburg.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Beilage zur „Heimat," Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Nr. 9 und 10, 1895.

3. Litteratur-Bericht

für

Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

1894.

Erstattet von

A. P. Lorenzen.

1. Bibliographie (incl. Zeitschriften und Abkürzungen).

Nathansen, W., Aeltere Grundrisse von Hamburg und ältere Elbkarten. **M H G,** S. 80—83.

—, —, Aeltere Grundrisse von Hamburg. **M H G,** S. 96—97.

, —, Zweiter Nachtrag zu dem Verzeichniss der auf den Brand des Jahres 1842 bezüglichen Abbildungen und Pläne. **Z V H G,** S. 505—516.

Oversigt over historisk Litteratur fra Aaret 1893 vedrørende Sønderjyllands Historie. **S Aa,** S. 284—304.

Wetzel, A., Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Landesgeschichte und Landeskunde. **Z S-H-L G,** S. 335—356.

Sønderjydske Aarbøger 1894. Udgivne af H. P. Hanssen-Nørremølle, Gustav Johannsen og P. Skau. Flensborg (Komm. Moldt, Sønderborg) o. J. (III), 304 S., 8°; — cit.: **S Aa.**

Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogthums Lauenburg. 4. Band. Heft 2. Mölln i. Lbg. (Ratzeburg: Max Schmidt), 1894. (VII) u. 125 S., 8°. ℳ 2,00; cit.: **A G H L.**

Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Plön. Theil 2. Mit 2 lithogr. Tafeln, 12 Abbildungen im Text, 2 Periodicitätstabellen und einer Karte des ostholsteinischen Seengebiets. Von Otto Zacharias. Berlin: R. Friedländer & Sohn, 1894. VII u. 155 S. 2 Tabellen, 2 Tafeln, 1 Karte; 8°. ℳ 7,00; — cit. **F B P.**

Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. IV. Jahrgang. Kiel, 1894. (XXVIII u.) 252 u. 27 S., 8°. — Vgl. Inhaltsverzeichnis für den IV. Jahrgang.

Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten. XI. Jahrgang. 1893. Hamburg: Gräfe & Sillem, 1894. (III), CXXXIX u. 153 S. m. 11 Tafeln, Lex.-8°. ℳ 20,00; — cit.: **J H W A.** — Enthält neben den wissenschaftlichen Abhandlungen die Jahresberichte der Wissenschaftlichen Anstalten (Stadtbibliothek, Botanischer Garten, Sternwarte, Museum für Kunst und Gewerbe, Chemisches Laboratorium, Physikalisches Lab., Naturhistorisches Museum, Museum f. Völkerkunde, Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer, Sammlung Hamburgischer Altertümer, Botanisches Museum und Laboratorium für Warenkunde) und eine Übersicht der 1893—1894 gehaltenen Vorlesungen.

Wissenschaftliche Meeresuntersuchungen herausgegeben von der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere in Kiel und der Biologischen Anstalt auf Helgoland. Im Auftrage des Königl. Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten und des Königl. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Neue Folge. Erster Band. Heft 1. Mit 7 Tafeln und 41 Figuren im Text. Kiel und Leipzig: Lipsius & Tischer, 1894. VI u. 404 S., 7 Tff., 4°. ℳ 30,00; cit.: **W M.**

Mittheilungen der Gesellschaft für kieler Stadtgeschichte. Zwölftes Heft. Kiel: (H. Eckardt), 1894. 56 S., 8°. ℳ 1,00. — cit.: **M k S.**

Digitized by Google

Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Herausgegeben vom Vereins-Vorstand. Sechszehnter Jahrgang. 1893/94. Hamburg: W. Mauke Söhne, 1894. IV, S. 1—196. — cit.: **M H G.**

Vereinsblatt des Haide-Kultur-Vereins für Schleswig-Holstein. XXII. Jahrgang. Herausgegeben von dem Vorstande und redigirt von dem Geschäftsführer von John in Rendsburg. Wilster, 1894. IV u. 104 S., 8°; — cit.: **V H-K-V.**

Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg 1893. Dritte Folge I. Hamburg: Friederichsen & Co., 1894. XXXIV u. 102 S., 8°; cit.: **V N H.**

Landwirthschaftliches Wochenblatt für Schleswig-Holstein. Organ des Schlesw.-Holstein. Landwirthschaftlichen Generalvereins. 43. Jahrgang. 1893. Kiel. (VIII) u. 743 S., 4°; — cit.: **L W S-H.**

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. 24. Band. Mit 1 Karte. Kiel: Universitäts-Buchhandlung, 1894. (II), 362 S., 1 Karte, gr.-8°. ℳ 8,00; — cit.: **Z S-H-L G.**

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. IX. 3. Heft. Hamburg: (Gräfe & Sillem), 1894. (III u.) S. 465—638. ℳ 3,00; — cit.: **Z V H G.**

Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für Obst- und Gartenbau. Vereinsblatt des Gartenbau Vereins in Schleswig-Holstein zu Kiel. Jahrgang 1894. (I), 101 S., 4°; — cit.: **Z O G.**

2. Karten, Pläne und Ansichten.

C. Adler's Plan von Hamburg-Altona-Wandsbek und Umgebung mit projectirter Vororts-Ringbahn und Alster-Canalisirung bis Ohlsdorf, sowie Elb-Regulirung. Rückseitig 42 Ansichten. Beschreibender Führer, Namen-Verzeichniss der Strassen, Anlagen etc., Theaterpläne, Daten aus Hamburgs Geschichte u. s. w. Hamburg: C. Adler, Ausgabe: Sommer 1894. 40 S. Plan ca. 1 : 20 000. In Umschlag ℳ 1,00.

Ehrenberg, R., und Stahl, B., Altona's Topographische Entwickelung. Herausgegeben mit Unterstützung der Altonaer Stadtverwaltung. Altona: Schlütersche Buchhandlung, 1894. 1 Titelblatt, 16 Tafeln, fol. 34 S. Text, 4°. In Leinwand-Mappe ℳ 16,00. — Ein Prachtwerk, dem man recht viele gleichartige Nachfolger für andere Städte wünschen möchte. — Aus der Zeit vom Baue des ersten Hauses in Altona bis zur Erteilung des Stadtprivilegiums (1536—1664) sind keine Pläne der Stadt erhalten, sondern wir kennen nur 2 Ansichten, deren älteste (1568) auf Melchior Lorichs Elbkarte gegeben ist, während eine kleine Zeichnung des holländischen Landschaftsmalers Antony Waterloo (aus dem Jahre 1641?) die zweite bildet. Beide sind schon früher vervielfältigt: Lorichs Elbkarte (im Archiv Hamburgs) wurde auf Veranlassung des Vereins für hamburgische Geschichte nach einer Zeichnung lithographiert und mit einem Kommentar von Lappenberg 1847 herausgegeben, nach welcher Ausgabe der in Wichmanns Geschichte Altonas (1865) enthaltene Ausschnitt in Schwarzdruck gearbeitet ist. Die photographische Aufnahme hat jetzt eine getreue Wiedergabe ermöglicht. Im Vordergrunde sehen wir den Grevenhof (»Schrevenhoff«), woher Altona seine ersten Ansiedler empfing, rechts einen Teil Hamburgs mit dem Brook, links davon die Anfänge des heutigen Michaeliskirchspiels und das Eekholt, weiter die Mündung der Pepermolenbeke an der Grenze des schauenburgischen Gebietes. Es folgt eine Gruppe von 10 Häusern mit der Bezeichnung »Altonawe«, wohl den damaligen Verhältnissen entsprechend, da jetzt erst die Einwanderungen der Niederländer begannen. Ganz links liegt Ottensen mit der Kirche und unten an der Elbe liegt Neumühlen mit dem noch jetzt vorhandenen Bache. — Der steile Abhang auf der zweiten Ansicht mag teilweise auf einer Neigung Waterloos zur malerischen Übertreibung beruhen; thatsächlich ist der Abhang aber später abgeschrägt und das Vorland erhöht worden, um die Bebauung zu ermöglichen. — Das der Stadt verliehene Freihafen-Privilegium und die Anweisung eines umfangreichen Stadtgebietes förderten die Entwickelung derselben, wie drei Pläne von 1665, 1689 und dem Ende des 17. Jahrhunderts zeigen. Der älteste Plan von 1665 stellt die Stadt in ihrem Anfange dar, bevor das Stadtprivilegium seine Wirkungen äussern konnte. Der Elbstrand befindet sich im Urzustande, die vorhandene Palmaille entbehrt der Häuser; südlich derselben liegen eine Windmühle und die Sägemühle; die Kleine Elbstrasse heisst Elbstrasse (die Grosse E. fehlt), die Fischergasse ist schon bis zum heutigen Sandberge fortgesetzt, die Breite Strasse dagegen nur bis an die noch nicht vorhandene Dreyerstrasse. Die grosse Papagoyenstrasse (nach der Vogelstange führend) ist vorhanden, trägt aber keinen Namen, die Kleine Papagoyenstrasse heisst Mühlenstrasse, ist aber nicht völlig vorhanden; dagegen haben Prinzenstrasse und Kirchenstrasse schon ihre heutige Länge. Die Böhmkenstrasse hiess damals Hamken-Twiete. Man erkennt die Langen- und die Lindenstrasse, den Grenzbach, den Norder-Nobisteich, der damals teilweise vorhanden war, während der Süder-Nobisteich schon abgelaufen war. Die Bachstrasse heisst am Bache. Durchgänge nach Hamburg sind

Digitized by Google

schon vorhanden: Pinnas, Schlachterbuden-, Nobis-, Hummelthor. Markt und Rathaus sind nicht vorhanden. Die Gr. Bergstrasse ist nur bis an den Präsidentengang bebaut, weiter westlich existiert sie, ebenso wie die Königstrasse, nur als Weg. Als Freiheit erscheint die Gr. Freiheit, wogegen die Kl. Freiheit Reformierte Gasse heisst (bis 1710). Die Elbansicht von Altona um das Jahr 1676 ist eine Nachbildung des 1677 von H. M. Winterstein nach der Zeichnung eines Unbekannten (F. V. A.) hergestellten Kupferstiches, der bereits von Wichmann wiedergegeben ist, aber unter Verzichtleistung auf die charakteristischen Einzelheiten des Vordergrundes. Die beiden folgenden Pläne erreichen wegen ihrer Mangelhaftigkeit nicht die Bedeutung desjenigen von 1665. Die Bedeutung des letzten (Altona gegen das Ende des 17. Jahrhunderts) liegt in der ausführlichen Behandlung des nördlichen Stadtgebietes, das uns hier zum erstenmal dargestellt wird. Zu beiden Seiten der Strasse von Altona nach Pinneberg (jetzt Holstenstrasse) sind abgegrenzte Kämpe, ebenso weiter nordöstlich Bleichen und Kämpe. Gr. und Kl. Gärtnerstrasse sind als Landwege schon vorhanden; wo letztere die Landstrasse nach Pinneberg schneidet, befindet sich der Richtplatz mit dem Galgen; auch die alte Strasse von Hamburg nach Pinneberg ist angegeben (jetzt Eimsbütteler Strasse auf St. Pauli, Schulterblatt u. s. w.). Ein Weg bezeichnet die heutige Wohlers Allee. Nördlich davon ist die Isebek, und diese nach Westen verfolgend treffen wir den Grossen und den Kleinen Diebes-Teich (im 17. Jahrhundert durch Zweiteilung entstanden), deren letzterer im 18. Jahrhundert trocken gelegt wurde, welchem Schicksale dann auch ein Teil des grossen anheimfiel. Die Entwickelung Altonas war bis 1713 (Schwedenbrand) eine stetige: die Schmiedestrasse entstand, Grosse und Kleine Mühlenstrasse, Breite, Fischer- und Grosse Elbstrasse wurden weiter ausgebaut, in der Palmaille wurden einige Häuser gebaut; Berg- und Königstrasse wurden wesentlich verlängert; im Innern der Stadt verschwanden die wüsten Plätze. Von den 1339 Häusern und 443 Buden wurden 959 Häuser und 274 Buden 1713 abgebrannt, sodass nur 400 Häuser und 169 Buden stehen blieben. — Verleihung neuer Privilegien, vielfache Förderung von Handel und Gewerbe, kostenlose Hergabe von Baumaterialien förderten den Wiederaufbau der Stadt, bei dem aber grössere Regulierungen der alten Strassen im Innern der Stadt als zu kostspielig leider unterblieben, wogegen in den äusseren Stadtteilen mit grösserer Umsicht verfahren wurde. Die durch den Wiederaufbau der Stadt eingeleitete III. Periode reicht bis zum Bau der Altona-Kieler Eisenbahn (1713—1844). Der erste Plan aus dieser Periode (Altona im Jahre 1737) ist zugleich der erste Altonaer Stadterweiterungsplan, von dem Oberkondukteur Dilleben auf Befehl König Christians VI. 1737 angefertigt. Das Interesse des Königs für Dillebens Projekte (ausser einer Anzahl neuer Strassen eine neue Kirche im Norderteile und ein königliches Palais) bewirkte zwar eine eifrige Beratung seitens der städtischen Behörden; aber das Palais wurde nicht erbaut, und statt einer neuen Kirche wurde nur die alte, baufällig gewordene neu aufgeführt, und von den auf neue Strassen bezüglichen Projekten, die den praktischen Blick Dillebens erkennen lassen, wurde sofort nur die Verlängerung der Katharinenstrasse bis zur Kleinen Mühlenstrasse ausgebaut und letztere bis zur Armenstrasse; denn manche der als nützlich anerkannten Anlagen erforderten zu grosse Geldanlagen. In dem bereits ausgebauten Teile zeigt der treffliche Plan die zahlreichen durch den Wiederaufbau hervorgerufenen Veränderungen. — Der Plan von 1745 (von F. Brinckmann) lässt an Genauigkeit zu wünschen übrig, unterscheidet aber die Bebauung und die sonstige Art der Bodenbenutzung (Acker, Wiesen, Gärten) und enthält vor allem eine Reihe von volkstümlichen Bezeichnungen für Strassen, Plätze und Häuser, die man auf anderen Plänen vergeblich sucht, sowie die 11 Stadtthore (6 an der Hamburger, 5 an der Ottensener Seite). — Der schöne Grundriss aus dem Jahre 1780, von Prätorius, ist in dessen »Merkwürdigkeiten der Stadt Altona« enthalten, ebenso gehört der Mirbeckschе Plan aus dem Jahre 1802 zu Gählers »Kurze Beschreibung der an der Elbe belegenen Stadt Altona.« — »Altona im Jahre 1836«, unter Leitung des Astronomen Schumacher von dem Kapitän Nyegaard gezeichnet, bezeichnet Geerz mit Recht als eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Arbeit. »Ein ähnlicher Plan über eine andere deutsche Stadt, der sich auch nur entfernt mit diesem an Eleganz und Genauigkeit messen könnte, ist uns nicht bekannt.« — Während der Periode von 1713—1844 ist das Wachstum der Stadt Altona (1710: 2337, 1742: 3809, 1800: 4060, 1835: 4741 Wohnungen) weniger durch räumliche Ausdehnung als durch dichtere Bebauung gekennzeichnet. — Der Einfluss des Bahnbaues ist dargestellt durch den Plan von 1860. Die nach Fertigstellung der Eisenbahn eingesetzte Kommission für eine systematische Stadterweiterung hatte zunächst den östlichen Stadtteil in Verbindung mit dem Bahnhof zu bringen. Sie bewirkte, dass die zwischen Palmaille und Lohbusch durch die Eisenbahngesellschaft anzulegende Bahnhofstrasse in gebogener Linie über die Pinneberger Chaussee bis zum Nordende von Wohlers Allee (unter dem Namen »Allee«) fortgeführt und als äusserste

Digitized by Google

Grenzstrasse für die zu erwartende Ausdehnung der Stadt bezeichnet wurde. Alle die Stadt von Osten nach Westen durchschneidenden Strassen sollten von der inneren Seite her in diese Grenzstrasse ausmünden; unter diesen erhielt die Verlängerung der Mörkenstrasse die Aufgabe, als Marktstrasse für die mit der Eisenbahn zu erwartenden Lebensmittel zu dienen, und im Anschlusse an diese Marktstrasse und die Allee wurde nunmehr das übrige Strassennetz entworfen. — Auf dem Plane von 1888 ist die 1844 als Grenze der Erweiterung gesetzte Allee überschritten. Von dem im Jahre 1664 der Stadt angewiesenen Gebiet waren nur der nordwestliche Teil, der 1871 an das Zollgebiet angeschlossen war, und der Landstreifen zwischen Allee, Eisenbahn und Kasernen unbebaut. Die notwendig gewordene Gebietserweiterung fand durch die 1889—90 vollzogene Einverleibung der Ortschaften Ottensen-Neumühlen, Othmarschen, Oevelgönne und Bahrenfeld statt. Die ältere Gebietseinteilung schildern die Flurkarte von Ottensen und Neumühlen (1789) und die von Othmarschen und Oevelgönne (1791). — Der jetzt entworfene Erweiterungsplan ist auf dem vom Stadtbaurat Stahl 1894 gezeichneten Plan (1 : 8000) neben den die Verbesserung der Verbindungen mit Hamburg und mit den neugeschaffenen Verkehrsknotenpunkten (Hafen, Fischereihafen und Fischmarkt, Postgebäude) unter grossen Opfern hergestellten oder verbesserten Strassenzügen dargestellt.

Frost, J., Kreis Sonderburg. Schulwandkarte. Eigentum des Kreises. 1 : 37 500. Leipzig: Lith. Anst. v. C. Kirst, o. J. (1894). — Das besondere Interesse, welches den zunächst für Schulzwecke hergestellten Kreiskarten auch ausserhalb der Schule entgegengebracht wird, findet seine Erklärung in der geringen Lesbarkeit der Karten der K. Pr. Landesaufnahme. So vorzüglich und bewundernswert die Ausführung derselben auch im einzelnen ist, das Schwarz auf Schwarz erschwert dem Publikum die Orientierung auf denselben, und darum vermögen auch weniger zuverlässige und ergiebige Hand- und Touristenkarten, die oft im Stiche lassen oder durch falsche Angaben Irrtümer hervorrufen, dieselben zu verdrängen. An diesem Zustande werden auch die neuerdings getroffenen Massnahmen (Deponierung von Übersichtsblättern bei den lokalen Behörden) nichts ändern, weil dadurch das Grundübel nicht gehoben wird; diesem ist vielmehr nur durch eine ergiebige Ausnutzung der farbigen Signaturen zu begegnen. Ein privates kartographisches Institut würde bei dem gegenwärtigen Stande des Farbendrucks sich schwerlich dazu entschliessen, eine auf den buchhändlerischen Vertrieb angewiesene Karte in Schwarzdruck herzustellen, vielmehr begegnen wir oft einer selbst zwecklosen Ausnutzung des Farbendrucks schon der guten Wirkung halber. Die Messtischblätter des K. Pr. Staates (1 : 25 000) sind aber ausschliesslich im Schwarzdruck hergestellt, und es bedarf hier schon einer gewissen Übung, um kleine Wasserläufe, Höhenlinien, Flurgrenzen, Verkehrswege von einander zu unterscheiden, um so mehr, als die einzelnen Blätter keine Zeichenerklärungen enthalten. Einen wesentlichen Fortschritt bezeichnen die kgl. sächsischen und kgl. württembergischen mit ihren farbigen Höhenlinien. — Die Karte des Deutschen Reiches (1 : 100 000) lässt diese Mängel infolge der grösseren Verhältnisse auch bei der Terraindarstellung durch Schraffen erkennen. Die Höhen, Fluren, Kulturarten (Wald, Wiese, Sumpf), Siedelungen, Wege, in Verbindung mit den zahlreichen Namen und den kleinen Wasserläufen, erzeugen in hügeligem Terrain mit dichter Besiedelung ein Gewirr, zu dessen Enträtselung es nicht gar selten der Lupe bedarf. Wie zweckmässig erscheint dagegen der Farbendruck der Karte von Frankreich (1 : 200 000), auf der noch in der Umgegend von St. Rambert die Flussnetze von Rhone und l'Ain sich von den Strassennetzen und den Terraindarstellungen deutlich abheben! — Dass durch die Karte des Deutschen Reiches (1 : 100 000) nicht dem Bedürfnis des Publikums Rechnung getragen ist, beweist auch der Erfolg der Karte des Deutschen Reichs (1 : 500 000) von Vogel, beweist ferner das Vorgehen der Provinz Ostpreussen; leider liegt aber voraussichtlich die Zeit fern, wo in Schleswig-Holstein ein derartiges zielbewusstes Vorgehen erwartet werden darf, und so wird man es mit doppelter Freude begrüssen, dass die Kreisvertretungen, um dem Bedürfnisse der Schule zu genügen, die Mittel zur Herstellung von leicht lesbaren Kreiskarten bewilligen. — Von der auf Kosten des Kreises Sonderburg hergestellten Karte ist ein Exemplar jeder Schule des Kreises überwiesen worden, und der Rest der Auflage wird für späteren Bedarf aufbewahrt. Dieses Verfahren ist nicht zu billigen, da so den Kreiseingesessenen die Möglichkeit, eine lesbare und zuverlässige Karte ihres Kreises zu erwerben, benommen wird. Würde der Rest der Auflage zu angemessenem Preise in den Buchhandel gebracht, so würden manche Interessenten, amtliche und private Bureaux die schön ausgeführte Karte kaufen, und dem Kreise ein teilweiser Ersatz seiner Auslagen aus dem Erlös erwachsen, der nach einem Zeitraume von 10—15 Jahren für eine Neu-Ausgabe verwendet werden könnte. Ein derartiges Verfahren ist auch der Schule förderlich. Wenn der Restbestand der 1. Ausgabe in Gebrauch genommen wird, werden die dargestellten Verhältnisse vor-

Digitized by Google

aussichtlich sich verändert haben, und infolge dessen muss die Darstellung ev. (handschriftlich?) ergänzt werden, so z. B. wird der Kreis Sonderburg alsdann wahrscheinlich eine Eisenbahn besitzen; schon jetzt fehlt auf der Karte eine Darstellung des zur Fischzucht benutzten Teiles vom trocken gelegten Bund-See. — Die Karte ist eine reine Landkarte, welche die Höhenschichten durch Flächenkolorit darstellt (0—20 m grüne, 20—40, 40—60, 60—80 m braun in 3 Tönen). Zur Erklärung der Farbentöne dient ein Profilschnitt durch das unregelmässige Terrain Miang-See-Atzerballigholz. So geeignet auch der gewählte Schnitt erscheinen muss, die Überhöhung des Profils (5 : 1) macht dasselbe, wie überhaupt die meisten Profile, zu einem Zerrbilde. Eine Darstellung in einfachem Verhältnisse hätte sich durch einen Schnitt durch Düppel ermöglichen lassen. Die Beschränkung der Darstellung auf das Land musste sich, so üblich sie auch bisher ist, bei dem ausgeprägtesten Seekreise unserer Ostküste schwer rächen. Ohne Angabe der Tiefenlinien erscheint die Befeuerung der Küste unzweckmässig (Feuerschiff Kalkgrund), die Fahrtrichtung der Sonderburg ansegelnden Schiffe widersinnig (Breit-Grund, Mittel-Grund). In Satrup finden wir ein Beispiel für eine Stromgabelung. Die braune Farbe der Chausseen und Nebenwege i. Kl. hebt sich deutlich von der schwarzen der Wasserläufe ab. Von einer Darstellung der mehrfach interessanten Dorfanlagen ist regelmässig abgesehen worden. Wie die Ziegeleien, so hätten auch wohl die Windmühlen (Anhaltspunkte für die Entfernungsbestimmungen) Aufnahme verdient. Die Dampfschiffs- und die Telegraphenlinien hätten aus lokalen Ursachen Beachtung verdient; schon jetzt bieten Schulatlanten Übersichten über die wichtigeren überseeischen Linien.

Kieperts neueste Special- und Generalkarten mit wertvollem, statistischem Material von Paul Lippert und vollständigem Namenverzeichnis mit Bevölkerungsziffern zu jeder Karte. Nr. 8. Hannover und **Schleswig-Holstein.** 1 : 1 000 000. Berlin: Dietrich Reimer, 1893. ℳ 1,00. — Sonder-Ausgabe des Blatt 8 aus Kieperts grossem Handatlas, welches im Jahre 1892 von Richard Kiepert neu bearbeitet ist. Der Massstab lässt keine detaillierte Bearbeitung zu; dagegen gestattet die Vereinigung mit Hannover einen Überblick über die gesamte deutsche Nordseeküste. Durch Einfügung der Tiefenlinien für 10 und 20 m treten die Bodenfiguration der Nordsee bei Helgoland und Horns Riff und ebenso in der westlichen Ostsee und die Schwierigkeit in der Beltpassage hervor. Die statistischen Angaben der Erläuterungsblätter beziehen sich auf Schleswig-Holstein im Rahmen der deutschen bezw. preussischen Verwaltung, Areal und Bevölkerung, Bevölkerungsbewegung, Unterricht, Landwirtschaft und Industrie, Handel und Verkehr, Finanzwesen und Heerwesen; Wappen und Farben sind noch nicht festgestellt. Auf Hamburg und Lübeck bezügliche Angaben fehlen. Das Namenverzeichnis ermöglicht die Auffindung geographischer Objekte mittels des Quadratnetzes der Karte.

3. Landesbeschreibung (Führer).

Boysen, L., Statistische Uebersichten für die Provinz Schleswig Holstein. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Kiel und Leipzig: Lipsius & Tischer, 1894. VI u. 60 S., 8°. ℳ 1,00. — Giebt in Tabellenform systematischen Aufschluss über allgemeine, landwirtschaftliche, gewerbliche, Handels- und Verkehrsverhältnisse. Nach der Tabelle 3 (S. 15) über Zu- und Abnahme der Bevölkerung ergab sich von 1885 bis 1890 eine Abnahme für die Kreise Apenrade (3,5 %), Eiderstedt (4,3 %), Flensburg L. (0,8 %), Hadersleben (2,1 %), Husum (1,2 %), Lauenburg (2,0 %), Norderdithmarschen (0,5 %), Oldenburg (2,4 %), Schleswig (1,3 %), Segeberg (2,5 %), Sonderburg (0,8 %), Tondern (0,4 %); die Zunahme war am stärksten in Kiel St. (33,8 %).

Eggert, N. H., Adressbuch für Flensburg und nächste Umgebung. 1894. 18. Jahrgang. Nach amtlichem Material vom 12. November 1893. Flensburg, Huwaldsche Buchhandlung, o. J. (X) u. 398 S., 2 Pläne. 8°. — Inhalt: Verzeichniss der Telegramm-Adressen, der umliegenden Ortschaften und ihrer Postanstalten, der Teilnehmer an den Fernsprecheinrichtungen, der Strassen und Gewese, der Strassen in den einzelnen Kirchengemeinden, der Bewohner jedes Hauses, alphabetisches Verzeichnis der Einwohner; Handel und Gewerbe, Behörden, öffentliche und Privat-Anstalten, Vereine etc.; Plan der Stadt Flensburg, Plan des Stadttheaters.

Hansen, Reimer, Beiträge zur Geschichte und Geographie Nordfrieslands im Mittelalter. **ZSHLG,** S. 1—92, 1 Karte.

Jahr- und Auskunfts-Buch der freien und Hansestadt Hamburg für 1894. Mit über 60 Text-Abbildungen und 12 Karten und Plänen. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei, o. J. XIV, 342 u. 25 S., 7 Tafeln; Lex.-8°. ℳ 4,00. — Inhalt: I. Kalendarium, II. das Deutsche Reich, III. die freie und Hansestadt Hamburg, IV. Kultus und Unterricht, V. Rechtspflege, VI. Handel und Schiffahrt, VII. Verkehr,

Digitized by Google

VIII. Polizei und innere Angelegenheiten, IX. Finanzwesen, X. Bauwesen und Grundeigentum, XI. Wohlthätigkeit und Vereinswesen, XII. Militär-Angelegenheiten, XIII. Haushaltungskalender, XIV. Sehenswürdigkeiten und Gemeinnütziges; Anhang: Anzeigen. — Nach Anordnung und Inhalt verdient das Werk volle Anerkennung. Die dem Text einverleibten Anzeigen dienen zur Auskunftserteilung in dem bezüglichen Abschnitt. Die Orientierung wird durch Karten, Pläne, Illustrationen erleichtert.

Jahr- und Auskunfts-Buch der Kgl. Preuss. Provinz **Schleswig-Holstein, der Freien und Hansestadt Lübeck und des Fürstenthum Lübeck** für 1894/95. Hamburg: Verlagzanstalt und Druckerei, o. J. XI, 376 u. 23 S., 8 Tafeln; Lex.-8°. ℳ 4,00. — Inhalt: I. Kalendarium, II. das Deutsche Reich, III. Verkehrswesen, IV. Rechtspflege, V. Schleswig-Holstein, VI. Gewerbeordnung, VII. Staatssteuern und allgemeine Gesetze, VIII. die freie und Hansestadt Lübeck, IX. Haushaltungskalender und Gemeinnütziges; Anhang: Anzeigen. — Das Werk ist ein Ableger des gleichartigen Werkes für Hamburg. Ein grosser Teil des Inhalts ist spezifisch hamburgisch; sobald mit dem Material für Hamburg nicht anszukommen ist, wimmelt das Buch von Fehlern und veralteten Angaben, welche bei Benutzung des Provinzial-Handbuchs für Schleswig-Holstein unbegreiflich erscheinen. Besonders kennzeichnend ist die Behandlung der Universität Kiel. Diese ist weder in dem Abschnitt Kultus und Unterricht (unter V), noch in dem bezüglichen Abschnitt bei der Stadt Kiel vertreten. Hat der Bearbeiter geglaubt, die Universität durch die 19 Zeilen auf S. 202 genügend zu berücksichtigen, so ist dazu zu bemerken, dass u. a. die 8 auf die Museen bezüglichen Zeilen keine einzige jetzt zutreffende Angabe enthalten, sondern sich auf die siebziger Jahre beziehen, wie auch noch die folgenden, sobald sie detaillierte Angaben machen. — Ebenso unbegreiflich ist, wenn man nicht die Entstehungsweise in Betracht zieht, die Auswahl der Stadtpläne: Altona, Wandsbek (!), Kiel und — Hamburg. Flensburg, Schleswig, Neumünster, Plön, Elmshorn und andere sucht man vergeblich. — Auch die orientierenden Anzeigen beziehen sich fast ausschliesslich auf Hamburg. — Die Bearbeitung Lübecks ist wesentlich besser geraten.

Jensen, Christian, Die Bewirtschaftung der »Schiftburlag« auf Sylt. Globus. Bd. 66, S. 217—219. — Für Benutzung der 271 071 qm grossen Wiese Burlag am südlichen Ufer Sylts kommen ähnliche Umwechselungen unter den Miteigentümern vor, wie auf den Halligen.

Lauridsen, P., Om Bispedommet Slesvigs Sognetal i Middelalderen. Historisk Tidsskrift. 6. R. Bd. V, S. 183—222. — Der Verfasser untersucht, ob Schleswig in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters einem grossen ökonomischen und kulturellen Rückschritt unterworfen gewesen sei und ob dieser ev. einen Ausdruck finde in der Zahl der Kirchen oder Kirchspiele des Stiftes. Er verwertet hierbei das bisher wenig berücksichtigte Registrum Capituli Slesvicensis, das in einer Abschrift in Kopenhagen vorhanden ist und zum grössten Teile 1440—50 entstanden sein muss. Es giebt Aufschluss über den grossen wirtschaftlichen Niedergang von 1340—1440, über die Nachwehen der Kriege und Überschwemmungen und über den Verlust an Kirchen bezw. Kirchspielen. Die Untersuchung über die Verluste der einzelnen Marschgegenden im Herzogtum in der Überschwemmungsperiode bis zu 1440 ergiebt den Untergang von 49 Kirchspielen (Eiderstedt: 9, Schwabstedt: 4, Lundenberg: 3, Goosharden: 4, Strand: 25, Withaa: 5), dagegen scheint der Untergang von 10 Kirchspielen auf Sylt nicht feststehend. Aber auch in dem übrigen Teile des Herzogtums zeigt sich ein Niedergang an 6 Kirchen, sodass der Gesamtverlust vor 1523, ausser 4 Kirchspielskirchen in der Stadt Schleswig, 55 Kirchen und Kapellen beträgt. Südlich des Dannewerks entstanden infolge der Besiedelung durch Sachsen 7 Kirchen, und in Nordfriesland entstanden 6 neue Kirchen, sodass der absolute Verlust des schleswigschen Bistums bis 1523 46 Kirchen betrug. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat das Bistum Schleswig gegen 280 Kirchen gezählt, während 1523 nur 234 vorhanden waren.

Lindig, F., Adressbuch der Stadt Kiel, sowie der Ortschaften Gaarden und Ellerbek für das Jahr 1894. Abgeschlossen am 1. Dezember 1893. Kiel: Universitäts-Buchhandlung, 1893. VIII, 514 u. 42 S. 8°. Inhalt: Alphabetische Zusammenstellung der Gewerbe, Strassenverzeichnis, Adressen; Behörden, offizielle Anstalten und Institute, Kommissionen, wissenschaftliche und Kunstvereine, Kunstanstalten, gewerbliche Vereine, Banken etc.; allgemeine Nachrichten.

Schoost, Otto, Vierlanden. Beschreibung des Landes und seiner Sitten. Mit 17 Abbildungen im Text. Hamburg: Jürgensen & Becker, 1894. 51 S., 8°. ℳ 1,20. — In volkstümlichem Tone gehalten, aber trotzdem reich an Details, namentlich über das Leben und die Sitten der Bewohner; eingehend sind die Familienfeste beschrieben. Oft haben auch hier Deichbrüche grosse Not verursacht, so der neunmalige Grundbruch des grossen Elbdeiches 1583, die einmonatliche Überschwemmung Kirchwärders und Neuengammes infolge des Bruchs am 28. Januar 1751. Am 8. Juli

Digitized by Google

1771 wurde eine Deichstrecke von 692 Fuss eingerissen, innerhalb 6 Tage war das ganze Marschgebiet, 23 km lang, 15 km breit, überschwemmt. Die nächste Folge war eine Teuerung: der Himpten Weizen stieg von 2 Mark 2 Schill. auf 4 Mark 4 Schill. Durch Kollekten und Staatsunterstützung musste der ersten Not abgeholfen werden. Das Wasser stand bis zum 6. September. Bei der Wiederherstellung des Deiches, die bis in das folgende Jahr dauerte, obwohl erst 700 Mann, später 300 Mann täglich arbeiteten, durften die Einwohner nicht mitsprechen, wohl aber die Landschaft Neuengamme die Kosten im Betrage von 240 000 ℳ. tragen, obwohl nach der Berechnung eines Ingenieurs die ordnungsmässige Aufführung eines Interimsdeiches und des Hauptdeiches nur 16 413 Reichsthaler gekostet hätte. Da die Bewohner sich weigerten, kam es zur Pfändung, der Rechtsweg wurde beschritten; endlich aber kam ein Vergleich zustande, welcher der Landschaft die Zahlung von 120 000 ℳ. auferlegte.

Schwahn, P., Die Nordsee-Insel Helgoland. Nach einem Vortrag, gehalten in der Urania zu Berlin. Mit Illustrationen. Berlin: Hermann Paetel, 1894. 29 S., 1 Tf., 8°. ℳ. 0,60. — A. u. d. Titel: Sammlung populärer Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin, Nr. 29. — Ursprünglich in der Zeitschrift »Himmel und Erde« (6. Jahrg., Heft 12) erschienen, giebt die kleine Abhandlung ein zutreffendes Bild von dem Aufbau des Helgoländer Felsens und bildet so eine treffliche Ergänzung zu Tittel's Buch, durch dessen Untersuchungen wiederum die hier gegebene Darstellung über den Fortschritt der Zerstörung der Insel wesentlich modifiziert wird. Die Abbildungen sind nach den vorzüglichen Aufnahmen von Friederichs und Schensky gearbeitet.

Senft, Ferdinand, Wanderungen durch das nördliche und westliche Gebiet des deutschen Tieflandes und der anliegenden Inseln. Hannover und Leipzig: Hahn, 1894. IX u. 112 S., 1 Karte; 8°. ℳ. 2,00. — Die vorliegende 1. Abteilung des 2. Bandes von Senft's Geognostischen Wanderungen durch Deutschland ist nach dem Tode des durch die Bearbeitung der Leunis'schen Lehrbücher der Mineralogie bekannten Verfassers erschienen. In dem 2. Abschnitt (Merkwürdige Landschaften des Tieflandes) erfahren unsere Nordsee-Inseln eine recht eingehende Schilderung, die aber leider von zahlreichen Irrtümern durchsetzt ist. Die Insel Sylt besteht nicht aus Ablagerungen der Buntsandstein-, Keuper-, Lias- und Kreideformation, die am Morsum-Kliff zu Tage treten sollen, sondern man findet hier ausschliesslich die Tertiär- oder Braunkohlen-Formation. Der Vernichtungsprozess, dem Helgoland unterworfen ist, wird durch eine Wiedergabe der in v. Hoff's »Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche Bd. I« enthaltenen »Karte von Helgoland im Zustande des achten, dreizehnten und siebzehnten Jahrhunderts« nach Clarke veranschaulicht; v. Hoff hat aber bereits im III. Bde., S. 258—259 diese Karte »als eine abenteuerliche Erfindung neuer Zeit« und zwar als eine Nachbildung der Mejer'schen Karte (vgl. Tittel) gekennzeichnet.

Tittel, Ernst, Die natürlichen Veränderungen Helgolands und die Quellen über dieselben. Leipzig: Fock, 1894. IV u. 156 S., 8°. ℳ. 2,50. — Von den 3 Abschnitten (1. die geschichtlichen Nachrichten über Helgoland, 2. Karten und Steuerbücher, 3. die physische Beschaffenheit der Insel) verdient der erste die weitaus grösste Beachtung. Von den (mit Recht?) auf Helgoland bezogenen Mitteilungen des Plinius, Ptolemäus und Tacitus abgesehen, stammen die ersten sicheren Nachrichten aus der Zeit der angelsächsischen Mission unter den Friesen (Alcuin's Leben Willibrords und Alfrid's Leben Liudgers), die uns die Insel als von geringer Grösse mit nur kleiner Einwohnerzahl schildern. Die Mitteilungen Adam's von Bremen sind von zweifelhaftem Werte, weil die Bedeutung des von ihm angewandten Längenmasses »milliarium« nicht feststeht. Nach Oetker's Vorgang deutet T. den Ausdruck als »Schritttausend« und berechnet unter Zugrundelegung des deutschen Schrittmasses (= 0,8 m) die Länge der Insel zu 6400, die Breite zu 3200 m. Da die östlichen Riffe mit der Düne ca. 7400 m messen, der nördliche Teil derselben (weil tiefer gelegen) wohl nicht beachtet wurde, so erhält man nach Abzug desselben eine Länge von ca. 6000 m. Legt man aber die Längenachse in die Richtung der Dünenriffe, so ist die Breite von Westen nach Osten zu suchen, und wirklich beträgt die Entfernung von der Nordwestecke des Felsens über die Ostecke desselben bis zum Ostrande des Riffs über 3000 m. Die Dünenriffe haben zur Zeit Adam's die Ostgrenze der Insel gebildet. Im 15. Jahrhundert taucht die Sage von der einstigen Grösse der Insel auf. Dieselbe besitzt eine vierfache Wurzel: 1) den Streit zwischen den Hansestädten und den schleswigschen Herzögen um den Besitz der Insel, 2) die Ursula-Legende, 3) das Leben Suitberts, 4) die falsche Beziehung der Tacitusstelle Germania 40 auf Helgoland durch Pontanus. Während die herzoglichen Hofhistoriker sich in der genannten Fehde noch sehr vorsichtig und allgemein ausdrückten, wächst die Sage allmählich an: im 16. Jahrhundert berichtet die Designatio,

Digitized by Google

(angeblich von 1240) von 4 Kirchen, Rantzau hat 7 Kirchspiele, aber ohne Jahreszahl und Peter Sax berichtet 1638, dass die Insel 1010 »9 Kaspelkirchen« gross, 2 Meilen lang und 1 Meile breit gewesen, wundert sich darum, dass die schleswigschen Monumente ihrer so wenig gedenken. Dem Schüler Sax', Joh. Mejer, war die kartographische Fixierung der Sage vorbehalten. Die Untersuchungen Lauridsen's über Mejer's Karten von Helgoland haben endgiltig dargethan, dass Mejer's historische Karte von Helgoland nur willkürliche, in die Gestalt von Kartenbildern eingekleidete Spekulationen sind, die von Mejer selbst beliebig verändert wurden und jeder Grundlage entbehren. Wie bisher die Sage von der früheren Grösse der Insel wuchs, so wachsen von jetzt an die Angaben über verderbliche Fluthjahre. — Die Berechnung für den Abbruch der Insel, für 1845—89 nach den Seekarten berechnet, führt wegen des kleinen Massstabes zu unglaubwürdigen Resultaten. Für Tittel hat der Landmesser des Geogr. Instituts in Gotha den Arealverlust des Oberlandes für 1845—89 (nach der Karte in Lindemann, Die Nordsee-Insel Helgoland) planimetrisch zu 26 930 qm berechnet; leider beträgt der Massstab statt 1 : 3000 nur 1 : 3200, sodass auch diese Verlustberechnung nicht zuverlässig ist.

Voigt, F., Die Gebäude und Ländereien der Stadt Hamburg um 1625. **MHG,** S. 17—42.

Wermert, Georg, Pro Memoria. Zwei Vorträge: I. Betrachtungen über die agrarischen Angriffe auf den Handelsstand und die Handelsvertragspolitik der Reichsregierung, II. Über die Nordsee-Insel Helgoland und ihre Bedeutung für das deutsche Reich. Halle: Kaemmerer & Co., 1894. 131 S., 8°. ℳ 1,50. — Der 2. Vortrag (S. 79—123) ist im Volksbildungs-Verein zu Halle a. S. am 2. Dez. 1893 gehalten. Er betrifft die Geschichte, die natürlichen Verhältnisse der Insel und ihrer Bewohner, das Leben auf der Insel und den militärischen und wirtschaftlichen Wert derselben. Nur der letzte Teil verdient einige Beachtung; aber selbst dieser ist nicht einwandfrei: so können die Befestigungsarbeiten und die damit verbundene Hinüberschaffung von Materialien, weil auf Kosten des Reiches erfolgt, doch unmöglich den wirtschaftlichen Wert der Insel für Deutschland erhöhen, dieselben bilden vielmehr nur einen Ausdruck der strategischen Bedeutung, welche der Insel beigemessen wird. Dem Verfasser aber gebührt das Verdienst, von neuem auf Oetkers leider viel zu wenig beachtetes Werk über Helgoland (Berlin: Duncker, 1855) aufmerksam gemacht zu haben.

4. Bodenverhältnisse und geologischer Bau.

Credner, H., Geinitz, E., und **Wahnschaffe, F.,** Ueber das Alter des Torflagers von Lauenburg a. d. Elbe. N. Jahrb. f. Mineralogie. Jahrg. 1893. S. 33—38.

Haas, H., Ueber die Endmoränen auf dem Höhenrücken Schleswig-Holsteins. Brieflliche Mitteilung. Zeitschr. d. D. Geol. Ges. Bd. 46, 1893, S. 289—290. — Den Ausführungen G. Berendt's gegenüber betont Verfasser, dass er bereits in seinen Studien über die Entstehung der Förden an der Ostküste Schleswig-Holsteins (1888) und in seinem Buche über die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins (1889) den Endmoränencharakter der auf dem Höhenrücken vorkommenden Bildungen darthun konnte und zum erstenmal auf den Zusammenhang des Höhenrückens im Osten Schleswig-Holsteins mit der westlichen Grenze des oberen Geschiebemergels nachgewiesen habe, und somit ihm, nicht Gottsche, die Priorität zukomme.

5. Gewässer.

Ule, Willi, Geologie und Orohydrographie der Umgegend von Plön. **FBP,** S. 1—19. — Während in dem hügeligen und centralen Teile des baltischen Höhenrückens die unmittelbaren Wirkungen des Gletschers und zwar vorwiegend in Form von Grund- und Endmoränen uns entgegentreten, ist die vorgelagerte Heidelandschaft erst mittelbar ein Gebilde des Gletschers, indem erst die aus dem Gletscher hervortretenden Schmelzwasser jene Sandmassen aufschütteten, aus denen diese aufgebaut ist. An der Gestaltung des Höhenrückens hat aber das fliessende Wasser auch vor und nach der Eisbedeckung gearbeitet; besonders nachhallig wird die Wirkung der Schmelzwasser des rückschreitenden Gletschers und der postdiluvialen Bäche und Flüsse gewesen sein; denn das ausserordentlich langsame Zurückgehen der diluvialen Gletscher in der Region des baltischen Höhenrückens wird eine lange Thätigkeit der Schmelzwasserbäche, die infolge des Wechsels der Jahreszeiten ihre Wassermengen änderten und vielleicht ihre Angriffsstellen mehrfach verlegten, zur Folge gehabt haben. So ist eine regellos geformte Oberfläche mit zahlreichen Becken entstanden, in denen das in den natürlichen Bodensenken zu tage tretende Grundwasser sich ansammelte. Eine Übersicht über die Grösse und Tiefe einiger Seen giebt die Tabelle (S. 8):

Digitized by Google

Namen der Seen.	Arealgrösse. qkm	Grösste Tiefe. m	Tiefe auf den Meeresspiegel bezogen.	Verhältnis der Tiefe zur Arealgrösse: 1 : √F.
Grosser Eutiner See . .	2,369	17,0	+ 9,9	1 : 90
Keller-See	5,604	27,5	— 3,1	1 : 86
Diek-See	3,871	38,6	— 16,6	1 : 51
Behler See	3,218	43,2	— 21,2	1 : 42
Suhrer See	1,431	24,0	— 2,0	1 : 49
Höft-See	0,204	19,0	+ 3,0	1 : 24
Schöh-See	0,829	30,2	— 7,7	1 : 29
Trammer See	1,714	25,0	— 4,0	1 : 52
Vierer See	1,340	17,7	+ 3,1	1 : 65
Kleiner Plöner See . . .	3,876	34,5	— 13,9	1 : 57
Grosser Plöner See . . .	30,280	60,5	— 39,5	—
Ascheberger Teil . . .	12,910	29,0	— 8,0	1 : 124
Bosauer Teil	17,370	60,5	— 39,5	1 : 69

Voller, A., Das Grundwasser in Hamburg. Mit Berücksichtigung der Luftfeuchtigkeit, der Niederschlagsmengen und der Flusswasserstände, der Luft- und Wassertemperaturen, sowie der Bodenbeschaffenheit dargestellt. 2. Heft, enthaltend die Beobachtungen des Jahres 1893. Beiheft zum **J H W A,** XI, 1893. Hamburg: Gräfe & Sillem, 1894. 8 S., 3 Tfl., 4°. *M.* 2,50.

6. Klima (und Erdmagnetismus).

Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1893. Beobachtungs-System der Deutschen Seewarte. Ergebnisse der Meteorologischen Beobachtungen an 10 Stationen II. Ordnung und an 45 Signalstellen, sowie stündliche Aufzeichnungen an 2 Normal-Beobachtungs-Stationen. Jahrg. XVI. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg, 1894. VIII u. 150 S.; 4°.

(Karsten, G.,) Meteorologische Beobachtungen aus Schleswig-Holstein und Lübeck. 1893. Chronik der Universität Kiel 1893/94, S. I—XXVII.

Köppen, W., Der grosse Sturm vom 7. bis 12. Februar 1894 an der deutschen Küste. Ann. d. Hydr. Jahrg. 22, S. 87—97.

7. Pflanzenwelt (vgl. Landwirtschaft, Gartenbau, Forstwesen).

Brun, J., Zwei neue Diatomeen von Ploen. (Nebst Bemerkungen von Otto Zacharias.) **F. B P,** S. 52—56 u. Tf. 1, Fig. 10 u. 11. — Atheya Zachariasi und Stephanodiscus Zachariasi J. Brun werden beschrieben und abgebildet.

Buchenau, Franz, Flora der nordwestdeutschen Tiefebene. Leipzig, W. Engelmann, 1894. XV u. 550 S., 8°. *M.* 7,00, geb. *M.* 7,75. — Enthält mehrere Funde von J. Herbst bei Hamburg, obwohl im allgemeinen das Gebiet der Elbe ausgeschlossen ist. Der Verbreitung der einzelnen Pflanzenarten auf die verschiedenen Bodenformationen ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Castracane, Francesco, Die Diatomaceen des Gr. Plöner Sees. **F B P,** S. 48—51. — Die Untersuchungen Gerling's hatten bereits 1892 das Vorhandensein einer recht mannigfaltigen Diatomeenflora im Gr. Plöner See bewiesen und Castracane hat nun aus mehreren Sendungen 79 Arten bestimmt, darunter 2 neue Arten, Melosira Zachariasi Castr. und M. arundinacea Castr., durch deren Diagnosen die Liste ergänzt wird.

Knuth, Paul, Blumen und Insekten auf den Halligen. Botanisch Jaarboek. 6. Jaarg. Gent, 1894. S. 42—71, 1 Karte. — Separat: Kiel: Lipsius & Tischer. — Auf den Halligen kommen solche Pflanzen, welche zu ihrer Befruchtung unbedingt des Insektenbesuches bedürfen, überhaupt nicht vor. Unter den 36 (oder 37) Arten (die in so grosser Individuenzahl auftreten, dass der Boden dicht mit Pflanzenwuchs bedeckt erscheint) sind 2 wasserblütig, 2 befruchten sich selbst, 14 (39 %) sind echt windblütig (3 Arten mit unbekannter Blüteneinrichtung sind vielleicht diesen zuzuzählen). Die übrigen 16 Arten (42 %) sind Blumen im engeren Sinne, die aber bei ausbleibendem Insektenbesuch der spontanen Selbstbestäubung fähig sind.

Krause, Ernst H. L., Übersicht der Flora von Holstein. **F B P,** S. 20—30. — Ein Verzeichnis der aus Schleswig-Holstein und Mecklenburg bekannten Characeen und der Gefässpflanzen der Kreise Plön und Kiel, des nordöstlichen Teiles des Kreises Segeberg und des Kreises Oldenburg diesseit des Grabens, wobei die Pflanzen des

Digitized by Google

Salz- und Brackwassers aber nicht berücksichtigt sind, während die amphibischen und die Wasserpflanzen besonders gekennzeichnet sind.

Kuckuck, P., Bemerkungen zur marinen Algenvetation von Helgoland. Mit 29 Figuren im Text. **W M,** S. 223—263. Auf die Algenvetation ist es von erheblichem Einfluss, dass der submarine Vegetationsgürtel um Helgoland nur einen geringen Umfang hat, sodass selbst der anstehende Fels in einiger Entfernung von der Insel nur spärlich bewachsen ist. Alle Algen, welche sich gern in der Nähe von Flussmündungen ansiedeln, finden bei Helgoland keine ihnen zusagende Verhältnisse; ferner fehlt dort eine eigentliche Seegrasregion fast ganz, die für das Fortkommen vieler Arten von Wichtigkeit ist. Andererseits bewirken die Verschiedenheiten des Grundes (Thon-, Kreide-, Muschel-, Kalkfelsen; Geröll, Kies, Sand mit Steinen), vorgelagerte Riffe, Gezeitenwechsel etc. eine immerhin noch grosse Mannigfaltigkeit der äusseren Verhältnisse.

Richter, Paul, Gloiotrichia echinulata P. Richt., eine Wasserblüte des Grossen und Kleinen Plöner Sees. **F B P,** S. 31—47. — Die grüne »Wasserblüte« wird in den meisten Fällen durch Polycystis aeruginosa Kütz., Anabaena flos aquae Bréb. und A. circinalis Rabh. gebildet, seltener treten auf Rivularia echinulata und R. finitans. Die erste (R. echinulata) wurde durch Zacharias unter den als Wasserblüte auftretenden Flocken von Anabaena und dann auch, selbständig zur Wasserblüte sich entwickelnd, als kleine, grüne, flottierende Kügelchen beobachtet und von ihm als Rivularia an Richter gemeldet, der zur Zeit der Sporenreife in ihr eine Gloiotrichia erkannte und sie als eigene Art (G. echinulata) beschrieb.

Sandstede, H., Die Flechten Helgolands. **W M,** S. 265—275. — Die im Juni 1892 vorgenommene Untersuchung der Insel ergab einen Bestand von 45 Arten. In der nicht aufgefundenen Gyalecta epulotica (die Hallier erwähnt, Sandstede aber nicht gefunden hat) vermutet Verf. Lecanosa citrina Orch. Die Helgoländer Verhältnisse sind den Flechten nicht günstig. Der Strand ist durch die Gezeiten und die Brandung zu grossen Veränderungen unterworfen; auch an Hünsern und Gartenzäunen trifft man fast keine Flechten, da die Farbenliebe der Friesen der Flechtenvegetation feindlich entgegentritt; Landungstreppen und Bollwerke sind geteert; auch die Seitenwände des Felsens tragen wegen der steten Abbröckelung keine Flechten.

Simmons, Herman G., Några botaniska iakttagelser fran östra Schleswig-Holstein. Botaniska Notiser. 1894, S. 74—80

Timm, R., Über die Flora der Hamburger Wasserkasten vor Betriebs-Eröffnung der Filtrations-Anlagen. **V N H,** S. 1—14.

8. Tierwelt (vgl. Fischerei).

Beiträge zur Fauna der südöstlichen und östlichen Nordsee. Ergebnisse dreier wissenschaftlicher Untersuchungsfahrten in den Jahren 1889 und 1890, im Auftrage der Sektion des deutschen Fischerei-Vereins für Küsten- und Hochseefischerei ausgeführt von Fr. Heincke. Herausgegeben von der Biologischen Anstalt auf Helgoland. I. Teil. **W, M,** S. 301—404 u. Tff. V u. VI. — **Fr. Heincke** giebt in der »Einleitung« einen Auszug aus dem Fangjournal und eine Beschreibung der wichtigsten Fanggeräte. **W. Weltner** hat die »Spongien« bearbeitet; **M. Meissner** und **A. Collin** bearbeiteten die »Echinodermen«; **A. Ortmann** giebt ein systematisches Verzeichnis der gefundenen »Bryozoen« und schliesst daran eine faunistische Übersicht; **R. Timm** bearbeitete »die Copepoden und Cladoceren.«

Beiträge zur Meeresfauna von Helgoland. Herausgegeben von der Biologischen Anstalt auf Helgoland. **W M,** S. 93—213. — Die marinen Tiere und Pflanzen Helgolands, die auf dem eigentlichen Felsboden um dieses Eiland leben, sind Bewohner eines kleinen Gebietes, das völlig isoliert mitten im Meere liegt und dessen Eigentümlichkeiten erst an den norwegischen und britischen Küsten wiederkehren, während sich ringsherum die Nordsee als pflanzenleere Wüste ausdehnt, deren Grund, mit Schlick, Sand oder Geröll bedeckt, mehr oder weniger von der grundbewegenden Kraft der Gezeiten und Wellen beeinflusst wird. Das Helgoländer Faunengebiet umfasst vorläufig die Ausdehnung des vom Wasser bedeckten felsigen Fusses, auf dem Insel und Düne sich erheben, erweitert sich durch die diesen Fuss umziehende Zone, über die von dem Inselgestein losgerissene Gerölle sich verbreiten. Um zunächst den Gelehrten zu zeigen, welches Material sie auf Helgoland erwarten dürfen, sodann aber auch weiteren Kreisen ein Bild von der Meeresfauna von Helgoland zu geben, wird der bisher bekannt gewordene Bestand in mehreren Einzeluntersuchungen festgestellt, wobei die bisherigen, zum Teil sich als unzuverlässig erweisenden Angaben einer kritischen Prüfung unterzogen werden. **Fr. Heincke** beschreibt »die Fische Helgolands.« Von den 54 Arten Dalla Torres (Die Fauna von Helgoland. Jena, 1889) sind 13 zu streichen, dagegen kommen 29 Arten hinzu,

Digitized by Google

sodass die Fischfauna bis jetzt 70 Arten umfasst. Unter den häufigen Standfischen (28) sind 14 Nordfische, 11 Südfische und 3 von unbestimmter Verbreitung, von den selteneren Standfischen (22) sind 7 Nordfische, 10 Südfische, 5 von unbestimmter Verbreitung; die Gäste der Helgoländer Fauna (20) zählen 5 Nordfische, 12 Südfische, 3 von unbestimmter Verbreitung. Beschränkt man die Gruppierung auf rein marine (64) Arten, so sind 24 Nordfische, 32 Südfische, 8 von unbestimmter Verbreitung. Die Fischfauna von Helgoland erweist sich als ein artenarmer Zweig der Fauna des südlich der Doggerbank liegenden Teiles der Nordsee. Sie ist eine auffallend stabile, indem die Gäste nur 27 % aller Arten ausmachen, während in der westlichen Ostsee 51 % aller Arten und im Kattegat und an der norwegischen Küste wahrscheinlich ein noch grösserer Teil aller Fische nur Gäste sind. Der geographische Charakter der Helgoländer Fischfauna ist in seinem Stamme, den häufigen Standfischen, ein gemischt nördlich-südlicher mit schwachem Überwiegen nördlicher Formen und, wie es scheint, mit vereinzelten Überresten einer vormals arktischen Fauna. Bei den selteneren Standfischen und noch mehr bei den Gästen überwiegt der südliche Charakter. In der westlichen Ostsee ist die Zahl der häufigen Standfische erheblich geringer, als bei Helgoland (26 % gegen 42 %) und der nördliche Charakter ist bei ihnen stärker vorwiegend (61 % gegen 51 %). Die ausserordentlich grosse Zahl der Gäste dieses Gebiets giebt ferner seiner Fischfauna einen viel weniger stabilen und weit beweglicheren Charakter, als diejenige Helgolands besitzt. Ganz besonders bezeichnend ist das Vorkommen einer Anzahl arktischer Arten, die bei Helgoland fehlen. Zur Erklärung ist zu beachten, dass Helgoland in einem toten Winkel der Nordsee liegt, unberührt sowohl durch die Hauptwanderstrasse vom Süden (dem Golfstrom folgend) als durch diejenige vom Norden (dem kalten Polarstrom der Tiefe folgend). Nur zwei Strassen von geringer Bedeutung führen hierher: 1) der Weg von der Jütlandbank an der jütischen und schleswig-holsteinischen Westküste herunter, 2) der Weg vom englischen Kanal an der westfriesischen Küste entlang. Auf die Verbreitung vieler Fische ist der Salzgehalt des Meerwassers ohne Zweifel von sehr geringem Einfluss; dagegen bestimmt er indirekt (durch Einfluss auf die Masse gewisser Arten von Fischnahrung) die Grösse der Individuenzahl und damit den vom Formenreichtum verschiedenen Fischreichtum. Dieser Fischreichtum ist bei Helgoland wenigstens bei den fundicolen Arten, die den ganzen Meeresboden jenseits der litoralen (Ufer-) Zone bewohnen, viel bedeutender als in der westlichen Ostsee (46 % gegen 12 %), vielleicht überhaupt grösser, und als eine Ursache dieser Verschiedenheit ist der grössere Reichtum des Helgoländer Gebiets an grund bewohnenden, schalentragenden Mollusken anzusehen, der wiederum bedingt ist durch den grösseren Salzgehalt des Meerwassers. In einer zweiten Abhandlung bespricht **Fr. Heincke** »die Mollusken Helgolands,« deren Artenzahl er auf 151 feststellt (aus Dalla Torres Liste werden 22 Arten gestrichen, neu hinzu kommen 55 Arten). Die Molluskenfauna Helgolands ist viel ärmer als die des Kattegat, aber um ebenso viel reicher als die der westlichen Ostsee. Das Kattegat und Helgoland zeigen in ihrer Molluskenfauna einen deutlich hervortretenden südlichen Charakter, der am stärksten in der Fauna Helgolands ausgeprägt ist, was wieder eine Folge der eigentümlichen Lage der Insel ist. — **R. Timm** stellt »die Copepoden und Cladoceren« Helgolands« fest und erörtert die Verteilung dieser Tiere im Laufe eines Jahres, welche von derjenigen an der Küste sehr verschieden ist. — **Clemens Hartlaub** erstattet einen vorläufigen Bericht über »die Coelenteraten Helgolands« und fügt einige Beobachtungen über diejenigen des Wattenmeeres bei Sylt hinzu. — **Robert Lauterborn** bespricht »die pelagischen Protozoën und Rotatorien Helgolands.«

Lauterborn, Robert, Beiträge zur Süsswasserfauna der Insel Helgoland. **W M**, S. 215 bis 221. — Eine systematische Aufzählung der bisher in den Brunnen Helgolands nachgewiesenen Tiere.

Lohmann, H., Lentungula fusca nov. spec., eine marine Sarcoptide. Hierzu Tafel IV. **W M**, S. 83—91. — Von Helgoland, auch in der Ostsee (Rügen, Kiel, Neumühlen) beobachtet. Vorkommen überall in der Wasserlinie.

Zacharias, Otto, Faunistische Mitteilungen **F B P**, S. 57—90. Die Liste der Fauna des Gr. Plöner Sees ist von 226 Formen auf 265 gestiegen, darunter die Protozoën von 78 auf 93, die Würmer von 69 auf 82. 11 neue Formen werden beschrieben und teilweise abgebildet. Das Verzeichnis der Hirudineen stammt von R. Blanchard.

Zacharias, Otto, Beobachtungen am Plankton des Gr. Plöner Sees. **F B P**, S. 91—137 und 2 Tabellen. — Das Plankton des Gr. Plöner Sees setzt sich nach den bisherigen Untersuchungen aus 53 aktiv-limnetischen und 7 passiv-limnetischen Tieren und 20 Algenarten zusammen. Diejenigen Arten, welche Wintereier erzeugen oder sich einzukapseln vermögen, gehen zeitweilig derartig in ihrer Individuenzahl zurück, dass sie vorübergehend völlig im See fehlen können.

Digitized by Google

9. Anthropologie und Vorgeschichte.

D(ührsen), W., Zum Möhnsener Urnenfund. **AGHL,** S. 118—120.

10. Siedelungs- und Sprachverhältnisse.

Ferreng an öömreng Allemnack för't Juar **1894** utjdenn fan Dr. Otto Bremer an Neggels Jirrins. Halle: Max Niemeyer, 1894. 95 S., 8°. ℳ 0,50. — Inhalt: Gedichte v. St. Andresen. A ferring Sprik. Hüdenneng woort üssens Spriak ünlick ütjspreegen bi Vast an bi Waast an üb Oomrem? Baalk an Baalk-Stian. A Ferrengen an a Halleglunners. Di äler Peter Matthiesen, Fögels üb Vasterlunn-Ferr fan 1713—1746. Di Saaltkunch an at fresk Saalt. Hüdenneng tan ferreng Fonnen hörns Rais efter Sall biskrewwen ha. Det Otterbaanki Gebhard. Me Bruad skall 'am orrentlick amgung. Hüdenneng a Ferrengen an Öömrengen lidj an drank. Hüdenneng a Ferrengen an Öömrengen gung. Spröker . . . . Jügel-Prötjii. An sallrengen Sprök. Riadlissen.

Ferreng an öömreng Allemnack för't Juar **1895** utjdenn fan Dr. Otto Bremer an Neggels Jirrins. Halle: Max Niemeyer, 1895 (rect. 1894). 93 S., 8°. ℳ 0,50. — Inhalt: Marenbed. Bliw 'am jammens ual Spriak trau! Hüdenneng san a ferreng-öömreng Spriak an a sallreng an halleglunner ünlick? An Sturren üb Sall. Man iast Inj un 't Hualewjonken. Hü widj Jongen thank. Jü trau Saster. Wat a ferreng an öömreng Wüffhöd un ualeng Tidjen un hedd ha. Letj Düntjis, ütj at Waastfresk wedder förtellđ. Letj Düntjis. Sann. Wat? Sallreng Liitji. Riadlissen.

Ulrik, J., Vort Folks Sydgrænse. **SAa,** S. 247—248.

11. Volkskunde.

Ehrenberg, R., Tabak in Harburg 1598. **MHG,** S. 153—155.

Gaedechens, C. F., Der Herrenstall und die Reiten-Diener. **ZVHG,** S. 517—556.

—, —, Die Vergnügungen der Fortifikations Bürger. **MHG,** S. 169—171.

Nogle Uddrag af **R. Mejborgs** Bog: Slesvigske Bondergarde (1500—1800). Ved Forfatteren. **SAa,** S. 161—244. — Mit Abbildungen.

Nathansen, W., Aus Hamburgs alten Tagen. Ernste und heitere Mitteilungen. Hamburg: Jürgensen & Becker, 1894. 136 S., 8°. ℳ 2,00. — Inhalt: Zu den Anfängen des Tabak- und Cigarrenrauchens in Hamburg. Etwas vom Aberglauben in Hamburg. Hamburgische Sage von einer Elbnixe. Von einer Teufelsbeschwörung. Ernst und Humor in schwerer Zeit. Plaudereien aus der alten Zuchthauskirche. Der Gesellenaufstand 1791. Vom Kleideraufwand der letzten Jahrhunderte. Perücken, Zöpfe, Haarbeutel. Die der Altenwallstrasse bis zum Jahre 1842 eigentümlichen Kinderlieder, Wiegenlieder, Rätsel etc.

Schacht, Aug., Hansische Sagen. Erzählungen aus Alt-Hamburg, sowie aus der Vergangenheit der Hansestädte Lübeck und Bremen. Hamburg: Kloss, 1894. (IV u.) 166 S., 8°. ℳ 2,00. — Inhalt: Hamburgische Sagen (S. 1—85): Pilatuspool, Untergang des Teerhofs, Wunderglocke zu Ochsenwärder, der Reimersberg, die Nettelburg, der Brauerknechte Heldentum, die Elbgeister, die Macht des Gebetes, das Leuchtenweib, die alte Liebe, das Gesicht der Frau Isabe Cletze, die Kohlwurzel zu Eppendorf, das rote Haus, die unbarmherzige Hauswirtin, die gefeite Kugel, die neue Medea, die Linde bei Harvestehude, das Einborn, der Mönchssprung, die Sage von der Entstehung Altona's. Lübeckische Sagen (S. 87—144): Die Erbauung der Domkirche und der Marienkirche, Hauptmann Jäger, das Mädchen zu Ross, die Martensmühle, der goldene Pokal, die unschuldig Verurteilte, der schwarze Tod, das steinerne Kreuz, der nächtliche Wagen, die Totenhand, die Verschwörung, die weisse Rose, der unverweste Graf, der vergrabene Schatz. Bremische Sagen (S. 145 bis 164). — Wo die historische Wahrheit von der Erzählung abweicht, ist diese nach jener geändert oder eine Bemerkung hinzugefügt.

Die Vierlande bei Hamburg. 50 Lichtdrucke von Carl Griese. Mit einer geschichtlichen Einleitung und erläuterndem Text von F. Vogt. Hamburg: Carl Griese, 1894. (V u.) 29 S., 1 u. 48 Tfl., 4°. In Lwd.-Mappe ℳ 30,00. — Als Vierlande (in altgebräuchlicher Reihenfolge die Kirchspiele Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Kurslak umfassend) bezeichnet man das Gebiet südwestlich der Brookwetterung, welches an zwei Seiten von der Elbe begrenzt wird und durch die Dove-Elbe und die Gose-Elbe in 3 annähernd rechteckige Teile (Altengamme und Kurslak, Neuengamme, Kirchwärder und West- und Ost-Krauel) zerschnitten wird. Von den 7 preussischen Enklaven gehören 6 in Kirchwärder zum Reg.-Bez. Lüneburg, 1 in Kurslak zum Kr. Herzogth. Lauenburg. Die Zugehörigkeit der Vierlande zum hamburgischen Staat datiert erst vom Jahre 1868; bis dahin galt das damalige Amt

Digitized by Google

Bergedorf als gemeinsamer Teil der freien Städte Hamburg und Lübeck und hatte den Charakter eines besonderen Zwergstaates, dessen Angehörige bei etwaiger Niederlassung in Hamburg oder Lübeck den Angehörigen fremder Staaten gleich behandelt wurden. Aber erst am 1. Januar 1873 vollzog sich der Anschluss an die hamburgische Verwaltungsorganisation. — Die in Photographie und Lichtdruck gleich vorzüglichen Tafeln zeigen teils die landschaftlichen Eigentümlichkeiten, teils die jetzt immer seltener werdenden altertümlichen Bauernhäuser (aus dem 16.—17. Jahrhundert), lehren aber auch die eigentümlichen Erwerbsverhältnisse, sowie Leben, Sitten und Trachten der vielleicht im 12. Jahrhundert aus den Niederlanden oder Friesland eingewanderten Vierländer kennen. Die weit verbreitete Ansicht, als ob die Vierlande, als Marschen, einförmig sein müssten, wird auch hier widerlegt, so durch die Tfl. 1 (Landungssteg in Neuengamme an der Dove-Elbe mit Blick auf den Glockenturm zu Kurslak), 18 (Brücke von Kurslak nach Neuengamme), 31 (Pastoratsgarten zu Kirchwärder), 33 (Sülzbrach). — Das Hauptinteresse wendet sich den alten Bauernhäusern zu, und für die Hausforschung wird das Werk von grosser Bedeutung sein; denn es enthält nicht nur 15 detaillierte Ansichten der Bauernhäuser, Katen und Scheunen, sondern zeigt uns ausserdem die Anlagen im Innern (Dielen, Wohnzimmer, Wandbetten, Schränke), und auf Tfl. 15 sehen wir sogar ein Bauernhaus während der Umdeckung des Strohdaches, wogegen Tfl. 22 durch Grundriss und senkrechten Längen- und Querschnitt die innere Anlage verdeutlicht. — Die Art, wie etwa vor Jahrhunderten der Landbau auf den Vierländer Hufen betrieben wurde, ist annähernd dieselbe geblieben. $^2/_3$ dienen als Ackerland, $^1/_3$ bleibt als Wiese und zur Heugewinnung liegen. Getreidebau und Viehzucht weichen jedoch allmählich dem Gemüsebau und der Blumenzucht und wird nur noch von den Hofbesitzern betrieben, die aber schon von ihrem Hollande grosse Landflächen an die Katenbesitzer und Mietsleute in Pacht geben. Meilenweit ziehen sich an den Deichen die Gemüseheete hin, und die Benutzung der unter Glas gehaltenen Treibbeete hat ausserordentlich zugenommen, da es darauf ankommt, die Erzeugnisse auf den Markt in Hamburg zu bringen, bevor die grossen Gemüsesendungen von auswärts die Preise drücken. Ganz besonders hat sich der Anbau der Maiglöckchen entfaltet; ganze Felder sind mit diesen Pflanzen bedeckt. Im Herbst des dritten Jahres wird die als Steckling gesetzte Pflanze herausgenommen, sorgfältig verpackt und nach auswärts (England, Nordeuropa, Nordamerika) versandt, um in den Treibereien der Handelsgärtner während des Winters zur Blüte gebracht zu werden. Dagegen nimmt der Anbau der wohlschmeckenden Vierländer Erdbeere (veredelte Walderdbeere) ab, da dieselbe ausartet. Tfl. 14 zeigt die typische Anlage eines Gemüsebauerhauses. — Die Kirchen in den Vierlanden sind äusserlich schmucklos und ohne Turm; für die Glocken ist ein schlichter, mit Brettern verschalter Aufbau vorhanden, der eine turmartige Spitze hat, die aber nur in Kurslak höher über ihre Umgebung hinausragt. Um so mehr überrascht die reiche Ausstattung der Kirchengestühle durch Intarsiaturen, ja selbst durch gute Schnitzarbeiten, Kerbschnitt-Ornamente, verzierte schmiedeeiserne, neuerdings auch messingene Hutständer. Die mit vielem Geschmack ausgeführten Intarsien zeigen in der oberen Füllung der Gestühlthür fast immer den Namen des Gestühlbezitzers und oft die Jahreszahl der Anfertigung der Arbeit; die grosse Mittelfüllung ist am sorgfältigsten gearbeitet und springt in eckiger oder ovaler Verkröpfung oft weit hervor. Dargestellt ist meist eine Vase oder ein Korb, aus welchem Blumen und Zweige sich erheben, auf denen ein Vogel sitzt oder die von einem Schmetterling umflattert werden. In einfacherer Arbeit hergestellte Thüren zeigen in ihrer Mitte einen Stern; andere Thüren haben in ihrem oberen Teile durchbrochene Schnitzarbeit. Alles Holzwerk ist auf das sauberste gehalten und der Glanz der verschiedenen, in geschmackvoller Zusammenstellung benutzten Holzarten gewährt einen überaus angenehmen Eindruck. Die Hutständer zeigen vielfach vortreffliche, nachahmenswerte Schmiedearbeit. Die am Gestühl befestigte, oft in gedrehter Arbeit hergestellte Stange endigt meistens in Blumenformen oder in Ranken (Tulpen, Rosen, Nelken, Lilien); andere Ständer sind in krausem Schnörkelwerk aufgebaut, welches einen Schild mit dem Namenszug des Besitzers umgiebt oder den Namenszug frei darstellt, auch wohl allerlei Embleme oder den Lübischen Doppeladler und das Hamburger Wappen zeigt. Schöne, reich gearbeitete messingene Kronleuchter, anscheinend aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, besitzen die Kirchen zu Kirchwärder, Neuen- und Altengamme. — Aber nicht nur die Kirchen, auch die Wohnungen enthalten zahlreiche Zeugnisse von kunstgewerblichem Fleiss, die allerdings teilweise in ihrem Ursprung auf das benachbarte Hamburg hinweisen. Die Kleidertracht ist wahrscheinlich keine aus älterer Zeit überkommene, sondern ihr Ursprung in den auf Anregung des Bergedorfer Amtmannes A. v. Eitzen 1621 erlassenen detaillierten Vorschriften zu suchen, durch welche der eingerissenen Kleiderpracht gesteuert werden sollte.

Digitized by Google

12. Bevölkerungsverhältnisse.

Statistik des Hamburgischen Staates. Bearbeitet und herausgegeben von dem Statistischen Bureau der Steuer-Deputation. Heft XVI. **Die Volkszählung vom 1. Dezember 1890.** Hamburg: Meissner, 1894. VI u. 176 S., 4°. M. 8,00. — Der Bericht behandelt: 1) die Ausführung der Zählung, 2) die Zählung der Personen, 3) die Zählung der Gelasse, 4) die Zählung der Haushaltungen. — Durch Gesetz vom 22. Juni 1894 erfuhr das Stadtgebiet eine wesentliche Erweiterung durch Einverleibung der Ortschaften Veddel, Peute, Kaltehofe, Niederneufelde, Klütjenfelde, Ellerholz und Ross, die bisher zur Landherrenschaft der Marschlande gehörten. Ausserdem wurde die Abgrenzung und Einteilung der 20 Stadtteile mehrfach verändert. Die ortsanwesende Bevölkerung betrug für: die innere Stadt und Vorstadt (St. Georg und St. Pauli) 319 391, für die Vororte 245 337, für die Häfen 4532, also für das ganze Stadtgebiet 569 260 Personen, das Landgebiet zählte 53 270 (Geestlande 9020, Marschlande 17 452, Landherrenschaft Bergedorf 18 549, Stadt Bergedorf 6957, Landherrenschaft Ritzebüttel 8249, Cuxhaven-Ritzebüttel 4731, Hafen daselbst 174 Personen); mithin zählte das gesamte Staatsgebiet 622 530 Personen. — Die Untersuchungen über die Dichtigkeit des Wohnens erstreckten sich auf 803 Bezirke, die eine bebaute Gesamtfläche von 358,167 ha mit 548 957 Personen hatten. Unberücksichtigt blieben die grossen Anstalten, vorzugsweise gewerblich benutzte Gebäude und zerstreut liegende Häuser. Im Durchschnitt kamen im städtischen Gebiete 6,5 (1885: 7,0) qm auf 1 Bewohner, sodass auf 1 ha 1533 (1885: 1427) Bewohner entfielen. Die durchschnittlich grösste Bewohnungsdichtigkeit hat der Billwärder Ausschlag mit 2316 (1885: 2066) Personen auf 1 ha; dann folgen St. Pauli-Norderteil mit 2255, St. Georg-Süderteil mit 2238, St. Pauli-Süderteil mit 2196 und Neustadt-Süderteil mit 2011 Personen auf 1 ha. Anders zeigt sich das Verhältnis, wenn man die Bewohner der einzelnen Stadtteile und Vororte nach der Dichtigkeit des Wohnens sondert; alsdann sind die ungünstigsten Verhältnisse diejenigen, wo nur bis zu 3 qm Fläche auf den Bewohner kommen. Unter so ungünstigen Verhältnissen wohnten im

Neustadt-Norderteil	850	Bewohner	1,55 %	St. Georg-Süderteil	7 405	Bewohner	16,69 %
Süderteil	733	»	1,39 %	St. Pauli-Norderteil	1 458	»	4,64 %
St. Georg-Norderteil	1091	»	2,89 %	» Süderteil	11 097	»	27,51 %

Der folgenden Dichtigkeitsklasse (3–4 qm auf den Bewohner) gehören an in:

Altstadt-Norderteil	900	Bewohner	2,17 %	Roterbaum	797	Bewohner	4,11 %
Neustadt-Norderteil	2 542	»	4,63 %	Eimsbüttel	8 384	»	18,28 %
» Süderteil	11 100	»	21,82 %	Barmbek	1 248	»	4,17 %
St. Georg-Norderteil	941	»	2,49 %	Borgfelde	5 160	»	35,55 %
» Süderteil	15 056	»	35,93 %	Billwärder Ausschlag	10 052	»	42,52 %
St. Pauli-Norderteil	11 364	»	26,18 %	Steinwärder	612	»	74,18 %
» Süderteil	7 879	»	19,56 %	Kleiner Grasbrook	162	»	62,31 %

v. Wobeser, O., Jahresbericht des statistischen Bureaus der Stadt Altona für das Jahr 1893. (Abgeschlossen 24. Februar 1894.) 8 S., fol. — Der Überschuss der Geborenen über die Gestorbenen betrug 2218; den 29 136 von auswärts Zugezogenen stehen 31 355 nach auswärts Verzogene gegenüber, sodass die berechnete Einwohnerzahl am 1. Januar 1894: 150 966 Personen betrug (Abnahme 1893: 1 Person), während sie um die Mitte des Jahres 1893 bereits 151 487 erreicht hatte.

13. Gesundheitsverhältnisse.

Brackenhoeft, Ed., Die Feuerbestattung in Hamburg. Eine Darstellung der Einführung der fakultativen Feuerbestattung in Hamburg, sowie der für die Feuerbestattung in Hamburg bestehenden Einrichtungen und Vorschriften. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei, 1894. VII u. 80 S. 8°. M. 1,00. — Die im Jahre 782 von Karl dem Grossen bei Todesstrafe verbotene Feuerbestattung ist im Laufe dieses Jahrhunderts der Gegenstand einer intensiven Agitation gewesen, die durch Scipione Piattoli in Modena 1774 eingeleitet, durch das Institut de France, Jacob Grimm, J. Moleschott und C. Reclam und F. Küchenmeister weitergeführt wurde. Der durch einen Vortrag Reclam's in Hamburg 1874 ins Leben gerufene Verein für Feuerbestattung war, weil er seinen Mitgliedern die Feuerbestattung zur Pflicht machte, im Jahre 1883 auf 15 Mitglieder zusammengeschmolzen, sodass E. Sandow bei der Gründung eines Vereins für fakultative Feuerbestattung in Hamburg-Altona 1883 von dem Bestehen desselben keine Kenntnis hatte. Nachdem der Prediger Kalthoff die religiöse Seite, der Civil-Ingenieur Schneider die technische Seite in öffentlichen Vorträgen erörtert hatte, beantragte Gieschen in der Bürgerschaft, den Senat um staatsseitige Einführung zu ersuchen, während der Vereinsvorstand eine Eingabe an die Bürgerschaft richtete, in der um Zulassung der Feuerbestattung im Wege der Gesetzgebung gebeten wurde. Der Senat lehnte jedoch das Eingehen auf den Beschluss der Bürgerschaft ab, weil

Digitized by Google

ein Bedürfnis, zur Zeit wenigstens, nicht vorzuliegen scheine. Nach einem wiederholten Beschluss der Bürgerschaft sowie einem Gesuch des Vereinsvorstandes an den Senat beschied derselbe, dass dem Verein nicht ein städtischer Platz für die Errichtung eines Krematoriums überlassen werden könne, und dass die Feuerbestattung auf die hamburgische Bevölkerung und deren Angehörige zu beschränken sei. — Infolge der Bemühungen des Vereins waren bereits am 11. März 1886 ca. 22 000 M. gezeichnet. Die Ausgabe von unkündbaren Schuldscheinen wurde beschlossen, der Name in »Verein für Feuerbestattung in Hamburg« abgeändert, ein 40 000 qm grosser Platz an der Alsterkruger Chaussee für 18 000 M. angekauft und eine Preiskonkurrenz ausgeschrieben. Nachdem der Senat den angekauften Platz nicht genehmigt hatte, wurde ein solcher (7035 qm) an der Ohlsdorfer Strasse für 28 000 M. angekauft, und nach erfolgter Genehmigung der Kaufvertrag am 1. Mai 1890 vollzogen. Am 15. August wurde der Bau für 57 500 M. an H. W. Schaeffer vergeben, am 27. September der Vertrag mit Schneider-Dresden wegen Erbauung des Verbrennungsapparates abgeschlossen; am 18. Oktober erfolgte die Grundsteinlegung, am 27. Februar 1891 die Richtfeier und am 22. August die Einweihung; aber erst am 9. November 1892 gelangten die Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft bezüglich des Reglements zum Abschluss, und wurde zugleich die Feuerbestattung auch für Auswärtige genehmigt. Die Behauptung, dass die Zulassung der Feuerbestattung sofort nach Fertigstellung des Krematoriums erfolgt sei, um die folgenlose Beseitigung der Choleraleichen zu erreichen (cf. Weyl, Handbuch der Hygiene. II, 2), ist also unrichtig. — Aus der Beschreibung der Einrichtungen ist erwähnenswert, dass die Verbrennung der Leiche nicht durch Feuer, sondern nur in hocherhitzter atmosphärischer Luft erfolgt, die von oben nach unten ziehend den Körper umfängt, sodass alle brennbaren Teile oder Gase darin vollkommen geruchlos und ohne Rauch verbrennen. Die Dauer der Verbrennung beträgt zwischen 1 Stunde 45 Minuten bis 1 Std. 50 Min. Im Jahre 1893 und im ersten Halbjahre 1894 erfolgten 78 Feuerbestattungen. Dem Sterbeorte nach stammten 46 Leichen aus Hamburg, 22 aus Preussen, 5 aus Mecklenburg-Schwerin, 1 aus dem Grossherzogtum Oldenburg, 2 aus Lübeck, 2 aus Bremen.

Reincke, J. J., Die Cholera in Hamburg und ihre Beziehungen zum Wasser. **J H W A,** S. 1—102 u. 7 Tff.

14. Landwirtschaft und Gartenbau.

Berichte über **Ausstellungen** in unserer Provinz. **Z O G,** S. 15—16.

Breyholz, H., Das Angler Vieh und das rothe Milchvieh der Insel Fünen in den russischen Ostseeprovinzen. **L W S-H,** S. 537—538.

Briegleb, Nachweisung über die Besetzung der Beschälstationen mit Hengsten des Königlichen Schleswig-Holsteinischen Landgestüts zu Traventhal im Jahre 1894. **L W S-H,** S. 154—156.

Burchard, O., Mittheilungen aus dem Botanischen Laboratorium mit Samenprüfungsanstalt in Hamburg. No. IV. **L W S-H,** S. 651—652.

By., —, Betrachtungen über die Weide-Fettvieh-Ausstellung in Husum. **L W S-H,** S. 589—591.

Cl., —, Von der **Obst- und Gartenbau-Ausstellung** in Heide. **Z O G,** S. 95—96.

Die **Chrysanthemum-Ausstellungen** in Kiel. **Z O G,** S. 103—104.

Clüver, —, Die Reit- und Fahrschule des Verbandes der Pferdezuchtvereine in den holsteinischen Marschen. **L W S-H,** S. 553—554.

D., —, Angler Vieh. **L W S-H,** S. 428—429.

Danger, L., Nutzen und Schaden der Knicke. **L W S-H,** S.685—687, 704—706.

Emmerling, A., Ueber die Wirkungen der verschiedenen Arten des künstlichen Düngers in Schleswig-Holstein bei Sommerkorn. (Mitthlg. d. agrikulturchem. Lab. d. landw. Generalver. i. Kiel.) **L W S-H,** S. 95—97, 109—110, 138—139, 169—172, 178—180, 197—198, 211—212, 231—234, 245—247, 267—272.

Emmerling, A., Beobachtungen auf einem Ausflug in die Marsch. **L W S-H,** S. 502—504.

—, —, Beobachtungen und Betrachtungen auf einer landwirthschaftlichen Reise. **L W S-H,** S. 482—485.

Emmerling, A., und **Göttsch, H.,** Bericht über die Anbauversuche mit Braugerste in Schleswig-Holstein 1892. **L W S-H,** S. 707—709 u. 717—719.

Geschäftsbericht des schleswig-holsteinischen Zentralvereins für Ost- und Gartenbau für 1893/94. **Z O G,** S. 63—65.

H., —, Betrachtungen über die Errichtung einer Landwirthschaftskammer in Schleswig-Holstein. **L W S-H,** S. 604—607.

Hansen, —, Die Geisenheimer Herddörre. **Z O G,** S. 21—22.

Digitized by Google

Hirsch, G. A., Der Druvapfel oder kleiner Herrenapfel und dessen Verbreitungsgrenze in Schleswig-Holstein. **Z O G,** S. 6—8.

Jahresbericht des Gartenbau-Vereins in Schleswig-Holstein zu Kiel für 1894. **Z O G,** S. 22—23.

Jahres-Bericht des Schleswig-Holsteinischen Landwirthschaftlichen Generalvereins für das Jahr **1893,** erstattet von der ausführenden Direktion. Kiel: Druck von Schmidt & Klaunig, 1894. 140 S., 6 Tab., Lex.-8°. Der Bericht zerfällt in 3 Abschnitte: I die Faktoren des landw. Betriebes, 2 das landw. Vereinswesen und 3 den landw. Betrieb betreffend. Über die Viehbewegung auf dem Husumer Zentralviehmarkt giebt nachstehende Tabelle Aufschluss:

	Gesamtzutrift		Magervieh				Fettvieh.	
			im Frühjahr		im Herbst			
	Hornvieh	Schafe	Hornvieh	Schafe	Hornvieh	Schafe	Hornvieh	Schafe
1884 . . .	48 150	45 400	14 021	9 390	8 116	2 000	26 000	34 000
1885 . . .	47 950	50 700	13 987	10 618	7 965	2 355	26 000	37 695
1886 . . .	54 000	42 950	15 482	5 175	8 010	1 535	31 507	35 416
1887 . . .	56 200	34 050	11 297	3 914	8 600	1 100	36 300	29 000
1888 . . .	58 150	40 850	13 020	5 023	8 720	1 600	36 400	34 200
1889 . . .	66 400	24 500	11 180	4 037	10 689	720	44 500	23 300
1890 . . .	68 600	32 200	12 281	5 477	8 654	300	47 625	26 419
1891 . . .	78 700	40 800	14 610	5 786	10 566	608	53 500	30 500
1892 . . .	76 000	31 700	14 799	5 669	8 507	536	52 539	25 466
1893 . . .	72 450	29 600	12 098	5 733	7 250	500	53 185	23 320

Auf dem Gebiete des Versicherungswesens ist von besonderer Bedeutung der Konkurs der Mecklenburgischen Viehversicherungsgesellschaft zu Güstrow. Bei einem Versicherungskapital von ca. 10 Mill. Mark entfielen auf Schleswig-Holstein ausschl. Lauenburgs 4 Mill. Mark. Durch den Konkurs ist das Misstrauen gegen auswärtige Gesellschaften in hohem Masse gewachsen, den Gilden sind aber durch die Gesellschaft viele Mitglieder entzogen, ja, eine ist gesprengt worden.

Kahlcke, Joh., Noch einmal ›die Landwirthschaftskammern‹ und das landwirthschaftliche Vereinswesen, speciell in der Provinz Schleswig-Holstein. **L W S-H,** S. 105—106.

Die Eingliederung der **Landwirthschaftskammern** in die Organe der bisherigen Landw. Vereine der Provinz. **L W S-H,** S. 124—126.

Meitzen, August, Der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates. Im Auftrage des Kgl. Ministeriums der Finanzen und des Kgl. Ministeriums für Landwirtschaft, Domainen und Forsten dargestellt. 5. Band. (Nach dem Gebietsumfange der Gegenwart.) Berlin: Paul Parey, 1894. XIX, 564 (u. 317) S., 4°. ℳ 15,00.

Bei der Abfassung der ersten 4 Bände vor reichlich 20 Jahren konnte die Darstellung aus sachlichen Gründen nur den Gebietsumfang vor 1866 berücksichtigen. Wenn man trotzdem oft gezwungen ist, auf dieses Werk zurückzugreifen, so muss es doppelt freudig begrüsst werden, dass die Ausdehnung der Darstellung auf die sogenannten neuen Provinzen nunmehr vorgenommen werden konnte, nachdem das bezügliche statistische Material vorlag und auf den verschiedenen Gebieten der Gesetzgebung und Verwaltung wie in der Wissenschaft und im Wirtschaftsleben durchgreifende Neugestaltungen erfolgt waren. Diese Wandlungen, sowie auch die räumliche Gebietserweiterung, machten aber die ausführliche Erörterung neuer Thatsachen und Probleme notwendig, während andererseits einzelne Materien als in den ersten 4 Bänden allgemein gültig und für den Zweck erschöpfend behandelt angesehen werden durften, sodass wenige Hinweise für die Erklärung ähnlicher Erscheinungen genügten. Die Anordnung hat insofern eine Abänderung erfahren, als die statistischen Tabellen, die Grundlagen für die Darstellung, nicht, wie dies früher geschah, in einen besonderen Band zusammengefasst, sondern der Bearbeitung jedes Bandes die Nachweisung derjenigen Einzelheiten, welche als Beweismittel für das Verständnis nötig sind, in Anlagen mit besonderer Paginierung angeschlossen sind. — Aus letzterem Grunde enthält auch der vorliegende Band nur 7 Abschnitte: 1) das Staatsgebiet nach Lage, Grösse, politischer Einteilung und Territorialgeschichte, wo die gemeinsame Fortentwickelung der alten und neuen Landesteile mit Rücksicht auf die gesetzlichen Grundlagen der politischen Einteilung (Kreis- und Provinzial-Ordnung, Landgemeinde-Ordnung) dargestellt wird; 2) der Abschnitt über Grund- und Gebäudesteuer Veranlagung, Vermessung, Kataster und Grundbuch stellt u. a. die früheren Vermessungen in den neuen Landesteilen und die Weiterentwickelung des Kataster-

Digitized by Google

werkes, die geschichtliche Entwickelung der Grundsteuer (in Schleswig-Holstein Pflugschatz seit 1249, als Kontribution seit 1721, daneben Magazinkorn- und Fouragegelder, sowie seit 1802 die Landsteuer) und der Gebäudesteuer (seit 1802) dar; 3) die geologische Bodenbeschaffenheit behandelt u. a. die Ausdehnung der geologischen Aufnahmen auf das nördliche Flachland, das norddeutsche Flachland, ältere Formationen unter dem Diluvium, die Entstehung der Oberflächenformen, die Bildung der Flussarme, Marschen, Dünen, der Hoch- und Grünlandsmoore; 4) bei der Darstellung der Witterungsverhältnisse sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen Wärme, Regen, Boden und Anbau der Pflanzen in den natürlichen Abschnitten des gesamten Staatsgebietes zum erstenmal ausführlich erörtert worden; 5) die Stromgebiete werden als Stufenfolgen charakteristischer Becken betrachtet, welche die Grundlage für die Art der Wasserbewegung und die Entwickelung der Schiffahrt bilden; 6) die örtliche Beschaffenheit des Kulturbodens wird auf Grund der neuesten Vermessungen und Veranlagungen nach Kulturart, Ertrag und Wert eingehend textlich und tabellarisch dargestellt, während 7) die Verbreitung der technisch nutzbaren Mineralien weniger unsere Provinz berührt. — Die Gesamtübersicht über das Verhältnis des bei der Grundsteuer-Veranlagung ermittelten Bodenwertes zwischen den 3 Hauptabschnitten der Provinz gewährt folgende Zusammenstellung:

Natürliche Abschnitte.	Fläche.		Reinertrag.	
	ha	% der Gesamtfläche.	Thaler.	% des Gesamt-Reinertrags.
Hügelland der Ostseite . .	598 989	31,8	5 023 458	40,0
Marschen	219 660	11,8	3 745 824	30,0
Übriges Gebiet	1 064 534	56,4	3 767 263	30,0

Danach liefert der kleine Marschengürtel fast 1/3 des gesamten Reinertrags der Provinz, obschon seine Fläche nur 1/10 der Gesamtfläche einnimmt. Die durchschnittlichen Reinerträge verhalten sich zwischen dem Osten, der Mitte und den Marschen wie 65 : 27 : 130.

Zur **Obsternte-Statistik.** **Z O G**, S. 65—66, 1 Tab.

P., —, Obst- und Gartenbau auf der Insel Föhr. **Z O G**, S. 12—13.

Schleswig-Holsteinischer Centralverein für Obst- und Gartenbau. **Protokollberichte** über die Hauptversammlung am 11. Juli 1894 zu Gross-Flintbeck bei Voorde. **Z O G**, S. 57—63.

Ranterberg, F., und **Emmerling,** —, Bericht über die Untersuchung von Wiesen- und Kleegrasheuproben aus hiesiger Provinz und einiger Stroharten und importirter Heusorten. Mitthlg. d. agrikulturchem. Lab. d. landw. Versuchsstat. Kiel. **L W S-H**, 1. Beilage zu No. 4.

Bestimmungen über den Betrieb des Instituts der **Reit- und Fahrschule** des Verbandes der Pferdezuchtvereine in den holsteinischen Marschen zu Elmshorn. **L W S-H**, S. 719—724.

Die für den Verband landw. Konsumvereine ausgeführten **Samen-Nachuntersuchungen,** Frühjahr 1894. **L W S-H**, S. 592—594.

Schätzel, —, Reminiscenzen von der Hauptversammlung des schleswig-holsteinischen landw. Generalvereins. **L W S-H**, S. 4—5.

Die Schlachtvieh-Ausstellung in Heide. **L W S-H**, S. 201—202 u. 405—407.

Tauerē, —, Aus den Verhandlungen der dem Schleswig-Holsteinischen Landw. Generalverein angeschlossenen Specialvereine. **L W S-H**, S. 632—637, 647—648, 665—667 u. 701—706.

Bericht für den 10. **Verbandstag landw. Konsumvereine** des schleswig-holsteinischen landw. Generalvereins am 20. Dezember 1893 zu Kiel. **L W S-H**, S. 19—23, 37—40.

Ueber die Entwicklung der **Viehzucht** in den schleswigschen Marschen. **L W S-H**, S. 527—528.

Vorschau über die vom Verband der Pferdezuchtvereine in den Holsteinischen Marschen für die 8. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Berlin ausgewählten Pferde in Elmshorn am Sonntag, den 3. Juni 1894, Nachmittags von 2½ Uhr an. Vorführung vor der Tribüne Nachmittags 4 Uhr. Verzeichniss der ausgewählten Pferde. Glückstadt: Druck von J. F. Augustin, o. J. 23 S., 8°. M. 0,50.

Wieben, —, Beitrag zur Lösung der Frage betr. Schutzmarke für schleswig-holsteinische Butter. **L W S-H**, S. 709—710.

Wrangel, —, Ueber das Holsteinische Pferd. **L W S-H**, S. 331—333.

Digitized by Google

15. Forstwesen.

Verzeichniss der **Aufforstungen.** **V H-K-V,** S. 74—75.
Nachweisung der im Regierungsbezirk Schleswig im Jahre 1893 von Privaten ausgeführten **Aufforstungen.** **V H-K-V,** S. 75—76.
Emeis, W., Zur Naturalisierung fremder Holzarten, insbesondere von Nadelhölzern in Schleswig-Holstein. **V H-K-V,** S. 48—56 und 66—71.
Nachtrag: **Emeis jun.,** Zu den Versuchen mit fremden Holzarten. **V H-K-V,** S. 76—77.
Emeis, E., Der Dampfpflug in der Bearbeitung der Haideböden. **V H-K-V,** S. 6—11, 2 Tfl.
H(ölck), —, Die Dünenbeforstung bei St. Peter. **V H-K-V,** S. 92—93.
H(ölck), —, Die Zentralmoorkommission in Schleswig-Holstein. **V H-K-V,** S. 59—61.
19. Jahresbericht des 1. Schleswig-Holsteinischen Waldverbandes. **V H-K-V,** S. 63—65.
Bericht über die **Verbandsbaumschule** in Homfeldt. **V H-K-V,** S. 66.
Zwei Berichte über die Resultate der vom Verein angestellten **Versuche** mit Serradella und Lupinen. **V H-K-V,** S. 61—62.

16. Fischerei.

Ueber die Thiere der schleswig-holsteinischen **Austernbänke,** ihre physikalischen und biologischen Lebensverhältnisse. (Mitthlgn. d. D. Seefischereivereins 1894, S. 15—19.)
Die Austernwirthschaft in Deutschland. Mitthlgn. d. D. Seefischereivereins 1894, S. 319—329. Aus »Report on the European methods of Oysterculture by Bashford Dean.« Washington 1893, in »Bull. of the U. S. Fish-Commission for 1891« p. 357—406. V. Prof. Möbius m. Anmerkgn. versehen.
Ehrenbaum, Ernst, Der Helgoländer Hummer, ein Gegenstand deutscher Fischerei. **W M,** S. 277—300. — Bei dem Rückgang der Angelfischerei auf Schellfisch, welche früher von den Nordseeinseln und auch von Helgoland aus viel intensiver betrieben werden konnte, und angesichts der Unmöglichkeit, die Helgoländer Auster, trotz des bestehenden Zolles ins deutsche Binnenland einzuführen, und damit eine energischere Befischung der Helgoländer Bank anzuregen, richten sich die Blicke auf den derzeit noch bedeutendsten Fischereibetrieb der Insel, den Hummerfang. Leider sind aber diejenigen Eigentümlichkeiten des Hummers, welche für die Fischerei von Interesse sind (Geschlechtsleben, Nahrung, Wanderung, Aufenthalt und Lebensbedingungen der Jugendformen) noch wenig bekannt. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass nicht nur der Helgoländer Hummer, sondern der europäische wie der amerikanische Hummer überhaupt ein Standtier ist und dass er niemals grössere Wanderungen unternimmt, abgesehen von kleinen durch Jahreszeit, bezw. Temperaturwechsel, hervorgerufenen Ortsveränderungen. Das Wachstum ist ausserordentlich langsam. Von der ersten Geschlechtsreife an (im 5.—7. Lebensjahre) beträgt die jährliche Längenzunahme nur 2—3 cm. Die Eiablage wiederholt sich nicht jährlich, sondern in Zwischenräumen von ca. 4 Jahren (Mitte Juli bis Mitte September). Die Zahl der Eier ist nur mässig (ca. 12000), und ihre Entwickelung nimmt beinahe ein volles Jahr in Anspruch. Die jungen Larven sind während ihres mehrwöchentlichen pelagischen Lebens starker Verfolgung ausgesetzt, die bei der Unbeholfenheit und der Auffälligkeit der Larven grosse Verheerungen anrichtet. Die Fischerei auf Hummer zeigt überall deutliche Spuren des Rückganges; die Anzeichen einer beginnenden Überfischung (das Gleichbleiben der Fänge bei Anwendung einer grösseren Zahl von Fanggeräten, Böten und Mannschaften und das Gleichbleiben des Gesamtgewichts bei Zunahme der Zahl, also die Abnahme der Grösse der einzelnen gefangenen Tiere) sind ziemlich ohne Ausnahme überall, sowohl an den europäischen als an den amerikanischen Küsten, konstatiert worden. Für Helgoland ist darum vorläufig eine Schonzeit, in der das Fischen (nicht der Verkauf) verboten ist, von Mitte Juli bis Mitte September und ausserdem ein Minimalmass von 9 cm Brustpanzerlänge eingeführt worden. Wahrscheinlich wird zur Erhaltung des Bestandes weiter der Verkauf (nicht der Fang) von eiertragenden Weibchen zu verbieten sein, sodass Fischer und Händler genötigt würden, die eiertragenden Weibchen bis zum Ausschlüpfen der Jungen in den Hummerkasten aufzubewahren. Die damit verbundene Schädigung der Fischer und Händler ist sehr geringfügig, da nur eine Verzögerung im Verkauf ihrer Ware eintritt.
Ehrenbaum, Ernst, Beiträge zur Naturgeschichte einiger Elbfische (Osmerus eperlanus L., Clupea finta Cuv., Acerina cernua L., Acipenser sturio L.) Hierzu Tf. I—IIa. **W M,** S. 35—82. — Zur Entscheidung des Streites über die Zulässigkeit des Steerthamens (eines Sacknetzes von riesigen Dimensionen, welches durch Verengerung der Maschen in seinem Endteil oder Steert alle Fische bis herab zu sehr geringen Grössen fangen kann) untersucht der Verfasser die Laichverhältnisse, Jugendzustände

Digitized by Google

und Wachstums- und Fangverhältnisse des Stintes, der Finte, des Kaulbarsches und des Störs. — Die Klagen über eine Abnahme der Störe in der Unterelbe und vor der Elbmündung finden keine Bestätigung in den Fangergebnissen. Es wurden gefangen:

im Jahre	Stück	davon in der Stör und Oste	von Büsum aus	in der Eider	zwischen Eider und Hever
1889	3725	91	8	70	1224
1890	2800	91	8	100	280
1891	2450	203	—	116	936
1892	3780	150	—	87	300

Die Abnahme des Ertrages ist also nur eine vorübergehende gewesen.

Apstein, C., Junge Schollen (Pleuronectes platessa L.) kommen nicht in der Ostsee vor? (Mitthlgn. d. D. Seefischereivereins 1894, S. 103—107.)

v. Stemann, —. Erfahrungen über die Salmoniden-Eiergewinnung in Schleswig Holstein. LWS-H, S. 363—364.

17. Handel, Gewerbe und Industrie.

Amsinck, C., Die ersten hamburgischen Assecuranz-Compagnien und der Actienhandel im Jahre 1720. ZVHG, S. 465—494.

Statistischer Auszug und Verschiedene Nachweise in Bezug auf **Hamburgs** Handelszustände im Jahre 1893. Herausgegeben von der Handelskammer in Hamburg. Hamburg: Druck von Ackermann & Wulff, 1894. (III u.) 61 S. 8°. — Der Wert der Einfuhr zur See in Hamburg betrug von aussereuropäischen Ländern 1876—80: 282 393 000, 1881—85: 341 148 000, 1886—90: 506 009 000, 1891: 833 093 000, 1892: 856 291 000, 1893: 877 066 000, — von europäischen Ländern 1876—80: 578 871 000, 1881—85: 605 739 000, 1886—90: 638 655 000, 1891: 688 306 000, 1892: 632 889 000, 1893: 679 813 000 M. Während die Einfuhr aus den europäischen Ländern um 18% zunahm, stieg die Einfuhr aus den aussereuropäischen Ländern auf das Dreifache. Letztere, die 1876—80 nur den halben Wert der Einfuhr aus Europa erreichte, hatte erstere bereits im Jahre 1891 beträchtlich überflügelt. — Die Auswanderer-Beförderung (1886—90: 84 414 Passagiere) erreichte 1891 ihren Höhepunkt mit 144 382 Passagieren, 1892: 108 820, 1893: 58 876 Passagiere.

Böhmer, Carl, Die Stadt Itzehoe und ihre Post. Festschrift zur Einweihung des neuen Post- und Telegraphengebäudes am 5. April 1893. Mit 2 Lichtdruckbildern. Itzehoe: (Pfingsten), 1893. 25 S., 2 Tfl. 8°.

Die 3 Abschnitte der trefflichen Schrift behandeln auf Grundlage von Detlefsen's Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, Jansen's Poleographie der cimbrischen Halbinsel und dem Corpus Constitutionum Regio-Holsaticarum 1) die Stadt Itzehoe, 2) die Entwickelungsgeschichte des Postwesens in Schleswig-Holstein und insbesondere in Itzehoe bis auf die neueste Zeit, 3) das neue Post- und Telegraphengebäude. Die durch Feuer, Plünderung, Brandschatzung und Einquartierung in früheren Jahrhunderten oft schwer geprüfte Stadt konnte erst in diesem Jahrhundert zu Wohlstand und Blüte gelangen (1769: 2320, 1803: 2659, 1835: 5495, 1840: 5528, 1845: 5835, 1855: 6691, 1860: 7366, 1864: 7356, 1867: 8336, 1871: 9111, 1875: 9776, 1880: 9853, 1885: 10 772, 1890: 12 481 Einwohner). Nächst einer günstigen natürlichen Lage verdankt sie ihren Aufschwung der Verbesserung alter und der Einrichtung neuer Verkehrswege. Chaussierte Wegeverbindungen erhielt sie: 1846 nach Rendsburg, 1847 nach Elmshorn, 1853 über Wilster, 1855 über Krummendiek und Hochdonn nach Dithmarschen, 1863 nach Schenefeld und Hanerau, 1868 nach Kellinghusen, 1872 nach Lockstedt und Nortorf; Eisenbahnverbindung 1858 durch die Verlängerung der Elmshorn-Glückstädter Bahn mit Hamburg (wodurch sie bis zur Weiterführung der Bahn nach Heide ein Zentrum des Viehhandels wurde), 1889 nach Wrist. Die Entwickelung der Industrie tritt deutlich in dem Hafenverkehr (1892 eingegangen 2314 Schiffe mit 305 510 cbm, ausgegangen 2301 Schiffe mit 303 431 cbm Raumgehalt) zu Tage. — Die Itzehoer Postanstalt (wenn auch nicht im heutigen Sinne des Worts) lässt sich bis in das Jahr 1694 zurück verfolgen, wo eine wöchentlich zweimalige Botenpost zwischen Itzehoe und Glückstadt eingerichtet wurde, und bereits im Jahre 1714 werden 3 neue 2mal wöchentlich fahrende Posten (von Hamburg über Itzehoe, Rendsburg, Schleswig nach Flensburg; von Hamburg über Itzehoe nach Meldorf; von Hamburg über Itzehoe, Heide, Friedrichstadt, Tönning und Husum nach Tondern) eingerichtet. Die Eröffnung der Eisenbahn Glückstadt-Itzehoe (1858) brachte täglich mehrmalige Postverbindung und hatte im weiteren

Digitized by Google

Verlauf die Einrichtung täglich fahrender Posten zur Folge. Die Zahl der täglich ankommenden Land- und Eisenbahnposten stieg von 7 im Jahre 1874 auf 22 im Jahre 1892, die Zahl der jährlich eingegangenen Briefsendungen von 359 876 im Jahre 1874 auf 909 662 im Jahre 1892; wie hier, ist auch die Zahl der übrigen Sendungsarten in dem Zeitraum 1874—92 durchschnittlich auf das Zwei- bis Dreifache gestiegen; nur die Packet- und Briefsendungen mit Wertangabe sind infolge der erheblichen Zunahme des Anweisungsverkehrs zurückgegangen; dagegen ist die Zahl der Postaufträge (1874 eingegangen: 478, 1892: 5906) und der Durchgangs-Telegramme (1878: 2059, 1892: 11 578) in noch grösserem Masse gestiegen. — Die Baukosten für das nach dem Entwurf des Postbaurats Hake unter Leitung des Postbaurats Schuppau und des Regierungsbaumeisters Langhoff 1891—93 aufgeführte neue Post- und Telegraphengebäude waren auf 221 000 ℳ festgesetzt. Der im Stile der Früh-Renaissance gehaltene Bau wird im 3. Teile eingehend beschrieben und auf der 2. Tafel in wohlgelungenem Lichtdruck vorgeführt.

Dennstedt, M., und Ahrens, C., Ueber das Hamburger Leuchtgas. **JHWA,** S. 121—153.

Hirschfeld, Paul, Schleswig-Holsteins Grossindustrie und Grosshandel mit Unterstützung der königlichen Provinzialbehörden, des königlichen Kommerzcollegiums in Altona und der Handelskammern in Kiel und Flensburg geschildert. Herausgegeben von der Deutschen Exportbank. Berlin, 1894. (VI u.) 303 Seiten. 4°. — Ohne Preisangabe. — Das Werk schildert die Grossindustrie und den Grosshandel in geordneten Darstellungen über die einzlnen grösseren Betriebe auf Grund von Original-Mitteilungen der Betriebsinhaber. Wo infolge der Ablehnung die Erlangung zuverlässiger Angaben nicht möglich war, ist dies bei der bezüglichen Darstellung erwähnt. Die Centren Altona-Ottensen, Kiel-Neumünster und Flensburg erfahren eine gesonderte systematische Darstellung. Den zweiten Teil des Werkes füllt die Schilderung der in den übrigen Landesteilen zerstreuten Grossbetriebe, und zwar: Kunst- und Handelsgärtnerei; Fischerei und Fischhandel; Industrie der Steine und Erden; Eisen- und Metall-Industrie, Maschinen-, Schiff- und Wagenbau, Instrumente und Apparate; chemische Industrie und Industrie der Fettstoffe; Textilindustrie; Holzindustrie; Nahrungs- und Genussmittel; polygraphische Gewerbe; Handels- und Verkehrsgewerbe. Die Schilderungen sind nicht gleichwertig: eine der besten ist diejenige von der Textil-Industrie Neumünsters. Das Neumünstersche Tuchgewerbe ist wahrscheinlich zur Zeit, als Adolf II., nach seinem siegreichen Vorgehen in Holstein, Ansiedler ins Land rief, in Segeberg begründet und von dort später nach Neumünster verpflanzt. Bald waren die Tuchmachergilde und die Frachtfuhrleute die Hauptträgerinnen der Betriebsamkeit im Orte. Eine geraume Zeit hindurch durfte kein Meister Garn kaufen, das ausserhalb des Amtsbezirkes gesponnen war. Der Betrieb war Handbetrieb; nur das Walken der Tuche erfolgte in den von der Innung unterhaltenen Wassermühlen, bis zum Jahre 1620 in der alten Herrenmühle bei Segeberg. Herzog Friedrich III. verpachtete damals seine in Wittorf an der Stör neuerbaute Walkmühle an die Innung, die sie später kaufte. Der Gilde war in ihrem Verkehr mit Hamburg und Lübeck Befreiung von Zoll und Lizentabgaben bewilligt. Von 1737—1820 mussten die Tuchmacher die Arbeit des Spinnens durch die Insassen des Neumünsterschen Zuchthauses ausführen lassen. Die Kriegsjahre zu Anfang dieses Jahrhunderts gaben dem Gewerbe durch Lieferungen für die Armeen neuen Aufschwung, sodass 1808 die erste Kratzmaschine durch M. Voigt, 1811 die erste Tuchfabrik mit maschinellem Betriebe durch Gebr. Reuck gegründet werden konnte. Lähmend wirkte der von Dänemark durch schleswig-holsteinischen Tuch auferlegte Zollzuschlag von 30 %, der erst 1839 mit der neuen Zollordnung gänzlich beseitigt wurde. Gegenwärtig überwiegt die Anfertigung von Regenmantelstoffen alle anderen Arten. Die jährliche Gesamtproduktion schätzt man auf 10 000 Stück oder vier Millionen Meter.

Jahresbericht der Handelskammer zu **Kiel** für 1893. XXII. Jahrg. Kiel (Lipsius & Tischer), 1894. XXII, 147 u. 106* S., gr.- 8°.

Das Gesamtergebnis des Jahres 1893 wird für Handel und Industrie des Bezirks als nicht befriedigend bezeichnet. Wenn auch in einzelnen Geschäftszweigen ein Fortschritt konstatiert wurde, so hat doch für die wichtigsten Branchen ein Aufschwung nicht stattgefunden; im Schiffsverkehr machte sich sogar ein Rückgang geltend. Insbesondere haben die ungünstigen internationalen Zollverhältnisse, die andauernden politischen Wirren in Südamerika, die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse verschiedener europäischer Staaten, Nordamerikas, Australiens durch die Entwertung des Silbers etc. die Absatzverhältnisse ungünstig beeinflusst. — Angehängt ist eine alphabetische Liste der Wahlberechtigten zur Handelskammer in Kiel nach dem Stande im Mai 1894.

Jahres-Bericht des Königl. Commerz-Collegiums zu **Altona** für 1893. Altona: Druck von H. W. Köbner, 1894. IV u. 75 S., fol. — Die Sektion für Handwerksangelegen-

Digitized by Google

heiten befürchtete, dass durch die vom preussischen Handelsminister veröffentlichten Vorschläge für die Organisation des Handwerks und für die Regelung des Lehrlingswesens die bestehenden Innungen beeinträchtigt, wenn nicht gar beseitigt werden würden, und das Kollegium veranstaltete infolgedessen eine Untersuchung über die Wirksamkeit der schleswig-holsteinischen Innungen (S. 48—75). Von den 353 Innungen Schleswig-Holsteins haben 314 berichtet; dieselben umfassten 8276 Meister, 11 145 Gesellen und 5919 Lehrlinge, sodass auf 1 Innungsmeister 1,34 Gesellen und 0,71 Lehrlinge kommen. 9 Innungen hatten über 100, 78 weniger als 10 Mitglieder. 73,56 % aller Innungen sind Fachinnungen, 26,43 % gemischte Innungen. 226 Innungen (71,97 %) gehören Innungsverbänden an. Innungsausschüsse bestehen 7, Gesellenausschüsse sind von 71 Innungen ins Leben gerufen. Im Handwerk zeigen sich Bestrebungen, durch Ringbildungen und Kartelle der Schleuderkonkurrenz entgegenzutreten. Den wandernden Gesellen, denen keine Arbeit nachgewiesen werden konnte, werden an mehreren Stellen Unterstützungen (M. 0,15 bis 1,00) gewährt. 88 Innungen mit 2505 Meistern verausgabten im letzten Jahre für diesen Zweck 6493,71 M. 153 Innungen mit 4934 Mitgliedern haben den Arbeitsnachweis geregelt. Kasseneinrichtungen finden sich bei 94 Innungen. Erfreulich ist die Thätigkeit auf dem Gebiete des Fach- und Fortbildungsschulwesens.

Jürgens, Fr., Die Wichtigkeit einer Verbesserung der Verkehrsmittel der Stadt **Heiligenhafen.** Heiligenhafen: Druck von Joh. Eggers, 1894. (III) u. 8 S., 2 Karten, 8°. Heiligenhafen gehört zu denjenigen Orten, deren Bewohner durch den Niedergang der Segelschiffahrt grosse Verluste gehabt haben. Zwecks Verbesserung ihrer Lage fordert der Verfasser: 1) Die Verbesserung des Fahrwassers im Fehmarnsund durch Ausbaggerung einer 5 m tiefen Rinne durch den 300 m breiten Rücken in der Osteinfahrt (wodurch Schiffen mit weniger als 5 m Tiefgang die kürzere Fahrt durch den Sund ermöglicht würde) und durch ausreichende Bezeichnung des Fahrwassers; 2) die Verbesserung des Hafens von Heiligenhafen durch Geradelegung der östlichen Einfahrt und Vertiefung dieser, sowie der Fischerrinne, auf 5 m; 3) den Ausbau der Eisenbahnlinie Oldenburg-Heiligenhafen und Verbindung mit Fehmarn durch eine Seilfähre mit Dampfwinde, resp. durch ein Dampfschiff, da eine feste Eisenbahnbrücke der Schiffahrt Gefahren und Hindernisse bereiten würde. Die genannten Verbesserungen müssen vor der Fertigstellung des Nord-Ostsee-Kanals getroffen werden, da der Verkehr nur dann den gehofften Aufschwung nimmt, wenn wir denselben überall die Wege bahnen. Damit nicht später wir den Kanal, aber die Dänen den Verkehr haben, ist eine Verbesserung des Signalwesens und der Befeuerung unserer Küsten notwendig.

Ludolph, W., Leuchtfeuer und Schallsignale in Ostsee, Nordsee und Kanal. Separat-Abdruck aus Leuchtfeuer und Schallsignale der Erde für 1894. Nach den neuesten Quellen bearbeitet. 23. Jahrg. 7. umgearbeitete, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Bremen: Heinsius' Nachfolger, 1894. 6 Bll. IX u. 116 (rect. 122) S., Lex.-8°. M. 3,00. — Um die während des Vertriebes einer Auflage vorkommenden Veränderungen den Besitzern eines früheren Jahrgangs bekannt zu machen, erscheint alljährlich ein Ergänzungsheft, einseitig bedruckt (hier 6 Bll.), das zum Preise von M. 0,50 selbständig bezogen werden kann. Da jedes Ergänzungsheft die Angaben der früheren Hefte derselben Auflage in sich aufnimmt, ist die Übersichtlichkeit gewahrt und der Besitzer eines Exemplars stets in der Lage, zuverlässige Auskunft erhalten zu können. — Die Angaben bei den einzelnen Zeichen beziehen sich auf den Namen, die geographische Lage, die Art der Ordnung, ev. die Höhe der Flamme und die Sichtbarkeitsgrenze, und besondere Bemerkungen.

Mollwo, Carl, Die ältesten lübischen Zollrollen. Lübeck: Druck von Max Schmidt, 1894. 97 S., 8°. M. 1,50. — In dieser Arbeit wird dargestellt, wie sich der Handel Lübecks im einzelnen am Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts ausgestaltet hat, und wie der Rat nach Ausweis der beiden ältesten Zollrollen versucht hat, ihn zu beeinflussen.

Der Nord-Ostsee-Kanal. Die Ostseeschleusen zu Holtenau. Begleitschrift zu dem auf der Weltausstellung in Chicago ausgestellten Modell der Schleusen. Berlin: (ohne Drucker), 1893. 16 S., 5 Tafeln, 8°. — Das ausgestellte Modell (1 : 50 der natürlichen Grösse) war 8 m lang und gab die äussere Erscheinung in getreuer Nachbildung auch der Farben wieder. Die südliche Schleuse war meist aus Holz, die nördliche dagegen, wie auch die Seitenwände des Aussen- und Binnenhafens, waren aus Metall gefertigt, damit hier Wasser aufgenommen und die Durchschleusung an 3 m langen Modellschiffen (= 150 m Schiffslänge) gezeigt werden konnte. — Durch die Anlage zweier Schleusen, um auch einen zeitweilig grösseren Verkehr bewältigen zu können, erreichte man den Vorteil, dass der Kanal nicht gesperrt zu werden braucht, wenn eine Schleuse nicht benutzbar sein sollte. Weil das Aussenwasser der Ostsee bald höher, bald tiefer steht als der Kanalspiegel, mussten sowohl die äusseren als die

Digitized by Google

inneren Thore doppelte Thorpaare sein. Die durch rasches Steigen resp. Fallen des Aussenwassers entstehenden starken Strömungen im Kanal und in den Schleusen (bis zu 1 m in der Sekunde) würden das Schliessen der schweren Schiffahrtsthore erschweren und gefährlich machen. Darum wurden besondere Sperrthore angebracht, durch deren Schliessung zunächst ruhiges Wasser in den Schleusen geschaffen werden soll, damit die Schiffahrtsthore geschlossen werden können; alsdann werden die Sperrthore wieder in ihre Nischen zurückgedreht und verbleiben hier solange, bis die Schleusen wieder bei durchgehender Strömung geschlossen werden sollen. Die nutzbare Länge der Schleusen beträgt 150 m bei einer Baulänge von 217 m, die Breite zwischen den Thorpfeilern und in den Kammern 25 m, die Tiefe 9,57 m. Um den Kanal und das an demselben liegende tiefere Gelände gegen Hochwasser zu schützen, sind die Häupter der Schleusen 4 m über Mittelwasser der Ostsee gelegt. An die Schleusen schliessen sich im Aussen- und Binnenhafen Leitwerke von 200 m resp. 100 m Länge. Das Grundmauerwerk der Schleusen besteht aus einer von Spundwänden umschlossenen 2,5—3,5 m starken Betonlage. Der Sohlenbeton enthält 3 quer zur Schleusenachse gerichtete Tunnel, welche Druckwasser- und Heizröhren von der südlich der Schleusen gelegenen Maschinenanlage nach den Maschinenkammern jeder der drei Schleusenmauern führen und Telegraphen- und Telephonleitungen hindurchführen sollen. Im Innern des aufgehenden Mauerwerks befinden sich die grossen Umläufe, mit denen die Schleusen gefüllt und geleert werden. Um beim Füllen der Schleusen starke Strömungen und Wirbel zu vermeiden, tritt das Wasser nicht geschlossen aus jedem Umlauf in die Schleusenkammer, sondern wird durch 12 kleinere Ausläufe, deren Gesamtquerdurchschnitt erheblich grösser als der des Umlaufs (12 gegen 7,6 qm), auf die ganze Kammerlänge verteilt. Die Abdeckung der Maschinenkammern erfolgte durch eine zwischen eiserne Träger gespannte Monierdecke, über welche eine 3 cm starke Gussasphaltschicht gelegt wird. Zur Herstellung der Schleusen waren erforderlich: 60 000 cbm Beton, 5500 cbm Quadermauerwerk, 65 000 cbm Ziegelmauerwerk, 10 000 cbm Stampfbeton. Das Ziegelmauerwerk beanspruchte einschliesslich der Verblendsteine 26 Millionen Ziegel. Die Schleusenthore sind Schiffahrtsthore (zur Erhaltung des Kanalwasserstands) und Sperrthore. Damit die Sperrthore ohne Gefahr bei strömendem Wasser geschlossen werden können, haben sie grosse, durch Schützen verschliessbare Öffnungen, die während des Schliessens offen bleiben, um einen grossen Teil des Schleusenquerschnitts für den Durchfluss von Wasser freizuhalten. Erst nachdem die Thore völlig zugedreht sind, werden die Öffnungen langsam geschlossen. Sämtliche Bewegungen der Thore, Schützen und Spillen werden durch Druckwasser bewirkt; jedoch sind die Einrichtungen so getroffen, dass an Stelle der maschinellen ausnahmsweise Menschenkraft treten kann. Bereits während des Aushebens der Baugrube bis 6 m unter Mittelwasser der Ostsee wurden Versuche vorgenommen, um zu erfahren, wie die unter dem Druck höher gelegener, vielleicht weit entfernter Wasserbecken unterirdisch nach tief gelegenen Stellen der Ostsee abfliessenden Grundwasserströme bewältigt werden könnten. Um Aufbrüche der nach dem Ausheben zurückbleibenden dünnen Thonschicht, die die wasserführende Sandschicht bedeckte, zu vermeiden, machte man den Versuch, die untere Sandschicht in zweckmässiger Weise zu entwässern und dadurch den Druck in derselben zu vermindern, indem von der Sohle der Baugrube 3 steinerne Brunnen bis 22,13 m, bezw. 20,41 und 20,47 m Tiefe unter Mittelwasser der Ostsee abgesenkt wurden. Durch dieselben wurde der Druck des Grundwassers im Innern der Baugrube um mehr als 15 m vermindert, sodass der hierdurch verursachte Kostenaufwand von 100 000 ℳ durch Ersparnisse in der Bauausführung mehr als ausgeglichen worden ist. Die Baukosten der Ostseeschleusen mit Ausschluss der Leitwerke, welche den ein- und ausfahrenden Schiffen als Führung dienen sollen, belaufen sich auf rund 9 Millionen Mark.

Der Nord-Ostsee-Kanal. Ausführung des Kanals **in der Burg-Kudenseer Niederung.** Berlin: (ohne Drucker), 1893. 13 S., 5 Tafeln, 8°. — Die ausgedehnte Moorniederung diente noch im vorigen Jahrhundert als Sammelbecken für die der Wilstermarsch schädlichen Hochwasser der Holstenau, erhielt dann zwar einen direkten Abfluss nach der Elbe hin, wurde aber erst Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre dieses Jahrhunderts nach Durchführung einer geregelten Entwässerung in bessere Kultur genommen. Der Kanal schneidet hier fast überall bis zur vollen Tiefe in weiche, angeschwemmte Bodenschichten (zu oberst Moor, dann Darg, zu unterst Kleie) ein. Der alte feste Meeresgrund liegt zwischen km 9 und km 16 überall unter der Kanalsohle. Die zur Ermittelung der Stand- und Tragfähigkeit der oberen Bodenschichten vorgenommenen Probeausschachtungen zeigten, dass von km 13,2 bis km 18 eine Belastung der Kanalufer durch Deiche diese Bodenarten zusammenpressen und verdrücken würde, und doch war diese Belastung unvermeidlich, weil der höchste Kanalwasserstand um etwa 1,25 m über der mittleren

Digitized by Google

Bodenhöhe der Niederung liegt. Daher mussten zu beiden Seiten des Kanalprofils die weichen Massen durch Aufschüttung fester Bodenarten (Sand) verdrängt und verdichtet werden und auf solche Weise feste Dammkörper gebildet werden, zwischen denen das Kanalprofil ohne weitere Schwierigkeiten ausgehoben werden konnte. Die Breite derselben wurde, da beim nachfolgenden Ausbaggern des Kanalprofils zwischen den Sanddämmen starke Bewegungen und Veränderungen, vorzugsweise an den dem Kanal zugekehrten Böschungen, zu erwarten waren, auf 15 m festgesetzt, und der Abstand der Dämme von der Kanalachse so gewählt, dass sie den Uferdeckwerken und den Kanaldeichen festen Fuss gewähren konnten. Von km 7,6 bis km 13,2 erwiesen Böschungen mit zweifacher Anlage sich bis zur vollen Tiefe des Kanals als standfähig. Es waren hier darum die Deiche nur so zu legen, dass der Druck derselben auf den Untergrund keine seitlichen Verdrückungen in das Kanalprofil herbeiführte. Zu diesem Zwecke wurden die Uferkanten des Kanals und die an diese sich anschliessenden 2,5 m breiten Bermen möglichst tief und die Deiche nach der Kanalseite hin mit sechsmaliger Böschung angeordnet, sodass die Deichkronen um rund 16 m gegen die Uferkanten des Kanals zurücktreten. Im Kudensee km 7,7 bis km 8,7), wo der Untergrund schlechter war, sollten diese flachen Deiche 70 m von der Kanalachse abgerückt werden. Trotz diesen Schwierigkeiten zeigten doch die zwecks Feststellung der zu wählenden Baulinie hier sehr sorgfältigen Voruntersuchungen, dass die zur Ausführung bestimmte Linie die relativ günstigste sei; denn einerseits verfolgt sie im wesentlichen die Kreisgrenze, die zugleich Grenze der Feldmark ist, und andererseits besteht auf der von Dahlström vorgeschlagenen Linie der Untergrund aus Triebsand, und so kann daselbst, abgesehen von den im voraus nicht bestimmbaren Kosten, auch keine Gewähr dafür übernommen werden, dass die planmässige Tiefe in diesem Boden mit den gewöhnlichen Mitteln überhaupt zu erreichen ist.) Der durch die Schüttungen verdrängte Boden hob sich links und rechts wieder in die Höhe, sodass ganz wilde Auftreibungen sich bildeten, die sich oft auf den ganzen Raum zwischen den Dämmen erstreckten und sich bis 3,20 m über die ursprüngliche Bodenhöhe emporhoben, wonach sie bei längerer Ruhe wieder etwas zusammensackten. Die von km 8,2 bis km 13,2 aufgeschütteten 590 000 cbm Sand erzeugten im Kanalprofil 250 000 cbm Auftreibungen. Von km 13,2 bis km 18 wurden 223 000 cbm Auftreibungen durch 1 126 000 cbm Sand bewirkt

Der Nord-Ostsee-Kanal. Seine **Entstehungsgeschichte,** sein **Bau** und seine **Bedeutung** in wirthschaftlicher und militärischer Hinsicht. Begleitschrift zu dem auf der Weltausstellung in Chicago ausgestellten Reliefplan des Kanals. Berlin (ohne Drucker), 1893. 21 S., 1 Karte, 8°. — Nicht im Buchhandel; die Berichtsexemplare für diese und die beiden folgenden Schriften in der Bibliothek des Naturw. Vereins für Schleswig-Holstein. — Die Geschichte des Kanals ist ergiebiger in der Festschrift zur Eröffnung des Kanals von Carl Loewe (Berlin: Ernst & Sohn, 1895) dargestellt.

Von der Gesamtlänge des Kanals von 98,65 km entfallen auf:

gerade Strecken	. .	. .	62,15 km.	63,0 %	Krümmungen v. 2000 m Radius	0,98 km	1,0 %
Krümmungen v. 6000 m Radius		4,82 »	4,9 %	» » 1700 »	»	1,99 »	2,0 %
» 5000 »	»	5,52 »	5,6 %	» » 1500 »	»	2,99 »	3,0 %
» 3000 »	»	13,23 »	13,4 %	» » 1000 »	»	3,20 »	3,3 %
» 2500 »	»	3,77 »	3,8 %				

Der normale Wasserstand im Kanal wird dem des Kieler Hafens (0,23 m unter NN) ungefähr gleich sein. Die Elbschleuse soll während der Ebbe offen stehen; die Ostseeschleuse nur geschlossen werden, wenn der Wasserstand des Kieler Hafens um mehr als 0,5 m über Mittelwasser steigt oder unter Mittelwasser fällt, was zusammen durchschnittlich an etwa 25 Tagen des Jahres zu erwarten steht. Die Sohle, 9 m unter Mittelwasser, liegt von Holtenau bis Rendsburg (km 60) horizontal. Von hier bis Brunsbüttel erhält sie von 1 : 200 000 auf 1 : 25 000 zunehmendes Gefälle, dem Wasserspiegelgefälle zur Zeit der Ebbe entsprechend. Deiche schützen die Niederungen, die tiefer als der Wasserspiegel des Kanals liegen. Die geraden Strecken und die Krümmungen mit mehr als 2500 m Radius haben 22 m Sohlenbreite, bis 3 m über der Sohle dreifache, darüber auf 4 m Höhe zweifache Böschung. In höherem Gelände schliesst sich an eine 7 m über der Sohle liegende Berme eine mit Steindecke versehene $1^1/_2$fache Böschung an, bis 1 m über gewöhnlichen Wasserstand hinaufreichend, wo eine 2,5 m breite Berme liegt, an die sich die $1^1/_2$fache Einschnittsböschung anschliesst. In den Niederungen ist die untere Berme, um eine spätere Verbreiterung des Profils ohne Verlegung der dort auszuführenden Deiche vornehmen zu können, an beiden Seiten entsprechend verbreitert. Bei niedrigstem Wasserstande hat der Kanal in 6,17 m Tiefe eine nutzbare Breite von 36 m und gestattet das Vorbeifahren der grössten in der Ostseefahrt üblichen Dampfer (Tiefgang = 12 m, Breite = 6 m). Die Verbreiterung in den Krümmungen

$$26 = \frac{r}{100}$$ m) beträgt bei 1000 m Radius = 16 m 2000 m Radius = 6 m,

» 1500 » » = 11 » 2500 » = 1 »

Digitized by Google

Den grossen Kriegsschiffen ermöglichen 6 Ausweichestellen und die Obereiderseen (Länge 450 m, Sohlenbreite = 60 m) das Vorbeifahren; im Audorfer See ist eine Wendestelle für Schiffe jeder Grösse in Aussicht genommen. Die Mündungsschleusen sind Doppelschleusen mit einer Durchfahrtsöffnung für eingehende und einer anderen für ausgehende Schiffe, deren jede 25 m lichte Weite und eine Kammer von 150 m nutzbarer Länge erhält. Die Schleuse zur Verbindung mit der Untereider bei Rendsburg hat eine lichte Weite von 12 m und eine nutzbare Kammerlänge von 68 m. Zur Überführung des den Kanal kreuzenden Verkehrs dienen 1) 2 feste Hochbrücken (Grünenthal mit sichelförmigen Bogenträgern auf Kämpfergelenken und Fahrbahn in halber Bogenhöhe; Stützweite = 156,5 m; bei Levensau sind Bogen und Fahrbahn unabhängig von einander, der Windträger über dem Bogen stützt sich mit senkrechten Stäben auf den Bogen, und die Fahrbahn hängt frei an den Querstreifen dieses Windträgers; Stützweite = 163,4 m) mit 42 m lichter Durchfahrtshöhe, 2) 3 ungleicharmige Drehbrücken von 50 m lichter Weite; für die Eisenbahnen Neumünster-Rendsburg, Itzehoe-Heide und die Landstrasse Itzehoe-Heide, 3) 14 Fähren. Die zu bewegende Erdmasse betrug rund 80 Millionen cbm, die monatliche Förderung 1892 durchschnittlich 1,4 Millionen cbm, wozu 1892 in Benutzung waren: 20 Trocken-, 42 Nassbagger und Excavatoren, 65 Lokomotiven, 1790 Transportwagen, 662 Muldenkipper und Schiebkarren, 11 Dampfprähme, 123 Transportprähme (Schuten), 37 Schleppdampfer. Beschäftigt waren in den Winter- und Herbstmonaten 1892 durchschnittlich 5785, in den Frühlings- und Sommermonaten 8270 Arbeiter. Die Gesamtkosten betrugen nach dem innegehaltenen Anschlage 156 Millionen Mark. — Die folgende Tabelle giebt vereinfacht eine Übersicht der Abkürzung an Raum und Zeit für den Verkehr zwischen den Nordseehäfen und den östlich der Linie Wittow-Torp gelegenen Ostseehäfen:

Weg nach der Ostsee.	1	2	3	4	5	6	7	8
	unter Benutzung des Nord-Ostsee-Kanals				unter Benutzung des Schiffsweges um Skagen bis zum gemeinschaftl. Schnittpunkt sämtlicher Schiffswege in der Ostsee gegenüber Möen.		Gewinn an Wegelänge infolge der Benutzung des Kanals (Unterschied zwischen Spalte 3 und 5)	Zeitgewinn infolge der Benutzung des Kanals (Unterschied zwischen Spalte 4 und 6)
	bis zur Kanalmündung	Fahrzeit bis zur Kanalmündung bei einer Geschwindigkeit von 8,25 Seemeilen in der Stunde	Gesamte Länge des Weges	Gesamte Fahrzeit unter Zurechnung von drei Stunden Aufenthalt bei den Schleusen u. s. w.	Länge des Weges	Fahrzeit bei 8,25 Seemeilen Geschwindigkeit in der Stunde		
	Seemeilen*)	Stunden	Seemeilen**)	Seemeilen†)	Seemeilen	Stunden	Seemeilen	Stunden
Von Hamburg . . .	40	4,84	221,2	33,39	646	78,30	424,8	44,91
» Bremerhafen .	91	11,03	272,2	39,58	595	72,12	322,8	32,54
» Emden	165	20,00	346,2	48,55	629	76,24	282,8	27,69
» Amsterdam . .	269	32,60	450,2	61,15	687	83,27	236,8	22,12
» Rotterdam . .	298	36,12	479,2	64,67	716	86,78	236,8	22,11
» Antwerpen . .	359	43,51	540,2	72,06	777	94,18	236,8	22,12
» Dünkirchen . .	380	46,06	561,2	74,61	800	96,96	238,8	22,35
» London	410	49,69	591,2	78,24	830	100,60	238,8	22,36
» Hull	355	43,03	536,2	71,58	717	86,90	180,8	15,32
» Hartlepool . .	390	47,27	571,2	75,82	692	83,88	120,8	8,06
» Newcastle . . .	410	49,69	591,2	78,25	698	84,60	106,8	6,36
» Leith	465	56,36	646,2	84,91	730	88,48	83,8	3,57

*) 1 Seemeile = $^1/_{60}$ des Äquatorgrades = $^1/_4$ geographische Meile = 1,855 km.
**) Länge des Kanals = 53,2 Seemeilen, von der Mündung bei Holtenau bis zum gem. Schnittpunkt bei Möen = 128 Seemeilen.
†) Fahrzeit durch den Kanal (5,3 Seemeilen pro Stunde) = 10,04 Stunden, von Holtenau bis zum Schnittpunkt bei Möen (8,25 Seemeilen pro Stunde) = 15,51 Stunden.

Sartori, August, Der Nord-Ostsee-Kanal und die deutschen Seehäfen. Mit 6 Anlagen. Berlin: Mittler und Sohn, 1894. 68 S., 9 Tff., 8°. M. 3,00. — Im Anschluss an die früheren Ausführungen in seiner Schrift »Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal« legt der Verfasser die Gemeinsamkeit der Interessen der deutschen Seehäfen an der wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Kanals dar und sucht eine geschlossene Vertretung ihrer Interessen zu veranlassen. Die Bedeutung des Verkehrs zwischen Nord- und Ostsee zeigt die Tab. I, welche, in Ermangelung amtlicher Unterlagen auf Grund möglichst zuverlässig veranstalteter privater Ermittelungen entworfen, als Beispiel den regelmässigen Schiffahrtsverkehr für Oktober 1891 enthält, nämlich 1376 Dampfer mit 1 530 544 Reg.-Tons, 823 Segler mit 227 165 R. T., deren 70,044 % voraussichtlich

Digitized by Google

dem Kanalverkehr zufallen werden, während 29,956 % auch ferner ihren Weg um Skagen nehmen werden. Von dem Eingang nach der Ostsee (932 Schiffe mit 666 914 R.-T.) werden 50,94 %, von dem Ausgang aus der Ostsee (1267 Schiffe mit 890 795 R.-T.) dagegen 84,35 % auf den Kanal entfallen. Der Nord-Ostsee-Verkehr war im Monat Oktober dem Gesamt-Durchgangsverkehr im Suez-Kanal (333 Dampfer mit 948 925 R.-T., keine Segler) gegenüber um 64,15 % stärker. Eine nicht zu hohe Tarifierung der Kanalabgaben wird zur Hebung der deutschen Küstenschiffahrt beitragen; dass diese möglich ist, ergiebt sich daraus, dass der Verkehr zwischen deutschen Nord- und Ostseehäfen (146 Schiffe mit 44 709 R.-T.) an Schiffszahl nur 1/15, an Tonnengehalt gar nur 1/35 des gesamten Nord-Ostsee-Verkehrs darstellt. Wie gering der Verkehr der Ostsee mit den deutschen Nordseehäfen ist, zeigt die Zusammenstellung über den Verkehr pro Oktober 1891 (S. 50):

	mit den Häfen der Nordsee, des Kanals und darüber hinaus	davon mit deutschen Nordseehäfen	
	Reg.-Tons	Tons	%
Finnland	113 657	6 986	6,1466
Russland	372 897	14 515	3,8925
Schweden	452 260	18 706	4,1361
Dänemark	166 149	9 545	5,7472
Preussen und Pommern .	389 086	25 518	6,5585
Mecklenburg	13 428	—	—
Lübeck	10 785	—	—
Schleswig-Holstein . . .	39 447	4 348	11,0224
	1 557 709	79 622	5,1115

Nach Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals wird, eine zweckentsprechende Tarifierung vorausgesetzt, infolge der Abkürzung des Weges gerade dieser Verkehr einer bedeutenden Steigerung fähig sein. — Ferner wird die Einrichtung von Freihäfen (bezw. Freibezirken) in deutschen Ostseehäfen gewünscht, wie sie in Hamburg und Bremen und infolge des Kanalbaues in Kopenhagen erbaut sind, da die minutiöse Zollkontrolle auf einen grossen, rasch zu expedierenden Waren- und Schiffahrtsverkehr lähmend und erdrückend wirkt. Endlich ist die Einrichtung eines Umschlagsplatzes an der Ostmündung des Kanals ins Auge zu fassen, damit es den Haupthäfen an der Ostsee ermöglicht werde, den veränderten und durch die Reiseabkürzung erleichterten Verkehr zu einer Erweiterung ihres Handelsverkehrs auszunutzen, was namentlich für die Industrie in den Ostseehäfen von Bedeutung ist.

Tabellarische Übersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1893, zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau. Hamburg: Druck von Schröder & Jeve (Herold), 1894. (VI u.) 78, 110, 134 u. 23 S., 4°. M. 2,50. — Inhalt: Hamburgs Handel und Schiffahrt von 1846—93, Schiffahrt, Wareneinfuhr, Warenausfuhr, Seeversicherungen, Auswanderer-Beförderung über Hamburg, Banken, Wechsel- und Geldverkehr. — Das Wachstum des überseeischen Verkehrs zeigen die Endziffern der Tabelle über die seit 1826 angekommenen See-Dampfschiffe (I. Tab. 20):

	1826—30	1831—40	1841—50	1851—60	1861—70	1871—80	1881—90	1891	1892	1893
Anzahl der Dampfschiffe . . .	7	21	31	93	190	445	929	1 444	1 518	1 553
Anzahl der damit zurückgelegten Reisen . . .	70	240	368	929	1 713	2 854	4 600	6 303	6 128	6 339
Register-Tons	—	—	106 270	298 460	766 807	1 689 923	3 258 501	5 083 123	4 979 481	5 288 425
Reg.-Tons pr. Schiff		—	289	321	448	592	708	806	813	826

Walther, C., Eine ungedruckte Urkunde vom Jahre 1526, Juni 5, den Alster-Trvae-Canal betreffend. **M H G,** S. 161—169.

Wohlwill, Ad., Breslau und die Hamburger Pestepidemie im Jahre 1703. **M H G,** S. 97—98.

18. Kirche und Unterricht (Religionsverhältnisse).

Bertheau, —, Die Vorgeschichte der Lauenburgischen Kirchenordnung. **A G H L,** S. 1—26.

Chalybaeus, Heinrich Franz, Sammlung der Vorschriften und Entscheidungen betreffend das Schleswig-Holsteinische Kirchenrecht. Ein Handbuch für Geistliche, Kirchenälteste und Synodale. 2. Teil. Kiel: Eckardt, 1894. VIII u. 329 S. M. 8,00. — Die Einrichtung und Anordnung ist dieselbe wie in dem vor 12 Jahren erschienenen 1. Teil. Durch Vorbemerkungen zu den einzelnen Kirchengesetzen wird das in den

Digitized by Google

Druckschriften der Gesamtsynode niedergelegte Material, soweit es zur Erläuterung dieser Gesetze dient, dem Leser näher gebracht. Dem Inhalte nach gliedert sich das Werk in 7 Bücher: 1) die Kirchengemeinde- und Synodalordnung, 2) die Behörden, 3) die Mitglieder der Kirche und der Austritt aus derselben, 4) die Kirchendiener (Geistliche und niedere Kirchendiener), 5) die geistliche Amtsverwaltung, 6) die kirchliche Vermögensverwaltung, 7) kirchliche Verhältnisse des Militärs. Ein Anhang bringt Vorschriften über die formelle Geschäftsführung und ein chronologisches und ein alphabetisches Register.

Chronik der Universität Kiel für das Jahr 1893/94. Kiel, Universitäts-Buchhandlung, 1894. 58 und XXVII S., 8°. ℳ. 1,00.

Die Einweihung des **Domes** in Schleswig am 25. Oktober 1894. Schleswig: Bergas, 1894. 16 S., 8°. ℳ. 0,30. — Beschreibung des Einweihungsgottesdienstes.

Faulwasser, Jul., Die Glocken der Eppendorfer Kirche. **M H G**, S. 48—49.

Hellwig, —, Actenstücke zur Chronik des Domhofes bei Ratzeburg. **A G H L**, S. 100—114.

Heraeus, Max, Hamburger Studenten auf deutschen und ausländischen Hochschulen in dem Zeitraume von 1290—1650. **Z V H G**, S. 557—632.

Köhncke, Harro und **J. J. Scheel,** Geschichte des Vereins Hamburger Volksschullehrer (1873—1894). Hamburg: G. Fritzsche, 1894. 105 S., 8°. ℳ. 0,—. — Vor 1871 gab es in Hamburg keine öffentlichen Volksschulen. Die Elementarschulen bestanden aus einer Anzahl staatlicher Armenschulen, einigen Kirchen- und Stiftsschulen und einer sehr grossen Zahl von Privatschulen. Nachdem am 11. November 1870 ein Unterrichtsgesetz erlassen war, wurden am 11. März 1871 die Armenschulen von der Oberschulbehörde übernommen. Ende März 1871 bestanden 106 Volksschulklassen; Ende März 1894 war die Zahl auf 1474 Klassen mit 1789 Lehrkräften gestiegen. Um den hamburgischen Volksschullehrern eine Beratung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zu ermöglichen, wurde der Verein am 2. Juli 1873 gestiftet. Anfangs mit scheelen Blicken angesehen, erwarb er sich nach und nach das Vertrauen auch der Behörde, und seinen Beratungen ist die Initiative zu manchen Verbesserungen des hamburgischen Schulwesens zu danken. Nachdem die drei grösseren pädagogischen Vereine Hamburgs dem deutschen Lehrerverein beigetreten waren, erstand der Wunsch nach einer Verschmelzung derselben. Um zur Einigung beizutragen, löste sich der Verein Hamburger Volksschullehrer durch Beschluss vom 2. Mai 1894 auf, und seine Mitglieder traten der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens bei, die gegenwärtig 1200 Mitglieder zählt.

(Nicolaisen), Jacob Georg Christian Adler und die allgemeine Schulordnung vom 24. Aug. 1814. Schlesw.-Holst. Schulztg. Jahrg. 41, Nr. 47 u. 48, S. 385—387 u. 393—395.

Rüdiger, Otto, Versuch einer Zunftbildung unter den Schulhaltern im St. Jacobikirchspiel um 1700. Ein Beitrag zur Geschichte des Hamburgischen Privatschulwesens. **Z V H G**, S. 495—504.

v. Schubert, H., Die Entstehung der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche. Vortrag, gehalten auf der theologischen Conferenz zu Kiel. **Z S-H-L G**, S. 93—136.

Steffenhagen, E., Eine Verordnung des Herzogs Karl Friedrich für die Kieler Universitäts Bibliothek. **Z S-H-L G**, S. 137—151.

Verzeichniss der Vorlesungen an der Königl. Christian Albrechts-Universität zu Kiel im Sommerhalbjar 1894 vom 17. April bis 15. August. Kiel: Universitäts-Buchhandlung, 1894. 43 S., 8°. ℳ. 0,20.

Wagner, F., Zur Geschichte der Jesuiten-Mission in Altona. **Z V H G**, S. 633—638.

19. Rechtsverhältnisse und Verwaltung.

Bau-Ordnung für die kleineren Städte und Flecken des Regierungsbezirks Schleswig vom 8. Dezember 1893. Nebst einem Anhange, enthaltend den Wortlaut aller in dieser Bau-Ordnung angeführten wichtigeren Stellen aus anderen Gesetzen und Verfügungen. Mit einem Sachregister. Garding: Lühr & Dircks, 1894. 114 S., 8°. ℳ. 1,20.

Bau-Ordnung für die kleineren Städte und Flecken des Regierungsbezirks Schleswig. Amtliche Ausgabe. Schleswig: Bergas, 1894. 59 S., 8°. ℳ. 0.50. — Den Vorschriften dieser Bau-Ordnung sind mit Ausnahme von Altona, Wandsbek, Kiel und Flensburg sämtliche Gemeinden (Städte und Flecken) der Provinz unterworfen, welche auf Grund des Gesetzes vom 14. April 1869 bezw. des Lauenburgischen Gesetzes vom 16. Dezbr. 1870 verwaltet werden, ausserdem der sogen. Flecken (Landgemeinde) Lunden im Kreise Norderdithmarschen, Ahrensburg im Kreise Stormarn, Blankenese und Dockenhuden im Kreise Pinneberg.

Bericht über die Verwaltung der **Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Schleswig-Holstein** für das Jahr **1893.** Dritter Jahrgang. Kiel: Druck der Nord-Ostsee-Zeitung, 1894. 27 S. u. 18 Bll. Tabellen, 4°. — Von den 784 im Berichtsjahre zu erledigenden Anträgen wurden bewilligt 602, nachträglich seitens der Anstalt

Digitized by Google

oder durch Entscheidung des Schiedsgerichts 38 Anträge. Der Rentenbestand stieg von 229 Empfängern mit jährlich 26 280,80 ℳ. auf 730 Empfänger mit jährlich 84 858,00 ℳ.

Gaedechens, C. F., Die Einkünfte der Kämmerei-Bürger im 18. Jahrhundert. **MHG,** S. 146—150.

Statistik des Hamburgischen Staates. Bearbeitet und herausgegeben von dem Statistischen Bureau der Steuer-Deputation Heft XV. 2. Abtheilung. Hamburg: Meissner, 1894. IV u. 166 S., 4°. ℳ. 8,00. — Inhalt: Die Grundsteuer-Gesetzgebung des Hamburgischen Staates, sowie die Katastrierung des landwirtschaftlich benutzten Grundeigentums und ihre wichtigsten statistischen Ergebnisse (S. 1—51); die Bewegung der Bevölkerung in den Jahren 1887—91; Hamburgische Sterblichkeitstafel; Ernte-Erträge im Hamburgischen Staate 1878—92; Saatenstandsberichte und Ernte-Ergebnis des Jahres 1893; Hauptergebnisse der Viehzählungen vom 1. Dez. 1892 u. 1893. — Auf Grund der Katastrierung umfasst das Hamburgische Gebiet 40 019,78 859 ha, davon Ackerland 18 140,25 242 ha, Gartenland 2561,43 732, Wiesen 3216,53 954, Weiden 8085,95 473, Holzungen 1476,26 868, Wasser (geschätzt) 670,56 630, Wasser (nicht geschätzt) 2116,24 831, Ödland 99,87 281, Unland 100,49 449, Hausgärten 984,38 296, Hofraum und Gebäude 1303,43 900, Strassen u. Wege 914,07 135, Kirchhöfe 68,52 435, Deiche 281,93 633 ha.

von Wobeser, O., Statistik der Reichstagswahlen von 1867—93 im VIII., und soweit es den Stadtteil Ottensen betrifft, im VI. schleswig-holsteinischen Wahlkreise mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Altona. Altona: F. Thiemann (F. L. Mattig'sche Buchhdlg.), 1894. 56 S., 8°. ℳ. 1,00. — Es ist oft behauptet worden, die intellektuelle Urheberschaft der sozialdemokratischen Agitation für Altona sei im benachbarten Hamburg zu suchen. Dem gegenüber zeigt die Statistik, dass schon 1874 Hasenclever im VIII. Kreise erwählt wird, während in Hamburg erst 1880 ein Sozialdemokrat in der Stichwahl gewählt wird. Der Schwerpunkt der Verschiedenartigkeit liegt aber in dem Verhältnis der sozialistischen Stimmenzahl. Auf den Sozialdemokraten entfallen 1871 in Altona 57,5 % (Hamburg: Neustadt und St. Pauli = 35,4, Altstadt und St. Georg = 24,8, Vororte und Landgebiet = 5,5 %). Vor den Attentaten (1877) zeigt Altona 55,7 % (Hamburg-Neustadt: 47 %), nach denselben Altona 53,8 % (Hamburg-Neustadt: 48 %) sozialistischer Stimmen. Unter dem Einfluss des Sozialistengesetzes ging die sozialistische Stimmenzahl für Altona 1881 auf 45,5 % zurück, stieg dagegen im 2. Hamburger Kreise (Neustadt und St. Pauli) von 48 auf 48,4 %, während sie in den beiden anderen Kreisen um ein Geringfügiges zurückging. Erst 1884 erreichte die Ziffer in Hamburg (2.) die Höhe Altonas und überstieg dieselbe 1887. Selbst wenn die intellektuelle Urheberschaft der sozialistischen Agitation von Hamburg ausgehen sollte, so hat in der Wirkung der Boden in Altona sich als fruchtbarer erwiesen. Dieses ist die Folge von dem indifferenten Benehmen der Anhänger der staatserhaltenden Parteien im Gegensatz zu der ausgesprochenen lebhafteren Beteiligung der Hamburgischen Bürgerschaft an den Wahlen.

20. Kunst und Wissenschaft.

Dose, Franz, Aquarelle und Handzeichnungen in der Kieler Kupferstichsammlung. Verzeichnet und neu geordnet. Kiel: Selbstverlag [Eckardt], 1894. 67 S., 8°. ℳ. 1,50. — Das Verzeichnis soll einerseits den Besuchern der Sammlung als Handbuch und Führer dienen, andererseits die Kenntnis über den Verbleib der Originalblätter und den Bestand der Kieler Sammlung ausserhalb Kiels in weitere Kreise tragen. — Den ersten Anstoss zur Gründung der Kupferstichsammlung des schlesw.-holst. Kunstvereins gab Professor Thaulow, indem er als Vorsitzender des Vereins 1862 den Ankauf der grossen, von dem Oberpräsidenten von Altona, dem Konferenzrat Heinzelmann, hinterlassenen Sammlung erwirkte. Von dem Kaufpreise (13 500 ℳ.) bestritt der Verein nur 4500 ℳ. aus seinem Vermögen, da der Rest von seinen Mitgliedern und dem holst.-lauenbg. Ministerium beigesteuert ward. Eine schätzbare Vermehrung erfuhr die Sammlung 1880 durch das Vermächtnis des Etatsrats Petersen. In den Jahren 1880—85 wurde die Sammlung durch den Maler Graack neu geordnet. Die über 9000 Blätter der Sammlung sind auf Kartons geheftet und in flache Kasten gelegt, die nach den Nationalitäten der Stecher und Autoren geordnet sind, während die Blätter alphabetisch geordnet sind, da sich eine historische Ordnung nicht überall durchführen liess. — Den schönsten und interessantesten Teil bilden die Aquarelle und Handzeichnungen, weil durchweg Originale von Künstlerhand, nicht Vervielfältigungen, die auch in anderen vollständigeren Sammlungen vorzufinden sind. Sie umfassen 4 Kasten mit 369 Blättern, deren 78 von noch nicht ermittelten Künstlern herrühren. Von den vertretenen 197 Künstlern entfallen auf Deutsche 139, Niederländer 94, Österreicher 2, Italiener 28, Franzosen 25, Engländer und Franzosen je 1 Blatt; die Nationalität eines Künstlers liess sich nicht feststellen. Über die Beteiligung schlesw.-holst. Künstler wird nichts mitgeteilt.

Digitized by Google

Gaedechens, C. F., Hamburgische Medaillen vom Jahre 1892. **M H G,** S. 7—13.

—, —, Alphabetisches Verzeichniss der seit 1876 erschienenen hamburgischen Medaillen. **M H G,** S. 13—16.

—, —, Hamburgische Medaillen vom Jahre 1893. **M H G,** S. 101—104.

Heincke, Fr., Die Biologische Anstalt auf Helgoland und ihre Tätigkeit im Jahre 1893. **W M,** S. 1—33. — Der Wunsch, auf Helgoland eine zoologische Station zu errichten, ist so alt, wie das Bestreben, die Probleme der Morphologie und Entwickelungsgeschichte durch die Untersuchung lebender Seetiere an den Orten ihres Vorkommens zu lösen, fand aber erst nach der Wiedervereinigung Helgolands mit Deutschland seine Erfüllung durch die Errichtung der vom Verfasser unter die »meerwirtschaftlichen Versuchsstationen« gerechneten Biologischen Anstalt, in der Anfang Dezember 1892 die regelmässige wissenschaftliche Arbeit begann. Die Kosten der Einrichtung, ausschl. des Kaufpreises für das Anstaltsgebäude, betrugen 48 000 ℳ. Der Bericht über die Thätigkeit im Jahre 1893 giebt ausführliche Auskunft über die Benutzung der Arbeitsplätze, Untersuchungen über die marine Fauna und Flora von Helgoland (rund 1000 Arten), die Sammlungen von Seetieren und Pflanzen (besonders über die Algenherbarien: Helgoländer, deutsches, allgemeines Herbarium), die Fischerei-Versuche und den Versandt von lebendem und konserviertem Untersuchungsmaterial für wissenschaftliche Zwecke.

Heltmüller, Ferdinand, 1. Adam Gottfried Uhlich, II. Holländische Komödianten in Hamburg (1740 und 1741). Hamburg und Leipzig: Leopold Voss, 1894. X und 123 S., gr.-8. ℳ 2,80. — A. u. d. T.: Litzmann, Theatergeschichtliche Forschungen. VIII. — Beide Abhandlungen geben einen Einblick in die Theaterverhältnisse Hamburgs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Uhlich, früher Student, kommt mit der Schönemannschen Truppe 1738 zum erstenmal nach Hamburg. Während eines zweiten dortigen Aufenthalts erfolgt die Sprengung der Truppe durch die Frau Schröder, zu der sich auch Uhlich schlägt; aber die Verzögerung der Gagenzahlungen treibt diese Truppe auseinander. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin zieht sich Uhlich 1746 von der Bühne und nach Hamburg zurück, wo er die »Politischen Neuigkeiten« herausgiebt, die aber bei der Behörde Ärgernis erregen, sodass er, den überdies viele Schulden drücken, sich einer ihm wahrscheinlich zudiktierten hohen Geldbusse durch die Flucht entzieht. — Die holländischen Komödianten haben in einer Zeit der Verwahrlosung der Hamburger Bühne die Teilnahme des Publikums für das Theater ungeschwächt erhalten; ausserdem gewöhnten sie das Publikum an eine dem Platt nahe verwandte Mundart auf der Bühne und ebneten so dem hamburgischen Lokalstück die Wege; jedenfalls sind die stürmischen Erfolge des plattdeutschen »Bookesbentel« (16. Aug. 1741, 2 Monate nachdem die Holländer ihre Vorstellungen abgebrochen haben) zum Teil auf ihre Wirksamkeit zurückzuführen.

Sauermann, Heinrich, Bericht über Verwaltung und Ankäufe des Städtischen Kunst-Gewerbe-Museums in Flensburg. Flensburg: Gedruckt bei J. B. Meyer, 1894. 39 S., 8°.

Schnittger, Doris, Der Dom zu Schleswig. Geschichte und Beschreibung. Schleswig: Bergas, 1894. VII und 91 S., 8°. ℳ 1,00. — Als Steinbau ist der Schleswiger Dom zuerst im 11. Jahrhundert aus Tuff, Granit und grobkörnigem Kalkstein als romanische Pfeilerbasilika mit 2 Türmen, Querschiff, flach gedecktem Mittelschiff und vielleicht gewölbten Seitenschiffen aufgeführt. Von diesem Bau sind noch vorhanden: das Petersportal und die umgebenden Mauern, einige Pfeilerstümpfe und Bogenansätze. Wiederholt zerstört und wieder aufgebaut, ist er seit ca. 1400 eine dreischiffige gotische Hallenkirche, deren Mittelschiff noch den Übergangsstil zeigt, während die Seitenschiffe mit den hohen Kapellen spätgotisch sind, das Querschiff romanisch, der dreischiffig polygonal geschlossene Chor frühgotisch ist. Das Material besteht überwiegend aus Backstein. — Die Restauration des Domes in den vierziger Jahren gab auch den Anlass zur Entfernung vieler wertvollen Zierden: Wappenschilde, Fahnen, Waffen, Inschriften, und vor allen Dingen der Schnitzwerke, unter denen die in die Gewerbemuseen zu Berlin und Flensburg gewanderten Stuhlwangen bis jetzt, trotz der Bemühungen der Gemeindeorgane, nicht wieder erlangt sind. Bemerkenswert ist, dass die Gemeindeorgane erst durch Zufall von dieser Übersiedelung in Kenntnis gesetzt wurden. — An die Baugeschichte schliesst sich eine Beschreibung des Westturms und eines Umganges um den Dom. Im Innern werden u. a. die Grabkapellen, der einstige Lettner, die Ausmalung, die Epitaphien und Gemälde, das Denkmal Friedrichs I., die Fenster, die Altäre, der Hochaltar, die Kanzel, das Gestühl, die Kunstkammer, das Metallgerät und der Kreuzgang beschrieben.

21. Geschichte.

Batsch, F., Aus dem ersten Seekrieg zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark. Ein Beitrag zur Geschichte der Schleswig-Holsteinischen Marine. **Z S-H-L G,** S. 237—333.

Digitized by Google

Clausen, H. V., Nordslesvig 1863—93. Den nationale stilling på landet. **S Aa,** S. 33—146.
De „47." S Aa, S. 157—160. — Verzeichnis der 47 Teilnehmer an der Deputation, welche im September 1866 König Wilhelm I. die Dankadresse des nördlichen Schleswigs bezüglich des Artikels V des Prager Friedens überbrachten.
Dührsen, W., Lowenburgischer peinlicher Process und Urgicht des daselbst gefänglich sitzenden Amtschreibers von Bergedorf. 1603. **A G H L,** S. 27—90.
D(ührsen), W., Zeitungsjubiläum [der Lauenburgischen Zeitung]. **A G H L,** S. 120—125.
Ehrenberg, R., Geschriebene Hamburger Zeitungen im 16. Jahrhundert. **M H G,** S. 117—121.
Friese, Johannes, Hospital St. Georg zum Sandkruge. **A G H L,** S. 91—99.
Garrn, H., Notzeiten — grosse Zeiten. Aus Hamburgs alten Tagen und jüngster Zeit. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses, o. J. (1894). (VII) u. 156 S., 8°.
von Glasenapp, —, Geschichte des Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiments Nr. 15 von seiner Stiftung bis zum Tage des 25jährigen Bestehens. Auf Befehl des Königlichen Regiments zusammengestellt. Mit Abbildungen und Karten in Steindruck. Berlin: Mittler & Sohn, 1894. VII und 232 S., 5 Tafeln, 4 Karten, Lex.-8°. M. 9,00. — Das durch A. K.-O. vom 30. Oktober 1866 gestiftete Ulanen-Regiment Nr. 15 formierte sich am 8. November zu Perleberg, Kyritz und Wusterhausen a. Dosse aus der 3. Eskadron Westpr. Ul.-Reg. Nr. 1, 5. Esk. 1. Brdbg. Ul.-Reg. Nr. 3, 5. Esk. Pos. Ul.-Reg. Nr. 10 und 5. Esk. 2. Brdbg. Ul.-Reg. Nr. 11. Als Aushebungsbezirke wurden demselben die durch den Friedensschluss zu Prag an Preussen gefallenen Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, sowie Mecklenburg und die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck zugewiesen. Die am 3. Juli 1867 zu Potsdam geweihte und genagelte Standarte wurde dem Regiment am 4. Juli übergeben, und hiermit war dasselbe in die Reihe der preussischen Regimenter eingetreten. Die Ausbildung fand statt nach den von Prinzen Friedrich Karl, dem kommandierenden General des Armeekorps, für die Kavallerie aufgestellten Grundsätzen: die Kavallerie soll nicht nur Auge und Ohr der Armee sein, sondern sie soll auch die Operationen der eigenen Armee dem Feinde verbergen, wie ein Schleier, elastisch, aber unzerreissbar, die Armee umgeben. An der Tete der Truppen verschafft sie diesen Ruhe im Marsche und Lager, dem Feldherrn aber bestimmte Meldungen zwecks Sicherheit der Dispositionen, und, was eine Hauptbedingung hierfür ist unausgesetzte Fühlung mit dem Feinde. Wie das Regiment diesen Vorposten- und Aufklärungsdienst ausgeführt hat, zeigt ein Tagesbefehl des III. Armeekorps vom 13. August: »Die letzte Meldung des Rittmeisters Brix von den Vorposten veranlasst mich, auszusprechen, dass das 15. Ulanen-Regiment während der Zeit, wo es am Feinde gestanden (seit 8. August), sich durch viele ausführliche und richtige Meldungen hervorgethan hat.« Dem Rittmeister Brix dankte später Moltke persönlich mit dem Hinzufügen: »Ihre Meldungen haben uns vor der Saar bis vor Metz geführt.« Aber der Hauptchrentag des Regiments bleibt der 16. August. Nach dem Friedensschlusse erhielt das Regiment Strassburg als Garnison zugewiesen. Durch A. K.-O. vom 16. Juni 1871 wurde die Spitze der Standarte des Regiments mit dem Eisernen Kreuze dekoriert und Prinz Carl von Preussen zum Chef desselben ernannt. Die Ernennung des Königs Alfons des XII. von Spanien zum Chef des Regiments (23. Septbr. 1883) und die damit in Verbindung stehenden Pariser Excesse werden gebührend gewürdigt.
Hagedorn, A., Die Anfänge der hamburgischen Zeitungspresse. (Mit der Nachbildung einer Zeitung aus dem Jahre 1639.) **M H G,** S. 133—140, 2 Tfl.
von Hedemann, Paul. Mittheilungen aus dem Archiv von Deutsch-Nienhof. **Z S-H-L G,** S. 153—191.
Helmolds Chronik der Slaven. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniæ übersetzt von J. C. M. Laurent. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. 2. Auflage. Neu bearbeitet von W. Wattenbach. Leipzig: Dyk, o. J. (1894). XIII u. 271 S., 8°. M. 3,80. A. u. d. Titel: Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Gesamtausgabe. 12. Jahrhundert. 8. Band. (Bd. LXVI.) — Helmold stammt wahrscheinlich aus Braunschweig oder dessen Umgebung und gehört zu den Geistlichen, die Heinrich der Löwe zwecks Bekehrung der Slaven nach Holstein brachte, wo Helmold bald nach dem Tode Vicelins (12. Dez. 1154) in dem Kloster zu Cuzelina anwesend ist; wahrscheinlich ist er schon früher im Kloster zu Faldera gewesen, da er mit Vicelin längere Zeit bekannt gewesen ist. Seinen Lehrer, den Bischof Gerold, begleitet er 1155 auf dessen Reise zu dem Fürsten Pribislaw zu Oldenburg. Später wurde er Pfarrer an der Kirche zu Bosau, die der von Vicelin eingesetzte Bruno verlsssen hatte, um nach Faldera zu gehen. Gerold starb 1163, bald nach der Verlegung des Oldenburger Bistums nach Lübeck, und bald darauf schrieb Helmold das erste Buch seiner Chronik, wogegen das zweite Buch erst nach dem Tode Conrads, des Nachfolgers Gerolds, geschrieben ist. Das erste Buch beschränkt sich

Digitized by Google

auf die Bekehrung der Slaven in der Hamburger Diöcese, zunächst in Wagrien und im Bistum Lübeck, in dem zweiten Buche spricht er dagegen mehr von den Bistümern Ratzeburg und Schwerin und von den Thaten Heinrichs des Löwen. Nachrichten über das sächsische Holstein, Dithmarschen und Hamburg sind nur spärlich vorhanden. Wenn er auch Eggehard und Adam von Bremen benutzt, die Urkunden kennt, ja, das Reskript Gerolds über den Zehnten in Wagrien abdruckt, so liegt doch der Schwerpunkt seines Werkes in den Mitteilungen seiner eigenen Erlebnisse, sowie in der Wiedergabe der Mitteilungen von seinen Freunden. — Das absprechende Urteil Schirrens in seinen Beiträgen zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen rief mehrere Entgegnungen hervor, ist aber später von Schirren selbst (Neue und alte Quellen zur Geschichte Vicelins) durch den Abdruck der Urkunde Vicelins, welche Helmolds Angaben rechtfertigt, widerlegt worden; auch haben aufgefundene Münzen die Existenz des von Schirren angefochtenen »Slavenheinrich« bewiesen.

† **Jansen, Karl,** Zur Lornsenschen Bewegung. **Z S-H-L G,** S. 193—236.

Johannsen, Gustav, Nordslesvig i 1893. **S Aa,** S. 1—11.

Jørgensen, A. D., Mårkær kloster i Angel. **S Aa,** S. 147—156.

—, —, Kong Kristian VIII. og den danske Sag i Nordslesvig. (Foredrag, holdt ved det danske højskolejubilæum i Skibelund, 8. Septbr. 1894.) **S Aa,** S. 249—283.

Ottosen, Johan, P. Hiort Lorenzens besøg i København ved nyårstid 1843. **S Aa,** S. 17—32.

O., —, Aus dem Amte Ritzebüttel. **M H G,** S. 53—59, 93—95, 150--153.

Rodenberg, C., Aus dem Kieler Leben im 14. und 15. Jahrhundert. **M k S,** S. 1—43.

Schleiden, Rudolph, Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre 1849—1850. Wiesbaden: Bergmann, 1894. XII. und 401 S., 8°. M. 8.—. A. u. d. T.: Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Vierter Band. — Die Stellung, welche Schleiden's Erinnerungen für die Zukunft innerhalb der Litteratur zur Erhebung Schleswig-Holsteins einnehmen werden, kennzeichnet der nun verstorbene Verfasser selbst richtig, wie folgt: »Eine eingehende Schilderung der Kriegsereignisse wird von einem Civilisten, der nur wenige Male Augenzeuge derselben war, nicht erwartet werden. Die damit Hand in Hand gehenden Vorgänge auf dem Gebiete der Politik und der diplomatischen Verhandlungen, welche in die Berichte meiner Thätigkeit fielen, würden jedoch unverständlich bleiben, wenn ich nicht wenigstens in grossen Zügen auch der Bewegungen auf dem Kriegsschauplatze kurz gedenken wollte.« Durch diese Thätigkeit wurde er aber, wie wenig andere, in die Lage versetzt, sich ein richtiges Bild von der Beeinflussung der Lage Schleswig-Holsteins durch die Konstellation der europäischen Politik verschaffen zu können. Wenn auch hier und da der Unmut gegen Preussen sich Luft macht, so erscheint dieses verständlich; war es doch das Unglück Friedrich Wilhelms IV., in nach aussen und innen bewegter Zeit einen Thron besteigen zu müssen. Eine zielbewusste preussische Politik hätte auch bei den unerquicklichen Verhältnissen der europäischen Lage Preussen vor allem den Vorwurf ersparen können, dänische Interessen zu fördern. Dass nur die Zaghaftigkeit der äusseren Leitung, nicht der Mangel an den nötigen Mitteln die nach Moltke's Ausspruch klägliche Kriegsführung der Bundestruppen in Jütland bewirkte, geht daraus hervor, dass 1849 mehr deutsche Truppen in den Herzogtümern standen, als Moltke nach seiner Denkschrift vom 6. Dezbr. 1862 für einen erfolgreichen Krieg gegen Dänemark für nötig hielt; aber der General von Prittwitz musste nach Instruktionen aus Berlin handeln, die aus politischen Rücksichten und unter dem Einflusse des »ministère occulte« der Camarilla gegeben waren, die es beklagten, dass preussische Waffen eine vermeintlich revolutionäre Bewegung unterstützten. Der Art und Weise der preussischen Kriegsführung entspricht auch der Abschluss des Waffenstillstandes, bei dem den preussischen Unterhändlern gegenüber der Vorwurf der Leichtfertigkeit mit Recht erhoben wird; aber Preussen wollte sich im eigenen Interesse aus dem von ganz Deutschland unternommenen Kriege zurückziehen. Die kritischen Bemerkungen von Moltke, Arnim, Bunsen, Varnhagen, Zastrow konnten aber so wenig den Gang der Ereignisse aufhalten, als die Gesandschaften der Landesregierung an die deutschen Höfe. Die Einsetzung der im Art. X. des Berliner Waffenstillstandes angeordneten, aus dem Kammerherrn v. Tillisch, dem Grafen zu Eulenburg und dem englischen Obersten Hodges bestehenden Verwaltungs-Kommission für das Herzogtum Schleswig wurde am 25. August vollzogen. Wie der preussische Kommissar, Graf Eulenburg, mit den Verhältnissen und der dänischen Sprache nicht vertraut, sich von den Dänen ins Schlepptau nehmen liess, zeigt am besten die Darstellung der Geschichte der vom dänischen Könige an die Schleswiger erlassenen Proklamation vom 27. August, deren die erste Seite einnehmender dänischer Text erheblich von dem deutschen abweicht. Der Verlauf der Ereignisse hat das Urteil des Bürgermeisters Lüders in Tondern »dass der Graf zwar ein ganz gescheuter Herr, jedoch ohne alle Kenntnis der Verhältnisse ausser stande sei, den dänischen

Digitized by Google

Anmassungen einen Damm entgegenzusetzen, für die Sache unseres Landes, auf die er von seinem erhabenen preussischen Standpunkte aus herabblicke, kein Herz habe und bald ein willenloses Werkzeug in den Händen der Dänen sein würde« voll bestätigt. Noch schroffer lautet das Urteil des durch v. Schleinitz nach Schleswig-Holstein zur Berichterstattung abgesandten Hauptmanns (nachherigen Generals) v. Hartmann: »Dänische Perfidie und Gewaltsamkeit, gepaart mit der Kurzsichtigkeit eines preussischen Beamten, treiben dort ein Spiel der Willkür, das die edelsten Fasern des Volkslebens, die Hebel der Sittlichkeit, Religion und Rechtsgefühl ungeahndet gefährdet.«

Schrader, Th., Hamburger Flugblatt von 1629. **M H G,** S. 140—143.

—, —, Ein Aufruf des Rittmeisters Hanfft. **M H G,** S. 42—47. — Zur Einverleibung Holsteins in Dänemark 1806.

—, —, Zur Kritik von Kaiser Friedrich Barbarossas Privileg für Hamburg. 1189 Mai 7. **M H G,** S. 104—116.

Struve, W., Geschichte des Kieler Männer-Turnvereins von 1844. Festschrift zur Feier seines 50jährigen Bestehens. Kiel: Druck von Carl Jansen (Marquardsen), 1894. 134 S., 8°. ℳ 1,00. — Nur wenige Vereine sind so eng mit der heimatlichen Geschichte verwachsen, wie der Kieler Männer-Turnverein von 1844, der unter dem Namen Kieler Turnverein begründet wurde. Dennoch ist er an sich nicht als ein Produkt der politischen Bewegung zu betrachten, sondern er verdankt sein Entstehen den humanen Bestrebungen, die sich damals überall in Deutschland zum Wohle der Jugend bemerkbar machten. Die von Professor Forchhammer am Geburtstage Christian's VIII. 1843 gehaltene Festrede über das öffentliche Erziehungs- und Unterrichtswesen, in welcher er ausführte, dass auf einem wohlgeordneten Turnplatze neben den körperlichen zugleich die moralischen Kräfte der Jugend entwickelt werden, und zur Gründung einer Turnerschaft aufforderte, hatte die Errichtung einer Turnanstalt (oder vielmehr eines Turnplatzes) für die Schuljugend der Stadt und ihrer nächsten Umgebung am 29. Mai 1844 zur Folge. Wenn auch das Turnen der Jugend nur bis 1845 dauerte, so hatte dasselbe doch die Anregung zur Gründung des ersten Kieler Turnvereins gegeben, in dem sich zur Hauptsache Studenten und aus der Hochschule hervorgegangene Männer zum Turnen vereinigten. Die im Anfang des Jahres 1848 herrschende Stimmung findet ihren Ausdruck in den vom Turnverein betriebenen Waffenübungen, und als nach Mitternacht 23./24. März vor der Thür des Kieler Rathauses Beseler die Proklamation verlas, da standen Turner und Studenten, Bürgerwehr und Jäger, das Gewehr präsentierend, als Schleswig-Holsteins erste Armee bereit, den Kampf mit Dänemark zu beginnen. Die Schilderung der Schlacht bei Bau und der Gefangenschaft auf »Dronning Marie« findet einen trefflichen Abschluss in der kurzen Darstellung des Empfanges der am 7. September abends nach Kiel zurückkehrenden Turner und Studenten. Der Druck, der in den fünfziger Jahren auf dem Vereinsleben lastete, ist auch in der Entwickelung des Turnvereins zu spüren. Der Aufschwung am Ende der fünfziger Jahre findet seinen Ausdruck in dem 1. Turn- und Jugendfest zu Coburg, wo die Fahne des Vereins an die Coburger Turnerschaft zur Aufbewahrung übergeben wird. Zwar wurde, nachdem das 1. schleswig-holsteinische Bezirksturnfest in Rendsburg 1862 die Wogen der patriotischen Begeisterung hatte hoch gehen lassen, das für 1863 in Kiel geplante Fest von der Regierung verboten; aber bald schlug die Stunde der Erlösung: am 28. August 1864 wurde die allgemeine schlesw.-holst. Turnfahrt in die Hüttener Berge unternommen, und als am 25.—28. Mai 1865 das 1. deutsche Turnfest in Paris gefeiert wurde, da fühlte der schlesw.-holst. Bezirk die Ehrenpflicht, die Pflege des Deutschtums im Auslande nach Kräften zu unterstützen, und entsandte 2 Abgeordnete zu dem Turnfest — die einzigen Vertreter aus dem nördlichen Deutschland —, und 2 Monate später konnte das Kieler Turnfest, unbelästigt durch dänische Polizei, gefeiert werden.

Wichmann, E. H., Die bei der Verlängerung des Freihafencanals an der holländischen Reihe aufgefundenen Baureste. **M H G,** S. 85—93.

—, —, Die Baureste am Katharinenkirchhof. **M H G,** S. 143—146.

Windeck, —, Geschichte der ersten 25 Jahre des Königlich Preussischen Füsilier-Regiments Königin (Schleswig-Holsteinisches) Nr. 86. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin: Mittler & Sohn, 1894. VI u. 341 S., 4 Tafeln, 8 Karten. 8°. ℳ 7,00. — Durch A. K. O. vom 27. September 1866 wurde die Neuformation von 16 Infanterie-Regimentern derartig befohlen, dass bei 16 Divisionen aus den je drei überzähligen Kompagnien ihrer vier alten Infanterie-Regimenter ein neues Regiment gebildet werden sollte. Für das Inf.-Reg. Nr. 86 von der 14. Division dienten die Westf. Inf.-Reg. Nr. 16, 17, 56 und 57 als Stammregimenter. Da nach Beendigung des Feldzuges von 1866 die 14. Inf.-Division zur Besatzung Hannovers bestimmt wurde, erfolgte die Formation des neuen Regiments

Digitized by Google

in Hannover; seine Ausrüstung bestand in Zündnadelgewehren (Modell von 1841) und Seitengewehren mit gekrümmter Klinge (umgeändertes Modell). Als erste Garnisonorte waren Halle und Zeitz bestimmt. Die erste Rekruteneinstellung mit 40 bis 45 Mann für die Kompagnie erfolgte am 7. März 1867 aus Schleswig-Holstein. Die am 3. Juli 1867 in Potsdam genagelten Fahnen wurden am 5. Juli den Bataillonen übergeben. Durch A. K.-O. vom 27. September wurde das Regiment dem 9. Armeekorps, aus dessen Bezirk es sich rekrutierte, zugeteilt und gleichzeitig unter der Bezeichnung »Schleswig-Holsteinisches Füsilier-Regiment Nr. 86« in ein Füsilier-Regiment umgeformt. Im März 1868 übernahm Oberst v. Krohn, von Geburt Holsteiner, 1848—50 Kompagniechef bei den schl.-holst. Jägern, das Kommando, welches er bis April 1869 führte. Da das Regiment bei Ausbruch des Krieges 1870 noch nicht die erforderliche Zahl von Reservisten aus Schleswig-Holstein erhalten konnte, wurde es durch 800 Rheinländer vollzählig gemacht, zu denen sich später die begeisterten, thatendurstigen Kriegsstudenten gesellten. Mit dem 4. Armeekorps, zu dem es abkommandiert war, war das Regiment (wie auch das 9. Korps) der Zweiten Armee zugeteilt. Nach den Schlachten um Metz wurden die 86er, mit dem 4. Armeekorps der Vierten oder Maas-Armee unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen zugeteilt, in deren Verband sie den Marsch auf Chalons und auf Sedan mitmachten, am 25. August abends zum erstenmal durch einen Ochsen alarmiert. Die Feuertaufe erhielt das Regiment am 30. August bei Beaumont, wo das mittags in seinem Lager überraschte 5. französische Armeekorps nach mehrstündigem verlustreichen Kampfe auf Mouzon zurückgeworfen wurde. Die Fahne des 1. Bataillons pflanzt Sergeant Stange, der sie dem gefallenen Haase abgenommen hat, als erstes preussisches Feldzeichen im erstürmten Lager auf. Hauptmann v. Maliszewski, durch einen Schuss durch beide Oberschenkel verwundet, leitet das Feuer seiner (1.) Kompagnie, bis ihm das Kommando des Bataillonskommandeurs: »Seitengewehr pflanzt auf! Auf, zur Attacke!« seine Mannschaften entführt. Die ersten Geschütze erbeutet das 2. Bataillon. Der König Albert von Sachsen gedenkt noch in einem Schreiben vom 11. Dezember 1873 der von den braven 86ern erbeuteten Geschütze, der ersten Bürgschaft des Sieges. — Der Vormarsch auf Paris erfolgte so schnell, dass die Verpflegungskolonnen nicht rechtzeitig folgen konnten und die Armee auf Beitreibung angewiesen war. Das 86. Regiment stand bei Argenteuil, an der Seine unterhalb Paris, und nahm hier an den Gefechten bei Pierrefitte und L'Isle Adam teil. In die zweite Linie zurückgezogen, nahm es am 30. November am Gefechte bei Epinay teil. Nach der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches brachte der 19. Januar dem Regiment neue Lorbeeren bei St. Quentin. Durch A. K.-O. vom 11. April 1871 wurde das Regiment dem 9. Armeekorps einverleibt, und als Friedensgarnisonen wurden Flensburg, Augustenburg und Sonderburg bestimmt, wo die Bataillone am 4., bezw. 7. Juli anlangten. — Die Gedächtnistafel für die Gefallenen des 1. Bataillons wurde in der Kirche des Schlosses Gottorf angebracht, da der dänische Vorstand der Mariengemeinde in Flensburg die Einwilligung zur Aufstellung der Tafel versagte und die Erlaubnis erst Ende der achtziger Jahre erteilte; dagegen überreichte die Provinz 1874 dem Regiment einen Schellenbaum als Zeugnis der Dankbarkeit für die heldenmütige Beteiligung an den Kämpfen der Jahre 1870/71. Den bedeutsamsten Merkstein in der Friedensgeschichte des Regiments bildet die Verleihung desselben an Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Auguste Victoria gelegentlich des Kaisermanövers des 9. Armeekorps im Jahre 1890, an dem zum erstenmal die deutsche Flotte teilnahm, während ein österreichisch-ungarisches Geschwader demselben beiwohnte.

Wohlwill, Adolf, Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Hamburg und Gustav Adolf. 1630—1632. **M H G,** S. 173—186.

22. Personal-Geschichte.

Baasch, E., Zwei Briefe des Melchior Lorichs. **M H G,** S. 59—62.
Barfod, Frederik, P. H. Lorenzens dauske tale. **S Aa,** S. 245—246.
D(ühsen), W., Hieronymus Schulze. **A G H L,** S. 115—118.
Johannsen, Gustav, Jakob Plaetner. **S Aa,** S. 12—16.
Wohlwill, Ad., Das Urlaubsgesuch Joh. Georg Rist's vom 18. Mai 1813. **M H G,** S. 76—79.

Druck von A. F. Jensen in Kiel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google